

# GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft  
Journal for Gender, Culture and Society

Marion Kamphans, Meike Sophia Baader, Sandra Beaufaÿs (Hrsg.) |  
**Hochschule und Geschlecht**

Thorben Sembritzki, Lisa Thiele | Geschlechterunterschiede bei Karrierewegen von  
FachhochschulprofessorInnen: eine empirische Bestandsaufnahme

Kristina Binner, Lena Weber | Zwischen ‚Exzellenz‘ und Existenz. Wissenschaftskarriere,  
Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich

Ulla Hendrix, Heike Mauer, Jennifer Niegel | Karrierehindernis Geschlecht? Zum Verbleib  
von Frauen in der Hochschulmedizin

Sabrina Deigert | Exklusiv: akademischer Alltag im deutschsprachigen Universitäts-  
roman. Eine gendersensible praxeologische Analyse

Lisa Mense, Stephanie Sera, Sarah Vader | Queering and diversifying gender in equality  
work at European higher education institutions

Melanie Haller | Implizites Geschlecht – Kleidergrößen in zeitgenössischer Kindermode

Anna Monz, Waltraud Cornelißen | „Die Kinder gehören zur Mutter!“ – Implizite Gender-  
konzepte und deren Bedeutung für die Genese von Wohnarrangements und Arbeitsteilung

Sabine Hofmeister, Tanja Mölders, Michaela\* Deininger, Katharina Kapitza | Für welche  
‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten

Almut Zwengel | Die Separierung der Geschlechter. Ihre Relevanz für Interaktionen  
zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten

1 | 19

# **GENDER**

**Zeitschrift für Geschlecht,  
Kultur und Gesellschaft**

Heft 1

11. Jahrgang 2019

ISSN 1868-7245



**GENDER****Zeitschrift für Geschlecht,  
Kultur und Gesellschaft****Hochschule und Geschlecht**


---

|   |         |   |
|---|---------|---|
| Marion Kamphans,<br>Meike Sophia Baader,<br>Sandra Beaufaÿs | Vorwort | 7 |
|---|---------|---|

---

**Schwerpunkt**

|  |  |    |
|--|--|----|
| Thorben Sembritzki,<br>Lisa Thiele               | Geschlechterunterschiede bei Karrierewegen<br>von FachhochschulprofessorInnen: eine<br>empirische Bestandsaufnahme                     | 11 |
| Kristina Binner,<br>Lena Weber                   | Zwischen ‚Exzellenz‘ und Existenz.<br>Wissenschaftskarriere, Arbeits- und<br>Geschlechterarrangements in Deutschland und<br>Österreich | 31 |
| Ulla Hendrix,<br>Heike Mauer,<br>Jennifer Niegel | Karrierehindernis Geschlecht? Zum Verbleib<br>von Frauen in der Hochschulmedizin   | 47 |
| Sabrina Deigert                                  | Exklusiv: akademischer Alltag im<br>deutschsprachigen Universitätsroman. Eine<br>gendersensible praxeologische Analyse                 | 63 |
| Lisa Mense,<br>Stephanie Sera,<br>Sarah Vader    | Queering und Vervielfältigungen von<br>Geschlecht in der Gleichstellungsarbeit an<br>europäischen Hochschulen                          | 78 |

---

**Offener Teil**

|                                   |  |     |
|-----------------------------------|--|-----|
| Melanie Haller                    | Implizites Geschlecht – Kleidergrößen in<br>zeitgenössischer Kindermode  | 92  |
| Anna Monz,<br>Waltraud Cornelißen | „Die Kinder gehören zur Mutter!?“ – Implizite<br>Genderkonzepte und deren Bedeutung für<br>die Genese von Wohnarrangements und<br>Arbeitsteilung nach einer Trennung | 108 |

|   |  |     |
|---|--|-----|
| Sabine Hofmeister,<br>Tanja Mölders,<br>Michaela* Deininger,<br>Katharina Kapitza | Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch<br>feministische Perspektiven auf aktuelle Care-<br>Debatten im sozial-ökologischen Kontext | 125 |
| Almut Zwengel   | Die Separierung der Geschlechter. Ihre Relevanz<br>für Interaktionen zwischen Geflüchteten und<br>ehrenamtlich für sie Engagierten     | 140 |

---

## Rezensionen

|                   |  |     |
|-------------------|--|-----|
| Magda Boryśławska | Helma Lutz/Anna Amelina, 2017: Gender,<br>Migration, Transnationalisierung. Eine<br>intersektionelle Einführung              | 156 |
| Sarah K. Hackfort | Daniela Gottschlich, 2017: Kommende<br>Nachhaltigkeit. Nachhaltige Entwicklung aus<br>kritisch-emanzipatorischer Perspektive | 159 |
| Hanna Heinrich    | Bärbel Schomers, 2018: Coming-out – Queere<br>Identitäten zwischen Diskriminierung und<br>Emanzipation                       | 162 |
| Friederike Höher  | Babette Mölders, 2018: Mentoring zur<br>Begleitung des Übergangs vom Studium in den<br>Beruf                                 | 165 |

**GENDER****Journal for Gender,  
Culture and Society****Gender and Higher Education**


---

|   |              |   |
|---|--------------|---|
| Marion Kamphans,<br>Meike Sophia Baader,<br>Sandra Beaufaÿs | Introduction | 7 |
|---|--------------|---|

---

**Essays**

|  |  |    |
|--|--|----|
| Thorben Sembritzki,<br>Lisa Thiele               | Gender-specific differences in the career paths of professors at universities of applied sciences: an empirical baseline study | 11 |
| Kristina Binner,<br>Lena Weber                   | Between "excellence" and existence. Scientific careers, work and gender arrangements in Germany and Austria                    | 31 |
| Ulla Hendrix,<br>Heike Mauer,<br>Jennifer Niegel | Gender as a barrier to advancement? Why women get lost on their career paths in university medicine                            | 47 |
| Sabrina Deigert                                  | Exclusive: Everyday academic life in German campus novels. A praxeological and gender-sensitive analysis                       | 63 |
| Lisa Mense,<br>Stephanie Sera,<br>Sarah Vader    | Queering and diversifying gender in equality work at European higher education institutions                                    | 78 |

---

**Essays: Open Part**

|                                   |  |     |
|-----------------------------------|--|-----|
| Melanie Haller                    | Implicit gender – sizes in contemporary children's fashion   | 92  |
| Anna Monz,<br>Waltraud Cornelißen | "Children belong with their mother!?" Implicit concepts of gender in establishing living arrangements and the parental division of labour after separation | 108 |

|   |   |     |
|---|---|-----|
| Sabine Hofmeister,<br>Tanja Mölders,<br>Michaela* Deininger,<br>Katharina Kapitza | Which "nature(s)" do we care for? Critical feminist perspectives on current care debates in a social-ecological context | 125 |
| Almut Zwengel   | Separation of the sexes. A key to understanding interaction between refugees and volunteers                             | 140 |

---

## Book Reviews

|                   |  |     |
|-------------------|--|-----|
| Magda Boryśławska | Helma Lutz/Anna Amelina, 2017: Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung              | 156 |
| Sarah K. Hackfort | Daniela Gottschlich, 2017: Kommende Nachhaltigkeit. Nachhaltige Entwicklung aus kritisch-emanzipatorischer Perspektive | 159 |
| Hanna Heinrich    | Bärbel Schomers, 2018: Coming-out – Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation                       | 162 |
| Friederike Höher  | Babette Mölders, 2018: Mentoring zur Begleitung des Übergangs vom Studium in den Beruf                                 | 165 |

## Hochschule und Geschlecht

Marion Kamphans, Meike Sophia Baader, Sandra Beaufaÿs

Ausgangspunkt für die Herausgabe eines Heftschwerpunktes zum Thema „Hochschule und Gender“ waren mehrere Fragen: Inwiefern wirken sich die Veränderungen im Hochschul- und Wissenschaftssystem auf die Geschlechter, das Geschlechterverhältnis sowie auf Geschlecht als inhaltliche Kategorie aus? Wo sind die (ungleichen) Geschlechterverhältnisse in Bewegung gekommen? Welche Fortschritte – oder auch Stagnation oder gar Rückschritte – lassen sich in der Gleichstellung an den Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen erkennen?

Diese Fragen stellen sich umso mehr, da das Hochschul- und Wissenschaftssystem weltweit seit mehr als drei Jahrzehnten im Wandel begriffen ist und sich in seinem Inneren inzwischen durch verschiedene Reformen, Ökonomisierungsprozesse und gesellschaftliche Entwicklungen grundlegend verändert hat.<sup>1</sup> Auch wenn sich diese Veränderungen an den Hochschulen in Europa je nach nationalstaatlicher Prägung in unterschiedlichem Tempo vollzogen haben, verweisen sie auf verschiedene, teils miteinander zusammenhängende Ereignisse, Entscheidungen und Einflüsse. Die Entwicklung ist vor allem dadurch gekennzeichnet, dass neue Steuerungsinstrumente und -mechanismen nach den Prinzipien des New Public Managements in die Hochschulen eingeführt wurden, mit dem Ziel, sie durch eine stärkere Wettbewerbsorientierung, durch managerialistische Selbststeuerung, Ressourcenallokation, Controlling und Evaluationen zu ‚effektiven‘ und ‚effizienten‘ Dienstleistungsunternehmen umzubauen. Im deutschen Hochschulkontext sind in diesem Zusammenhang zwei Programme hervorzuheben, von denen sich die Politik eine Stärkung der Wettbewerbsdynamik innerhalb von Wissenschaft und Hochschule versprochen hatte: die Flexibilisierung und Befristung der Beschäftigungsverhältnisse durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz und die in den Jahren 2005/06 erstmals durchgeführte Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder. Nicht zuletzt wurden mit dem seit Ende der 1990er-Jahre einsetzenden Bologna-Prozess auch das Studium und die Lehre an den europäischen Hochschulen wettbewerbler, vergleichbarer, berufsorientierter, internationaler und durchlässiger für verschiedene Studierendengruppen ausgerichtet. All diese Veränderungen haben das Geschlechterverhältnis und die Geschlechterarrangements an Hochschulen nicht unberührt gelassen.<sup>2</sup>

Mit den Veränderungsprozessen und Neuausrichtungen war zwar immer auch die Hoffnung verbunden, mehr Chancengleichheit für die Geschlechter zu etablieren. Ein Blick in aktuelle empirische Studien zeigt aber, dass sich Veränderungen hinsichtlich einer umfassenden Geschlechterperspektive und eines gleichberechtigten Einbezugs der

1 Grande, Edgar; Jansen, Dorothea; Jarren, Otfried; Rip, Arie; Schimank, Uwe & Weingart, Peter (Hrsg.). (2013). *Neue Governance in der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript.

2 Vgl. dazu u. a. Aulenbacher, Brigitte; Binner, Kristina; Riegraf, Birgit & Weber, Lena (2015). Wandel der Wissenschaft und Geschlechterarrangements: Organisations und Steuerungspolitiken in Deutschland, Österreich, Großbritannien und Schweden. *Beiträge zur Hochschulforschung*, 37(3), 22–38. Hark, Sabine & Hofbauer, Johanna (Hrsg.). (2018). *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken*. Berlin: Suhrkamp.

Geschlechter in die Prozesse und Strukturen von Hochschulen und Wissenschaft kaum oder nur sehr langsam vollziehen und sich teilweise auch kontraproduktiv auswirken können.<sup>3</sup>

Welche Folgen die Reform- und Transformationsprozesse im Hochschul- und Wissenschaftssystem für die Geschlechter und deren Verhältnis zueinander haben, wie die Kategorie Geschlecht in ihrer Vielfalt in diesen Zusammenhängen (de)thematisiert und konstruiert, aber auch wie Gleichstellung an Hochschulen unter diesen Bedingungen aktuell kontextualisiert wird – dazu liefern die fünf Beiträge in diesem Schwerpunkt empirische Ergebnisse und Analysen, die sich an aktuelle Studien anschließen und neue Akzente setzen: So gibt es Fortschritte, die sich beispielsweise in einem langsam ansteigenden Anteil von Frauen an den (Fachhochschul-)Professuren<sup>4</sup> in den vergangenen 20 Jahren zeigen; es gibt Hinweise auf neue Entwicklungen in der Gleichstellungspolitik an Hochschulen, die zunehmend beginnen, queere und diverse Aspekte in ihre Gleichstellungskonzepte einzubeziehen. Gleichzeitig finden sich in den praktischen Karriere- und Alltagsarrangements – wie auch auf der Ebene ihrer symbolischen Repräsentation – noch immer stereotype Geschlechterbilder und traditionelle Arbeitskulturen. Zu den Beiträgen im Einzelnen:

*Thorben Sembritzki* und *Lisa Thiele* beschreiben, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sich ergeben, wenn die Karrierewege und Bewerbungsmotive von neuberufenen Professor\_innen an Fachhochschulen entlang der Kategorie Geschlecht ausgewertet werden. Die Besonderheiten der Berufungsverfahren an Fachhochschulen zum Thema zu machen, ist in der bisherigen Hochschul- und Geschlechterforschung neu. Die empirische Grundlage ihres Artikels bilden qualitative und quantitative Daten wie Interviews, Online-Befragungen und Berufungsakten, die im Rahmen eines Forschungsprojektes am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) ausgewertet wurden. In den Ergebnissen zeigt sich, dass die für männliche Berufsbiografien typischen Merkmale (Linearität, gehobene Managementposition, Führungserfahrung) anscheinend ein stärkeres Gewicht im Auswahlprozess erlangen als die für weibliche Berufsbiografien typischen Merkmale (Erwerbsunterbrechungen, umfangreiche wissenschaftliche Qualifikation, heterogene außerwissenschaftliche Arbeitserfahrungen).

Im Beitrag von *Kristina Binner* und *Lena Weber* wird deutlich, wie wissenschaftliche Karrieren in Deutschland und Österreich unter dem seit den 1980er-Jahren propagierten Leitbild einer „unternehmerischen Hochschule“ neue und zugleich bekannte Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern hervorbringen. Die Autorinnen haben qualitative Interviews mit Nachwuchswissenschaftler\_innen mit dem Ansatz des alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements nach Aulenbacher und Riegraf ausgewer-

3 Vgl. bspw. Baader, Meike Sophia & Freytag, Tatjana (Hrsg.). (2017). *Bildung und Ungleichheit in Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS. Engels, Anita; Beaufays, Sandra; Kegen, Nadine V. & Zuber, Stephanie (2015). *Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative*. Frankfurt/Main: Campus. Kamphans, Marion (2014). *Zwischen Überzeugung und Legitimation. Gender Mainstreaming in Hochschule und Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS.

4 Vgl. Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2018). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 22. Fortschreibung des Datenmaterials (2016/2017) zu Frauen in Hochschulen und außerschulischen Forschungseinrichtungen*. Bonn. Zugriff am 09. Januar 2019 unter [https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/22.\\_FS\\_Frauenbericht\\_2018\\_Heft\\_60.pdf](https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/22._FS_Frauenbericht_2018_Heft_60.pdf).

tet. Konkret zeigt ihre Analyse, wie sich im Zuge der Reorganisation der Hochschulen und der wissenschaftlichen Karrierewege in beiden Ländern auch die Arbeitsarrangements zwischen den Geschlechtern in der Promotions- wie Postdoc-Phase verändern. Gleichzeitig halten Wissenschaftler\_innen – um ihre beruflichen Entscheidungen zu legitimieren – selbst dann an tradierten Geschlechterbildern fest, wenn diese im Widerspruch zur Ressourcenstruktur ihrer gegenwärtigen Situation stehen.

*Ulla Hendrix, Heike Mauer und Jennifer Niegel* thematisieren in ihrem Beitrag, wie die Beteiligten im Feld der Hochschulmedizin den Widerspruch zu erklären versuchen, weshalb es nach wie vor so wenige Frauen in den Top-Positionen der Hochschulmedizin gibt, obwohl seit mehreren Jahrzehnten wesentlich mehr Studentinnen als Studenten ein Medizinstudium beginnen und abschließen. Auf der Basis zweier empirischer Studien – einer Online-Befragung mit Assistenzärzt\_innen sowie einer Interviewstudie mit Akteur\_innen in Schlüsselpositionen der Universitätskliniken und medizinischen Fakultäten in Nordrhein-Westfalen – arbeiten Hendrix, Mauer und Niegel zwei dominante Erklärungen heraus, die beide mit essentialistischen Geschlechterbildern und tradierten wie festgefühten Vorstellungen hinterlegt sind: erstens die Annahme, dass die mangelnde Vereinbarkeit von Hochschulmedizin und Familie für den geringen Frauenanteil auf den Professuren verantwortlich ist, und zweitens die Vermutung, dass Frauen „falsche“ Karrierestrategien anwenden. Die Arbeitsorganisation und -kultur der Hochschulmedizin selbst werden als Barrieren für Frauen nicht in Betracht gezogen.

*Sabrina Deigert* zeigt mit ihrem Beitrag, wie in zeitgenössischen deutschsprachigen Universitätsromanen ‚Doing Science und Doing Gender‘ in der Wissenschaft als asymmetrische vergeschlechtlichte Praxen des akademischen Alltags miteinander verschränkt werden. Die Autorin wertet mit Bourdieus Perspektive der Sozioanalyse literarischer Texte sechs deutschsprachige zeitgenössische Universitätsromane aus. Diese Methode ermöglicht es zum einen, Geschlechterkonstruktionen in der Wissenschaft performativ sichtbar zu machen; so wird Wissenschaftlerinnen in den Darstellungen akademischen Alltags ein Platz außerhalb der Kämpfe um wissenschaftliche Anerkennung zugewiesen und die vergeschlechtlichte Logik des wissenschaftlichen Feldes wird, auch und gerade durch ihre literarische Überzeichnung, letztlich reproduziert. Zum anderen gelingt es der Autorin, Themen und Aspekte einer (geschlechter)hierarchischen Ordnung des akademischen Alltags herauszuarbeiten, die durch andere Erhebungsmethoden implizit bleiben würden.

*Lisa Mense, Stephanie Sera und Sarah Vader* plädieren in ihrem Beitrag dafür, die gegenwärtige Gleichstellungspolitik an Hochschulen in Deutschland stärker als bisher für queere und diverse Perspektiven zu öffnen, wie dies z. B. in den Niederlanden geschieht. Startpunkt für ihre vergleichende Analyse ist die europäische Gleichstellungspolitik, die seit Ende der 1990er-Jahre für beide Länder auf der Ebene der EU-Gesetzgebung gleiche Akzente gesetzt hat bzw. bis heute setzt. Die Autorinnen zeigen, in welche national geprägten Diskurse die Gleichstellungspolitik an Hochschulen in Deutschland und den Niederlanden eingebettet ist. Sie skizzieren, welches unterschiedliche Verständnis von Geschlecht sich in den institutionellen Gleichstellungspolitiken beider Länder spiegelt, und zeigen, wie sehr die Umsetzung von „Queerversity“-Ansätzen vom Engagement einzelner Personen und Gruppen sowie deren Freiheitsgraden für die Gestaltung von Gleichstellungspolitik abhängt.

## Offener Teil

Im Offenen Teil dieser Ausgabe untersucht *Melanie Haller* den zeitgenössischen Blick auf Kindermode aus einer genderkritischen Perspektive. Anhand von Größenmaßtabellen für Kinderkleidung analysiert sie, wie bereits in der Anlage von Kleidergrößen geschlechterdifferente Annahmen impliziert werden. Mit der genutzten praxistheoretischen Methode kann gezeigt werden, wie zeitgenössische Kinderkleidung auf ein dichotomes Geschlechterkonzept limitiert wird, das dazu beiträgt, Geschlechterstereotype zu verfestigen.

Auch der Beitrag von *Anna Monz* und *Waltraud Cornelissen* befasst sich mit impliziten Genderkonzepten, in diesem Fall bezogen auf Mutterschaft und elterliche Arbeitsteilung. Anhand von ausgewählten Fällen werden vier Muster der Transformation von Arbeitsteilungsarrangements nach einer Trennung rekonstruiert. Dabei zeigt sich, dass die vorgestellten Paare sich nach der Trennung von der traditionellen Vorstellung, ein Kind gehöre zur Mutter, nur begrenzt lösen, insofern sie ein Wechselmodell und eine Teilung der Care-Arbeit praktizieren.

„Care“ aus einer ganz anderen Perspektive beleuchten *Sabine Hofmeister*, *Tanja Mölders*, *Michaela\* Deininger* und *Katharina Kapitza*. Sie richten einen kritisch feministischen Blick auf Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. Von der Auseinandersetzung mit ‚Natur‘ als immanenter Kategorie in den (Care-)Debatten der Neuen Frauen- und Ökologiebewegung der 1970er-Jahre bis zu ausgewählten Arbeiten zu ‚Natur‘ als expliziter Kategorie in ‚Care‘-Beziehungen zwischen Menschen und nicht-menschlichen ‚Natur/en‘ untersuchen die Autor\_innen Tendenzen der Essentialisierung von ‚Natur‘ und ‚Geschlecht‘.

Um eine in der Alltagspraxis vorgenommene „Separierung der Geschlechter“ geht es in dem Beitrag von *Almut Zwengel*. Die Autorin nimmt die spezifischen Situationen in den Blick, die aus der Interaktion zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten entstehen. Dabei stößt sie auf herkunftskulturelle Zuschreibungen sowie auf weiblich dominierte Unterstützungsnetzwerke und Geschlechtertrennende Angebote für Geflüchtete. Die so entstehende Geschlechterseparation führt zu Unsicherheiten in der Interaktion, insbesondere beim Umgang mit Nähe und Distanz.

Abgerundet wird das Heft durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung.

*Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter\_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.*

Thorben Sembritzki, Lisa Thiele

## Geschlechterunterschiede bei Karrierewegen von FachhochschulprofessorInnen: eine empirische Bestandsaufnahme

### Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht geschlechtsbezogene Unterschiede bei der Besetzung von Professuren an Fachhochschulen, etwa mit Blick auf die Zahlen von Frauen und Männern, die sich bewerben, ihre vorangegangenen Karrierewege und Bewerbungsmotive, den Ausstieg oder Ausschluss aus dem Verfahren, die mit der Annahme der Professur verbundene Veränderung der persönlichen finanziellen Situation und die erreichte Arbeitszufriedenheit. Der Untersuchung liegt ein exploratives Mixed-Methods-Design zugrunde, das qualitative ExpertInneninterviews mit quantitativen Analysen von Daten aus Berufungsakten und einer Online-Befragung von neu berufenen StelleninhaberInnen verbindet. Dabei zeigt sich, dass Frauen insgesamt kürzere Zeiten der beruflichen Praxis angeben als Männer, insbesondere in der Privatwirtschaft, und der Wechsel auf eine FH-Professur für sie eher mit dem Erreichen einer höheren Position und eines besseren Einkommens verbunden ist. Zum Schluss werden bestehende Forschungslücken identifiziert und mögliche Ansätze für weiterführende Forschung zum Karriereweg FH-Professur sowie zu Berufungsverfahren diskutiert.

### *Schlüsselwörter*

Fachhochschule, Professur, Berufungsverfahren, Karriereweg, Frauenförderung

### Summary

Gender-specific differences in the career paths of professors at universities of applied sciences: an empirical baseline study

The article examines gender-specific differences in the appointment of professors at universities of applied sciences (UAS). It takes a closer look at the numbers of male and female applicants, their previous career paths, their motives for applying, their withdrawal or exclusion from the procedure, changes in their personal financial situation following appointment and their subsequent job satisfaction. The study is based on an explorative mixed methods design. It comprises qualitative expert interviews, quantitative analyses of data extracted from appointment-related files and an online survey of newly appointed professors. It shows that women tend to report shorter periods of professional practice than men, especially in the private sector, and that taking on a professorship at a UAS is more likely to lead them to a more senior position and a better income. Finally, research gaps are identified and possible further research on the career path of a professorship at a UAS as well as on appointment procedures is discussed.

### *Keywords*

university of applied sciences, professorship, appointment procedure, career path, women's advancement

## 1 Herausforderungen und Besonderheiten bei Karrierewegen zur FH-Professur

Der Anteil von Professorinnen in der ProfessorInnenschaft lag an staatlichen Universitäten und Fachhochschulen (FH) bzw. Hochschulen für angewandte Wissenschaften<sup>1</sup> in Deutschland im Jahr 2016 bei 23 (Universitäten) bzw. 22 Prozent (FH). Damit ist er im Vergleich zu 2007 an Universitäten mit acht Prozentpunkten etwas stärker angestiegen als an Fachhochschulen mit sechs (Statistisches Bundesamt 2008, 2017; eigene Berechnungen). Das hochschulpolitische Ziel einer deutlichen Erhöhung des Professorinnenanteils, mit dem sich auch der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern“ (Wissenschaftsrat 2007) befasst hat, wurde bisher also nur mit Einschränkungen erreicht. Eine weitere Steigerung des Professorinnenanteils steht insbesondere an den Fachhochschulen vor mehreren Schwierigkeiten. Erstens sind inzwischen mehr Frauen unter den ProfessorInnen, die aus dem aktiven Dienst ausscheiden, sodass nicht jede neu berufene Professorin eine zusätzliche Professorin ist. Zweitens zeigt sich bei Berufungsverfahren an Fachhochschulen vielfach ein BewerberInnenmangel, durch den die Besetzung der Stelle insgesamt gefährdet wird (Wissenschaftsrat 2016; In der Smitten et al. 2017).

Im Einzelfall können dabei der Zuschnitt der Professur, das Profil sowie die Lage der Hochschule eine Rolle spielen. Grundsätzlichere Hürden ergeben sich durch die vergleichsweise geringe Besoldung und Ausstattung der Professur sowie durch die wenig strukturierten und vielfach nicht bekannten Karrierewege dorthin. So gehören Professuren an Fachhochschulen in der Regel der Besoldungsgruppe W2 an und bieten damit schlechtere Verdienstmöglichkeiten als eine W3-Universitätsprofessur oder eine attraktive Leitungsposition in der Wirtschaft. Auch können Fachhochschulen meist nur in geringerem Umfang als Universitäten eine zusätzliche Ausstattung in Form von finanziellen, räumlichen, sachlichen und personellen Ressourcen gewähren.

Als Voraussetzungen für die Berufung auf eine FH-Professur verlangen die Hochschulgesetze der Länder sowohl eine besondere Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit, die in der Regel durch die Qualität einer Promotion nachzuweisen ist, als auch eine mehrjährige – in den meisten Bundesländern mindestens fünfjährige – berufliche Praxis, von der wiederum ein bestimmter Anteil – meist mindestens drei Jahre – außerhalb des Hochschulbereichs erbracht worden sein muss. Von FH-ProfessorInnen wird also eine „Doppelkompetenz von Wissenschaft und Praxis“ (Wissenschaftsrat 2016: 12) erwartet. Die Karrierewege an Fachhochschulen unterscheiden sich damit „grundlegend von denen an Universitäten“ (Wissenschaftsrat 2016: 12).

## 2 Forschungsstand und Forschungsfragen

Die bisherige wissenschaftliche Befassung mit Karrierewegen zu einer Professur zeichnet sich durch eine klare Schwerpunktsetzung auf Universitäten aus. Die vielfältigen Studien (u. a. Janson/Schomburg/Teichler 2006, 2007; Kreckel 2008) nehmen Bezug auf die vergleichsweise klare Strukturierung von der Promotion über die Postdoc-Phase

1 Im Folgenden werden einheitlich die Begriffe *Fachhochschule* bzw. *FH* verwendet.

bis hin zur Professur. Gleichwohl ist diese Laufbahn geprägt von einem hohen persönlichen Risiko, den entscheidenden Sprung auf eine Professur auch letztendlich erfolgreich bewältigen zu können. Bisherige Befunde zeigen, dass sich unter diesen Bedingungen insbesondere Frauen bzw. Mütter gegen eine wissenschaftliche Karriere entscheiden (u. a. Kahlert 2011; Rusconi/Solga 2011; Metz-Göckel et al. 2016). Möller (2015) zeigt auf, wie stark der Erfolg einer Karriere hin zur Universitätsprofessur nicht nur von dem Geschlecht, sondern auch von der sozialen Herkunft und dem Fach abhängig ist. Auch Lind und Löther (2007) verdeutlichen die unterschiedliche Partizipation von Frauen am wissenschaftlichen Qualifikationsprozess zwischen einzelnen Fächergruppen; der von den Autorinnen vorgeschlagene idealtypische Karriereverlauf hin zur Professur bezieht sich wiederum vorrangig auf Universitäten und klammert Qualifizierungs- und Karriereschritte außerakademischer Berufspraxis, die für FH-ProfessorInnen essentiell sind, aus (vgl. Lind/Löther 2007: 251).

Bei Fachhochschulen handelt es sich um ein vergleichsweise wenig beforschtes Gebiet der deutschen Hochschulforschung, und entsprechend wenige Befunde liegen zu Karrierewegen zur FH-Professur sowie zu individuellen Lebensläufen von FH-ProfessorInnen vor. Sie stehen weder in Forschungen zu HochschulabsolventInnen oder zum wissenschaftlichen Nachwuchs im Allgemeinen noch mit Blick auf die beruflichen Wege und Arbeitsbedingungen von Frauen in der Wissenschaft im Besonderen im Fokus (u. a. Brandt 2012; Berndt 2013; Beaufaÿs/Engels/Kahlert 2012; BuWiN 2017). Auch die umfangreiche Forschung zu Berufungsverfahren unter Gleichstellungsgesichtspunkten (Zimmermann 2000, 2006; Allmendinger 2003; Herrmann 2007; Färber/Spangenberg 2008; Junghans 2012; Kortendiek et al. 2014; Färber/Riedler 2016) geht nicht dezidiert auf Besonderheiten von Berufungsverfahren an Fachhochschulen ein; allerdings erscheinen Befunde zu einem unterschiedlichen Bewerbungsverhalten von Männern und Frauen (vgl. Färber/Spangenberg 2008) grundsätzlich übertragbar. Die wohl ergiebigste Darstellung zur beruflichen Situation von FH-ProfessorInnen bietet die berufsbiografische Studie *Professoren und Professorinnen an den Fachhochschulen in Niedersachsen* von Schlegel (2006). Sie gibt u. a. Auskünfte über die wissenschaftliche und berufspraktische Qualifizierung, die vorherige Berufssituation sowie die Erwartungen an die FH-Professur vor der Positionsübernahme und unterstreicht, dass FH-ProfessorInnen „im Vergleich zur Professorenschaft an Universitäten eigenständige Qualifikationsprofile und spezifische Karrieremuster auf[weisen]“ (Schlegel 2006: 130). Allerdings erfolgte die Datenerhebung bereits 2003 und liegt somit schon länger zurück; zudem war die Studie auf ein Bundesland beschränkt.

Der hier vorliegende Beitrag besitzt dahingehend einen explorativen Charakter, als zum ersten Mal bundesweit FH-ProfessorInnen erfasst werden; zugleich werden verschiedene methodische Zugänge – ExpertInneninterviews, Analyse von Berufsakten und Online-Befragung – miteinander verknüpft. Er soll den Fragen nachgehen, wodurch sich die Karrierewege neu berufener FH-Professorinnen und -Professoren auszeichnen, wie Kandidatinnen und Kandidaten das Berufungsverfahren durchlaufen und wie sich ihre persönliche Einkommenssituation durch die Berufung verändert hat. Dabei werden relevante Geschlechterunterschiede sowie -gemeinsamkeiten herausgestellt.

### 3 Methodisches Vorgehen und Datengrundlage

Zur Untersuchung geschlechtsbezogener Unterschiede in Karriereverläufen von FH-ProfessorInnen und Berufungsverfahren an Fachhochschulen werden im Folgenden drei Datensätze aus dem Projekt *Bewerberlage bei Fachhochschulprofessuren* (BeFHPro) herangezogen, das im Zeitraum von Mai 2016 bis Juni 2017 am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) durchgeführt wurde. Da sich die Fragestellung dieses Beitrags von der des Projekts unterscheidet, wurden die Daten jeweils einer gesonderten Auswertung unter besonderer Berücksichtigung der Variable *Geschlecht* unterzogen.<sup>2</sup>

Bei den Datensätzen handelt es sich erstens um zwölf ExpertInneninterviews mit VertreterInnen verschiedener Fachhochschulen und hochschulpolitischen AkteurInnen. Die Interviews zielten darauf ab, Einschätzungen zur BewerberInnenlage bei Berufungsverfahren zu erhalten, mögliche Hintergründe und Einflussfaktoren zu identifizieren und einen Einblick in die vielfältigen Positionen, Diskussionen und hochschulpolitischen Ansätze zum Thema Karrierewege zur Fachhochschulprofessur zu gewinnen. Für diese Untersuchung zur Exploration des Forschungsfeldes wurde die Methode des ExpertInneninterviews (Gläser/Laudel 2010) mit der Methode des problemzentrierten Interviews (Witzel/Reiter 2012) kombiniert. In den leitfadengestützten Interviews wurde möglichst offen auf die Einschätzungen der ExpertInnen zu Berufungsverfahren und zur BewerberInnenlage im Allgemeinen sowie auf Berufskarrieren an Fachhochschulen und damit verbundene Herausforderungen im Besonderen eingegangen. Mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) konnten so entsprechende Einflussfaktoren identifiziert werden, die dann der Vorstrukturierung der quantitativen Erhebungen dienten.

Zweitens wurden alle staatlichen deutschen Fachhochschulen (n=104) eingeladen, auf der Basis eines zur Verfügung gestellten Datenerhebungsbogens und einer erläuternden Handreichung aus ihren Berufsakten Daten zu Berufungsverfahren zusammenzustellen, bei denen die Professur im Zeitraum von Juli 2013 bis einschließlich Juni 2015 ausgeschrieben worden war. Die Teilnahme war selbstselektiv; 41 Hochschulen lieferten Daten zu insgesamt 773 Berufungsverfahren.

Drittens wurden für eine Online-Befragung von ProfessorInnen, die in den Ausgaben der Jahrgänge 2014 und 2015 der Zeitschrift *Die neue Hochschule* als Neuberufene aufgelistet waren, E-Mail-Kontaktmöglichkeiten über die Homepages der Hochschulen und deren MitarbeiterInnenverzeichnisse recherchiert. Insgesamt konnten auf diese Weise 805 E-Mail-Adressen gewonnen werden. Die Feldphase der Online-Befragung erstreckte sich über einen Zeitraum von sechs Wochen vom 29.11.2016 bis einschließlich 10.01.2017. Von den 791 Neuberufenen, denen die Einladung zugestellt werden konnte, konnten 443 Fälle in die Auswertung einfließen. Die Netto-Rücklaufquote lag somit bei 56 Prozent. Die Befragung gliederte sich inhaltlich in drei Themenbereiche:

---

2 Die erhobenen Daten dienten dem ursprünglichen Zweck, einen angenommenen BewerberInnenmangel bei FH-Professuren zu untersuchen (vgl. In der Smitten et al. 2017). Daten zu sozialer Herkunft, Partnerschaft, Elternschaft etc. wurden nicht erhoben; insofern ist die Anwendbarkeit geschlechtertheoretischer Konzepte limitiert. Auf entsprechende Forschungslücken wird im Fazit eingegangen (vgl. Kap. 5).

Ausgestaltung der Professur, Bewerbung auf die Professur und Einstieg sowie vorheriger Karriereweg.

## 4 Ergebnisse

Die Ergebnisse der Untersuchung zu Geschlechterunterschieden bei Karrierewegen von FH-ProfessorInnen werden im Folgenden in drei Schritten präsentiert, die sich an der Chronologie der Besetzung einer Professur orientieren. Zunächst wird es um den beruflichen Weg vor Antritt der Professur und um Bewerbungsmotive gehen, anschließend um Geschlechterunterschiede in Berufungsverfahren und zuletzt um geschlechtsbezogene Unterschiede bei und nach Stellenantritt, etwa mit Blick auf Veränderungen des Einkommens.

### 4.1 Vor der Berufung: Karrierewege und Bewerbungsmotive

Zu Berufswegen und Bewerbungsmotiven finden sich Daten in der Online-Befragung von neu berufenen ProfessorInnen an Fachhochschulen. Von den 443 BefragungsteilnehmerInnen waren etwa zwei Drittel männlichen und ein Drittel weiblichen Geschlechts. Das Durchschnittsalter lag bei rund 44 Jahren (Frauen 44, Männer 45 Jahre). Während etwa in den Fächergruppen Gesellschafts-/Sozialwissenschaften/Sport (70 %), Musik/Kunst/Gestaltung (63 %) und Rechtswissenschaften (63 %) der Anteil neu berufener Professorinnen deutlich überwog, fiel das Geschlechterverhältnis in den Fächergruppen Ingenieurwissenschaften (84 %), Mathematik/Informatik (83 %) und Wirtschaftswissenschaften (71 %) zugunsten der neu berufenen Professoren aus.

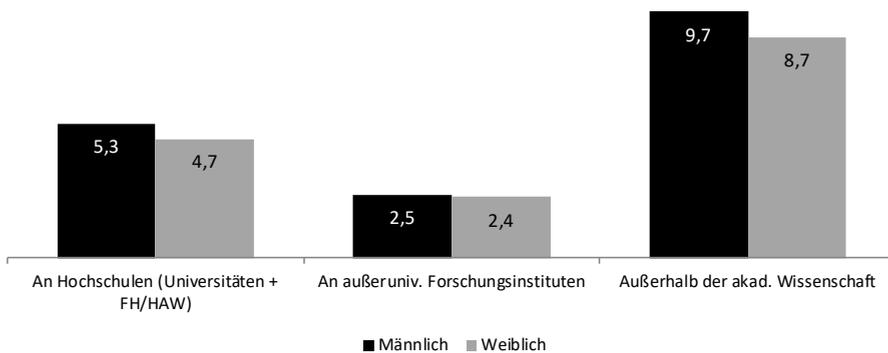
Im Laufe ihres Studiums waren 88 % der Befragten an einer Universität und 19 % (auch) an einer Fachhochschule für ein Studium eingeschrieben. Etwa jede fünfte neu berufene Professorin (22 %) kannte das System Fachhochschule bereits aus dem Studium, während dies auf 17 % der neu berufenen Professoren zutraf.

Eine Promotion hatten 91 % der Befragten vorzuweisen (Frauen 92 %, Männer 90 %). Von den Promovierten hatten 7 % zudem eine Habilitation abgeschlossen. Neben der wissenschaftlichen Qualifikation konnten die Befragten langjährige Tätigkeiten in der beruflichen Praxis vorweisen (Abbildung 1).<sup>3</sup> Auf die Berufspraxis außerhalb der akademischen Wissenschaft entfiel dabei der größte Teil der vorangegangenen beruflichen Laufbahn, wobei Männer in diesem Bereich mit 9,7 Jahren ein Jahr länger als Frauen tätig waren. An Hochschulen waren Frauen mit durchschnittlich 0,6 Jahren ebenfalls kürzer tätig als Männer (5,3 Jahre). Diese Unterschiede können angesichts dessen, dass die neu berufenen Männer und Frauen im Durchschnitt etwa gleich alt

3 Bei den Daten zur Tätigkeitsdauer in den drei Bereichen ist zu beachten, dass diese lediglich Näherungswerte darstellen, da die Befragten bei ihren Antworten in der Regel auf ganze oder halbe Jahre gerundet haben. Phasen der Arbeitslosigkeit wurden ebenso wenig erfasst wie freie Promotionen (z. B. unterstützt durch ein Stipendium). Darüber hinaus ist aus den Antworten nicht ersichtlich, ob Befragte evtl. zeitgleich in verschiedenen Tätigkeitsbereichen tätig waren und welchen Umfang an wöchentlicher Arbeitszeit die einzelnen Tätigkeiten dabei hatten. Entsprechend können die Werte zu den einzelnen Tätigkeitsbereichen nicht zu einer Gesamtdauer der Berufspraxis addiert werden.

waren, womöglich auf Phasen der Erwerbsunterbrechung (Mutterschutz, Elternzeit) zurückgeführt werden, die vorrangig von Frauen in Anspruch genommen wird. So zeigen empirische Studien auch für AkademikerInnenpaare, dass Männer anders als Frauen von der Geburt des ersten Kindes beruflich nicht beeinträchtigt und zugleich weniger durch die Familienarbeit belastet werden (u. a. Lind 2007; Behnke/Meuser 2005; Schürmann/Sembritzki 2017; Brandt 2012). Schlegel (2006) weist darauf hin, dass sich die privaten Lebenssituationen von FH-ProfessorInnen keinesfalls als homogener als die von UniversitätsprofessorInnen erweisen; so weisen die Professorinnen – im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen – an beiden Hochschultypen einen deutlich höheren Ledigenanteil auf, ihre Ehen sind scheidungsanfälliger, sie haben seltener und weniger Kinder und sie schließen – wenn Kinder vorhanden sind – die Familiengründungsphase in einem späteren Lebensalter ab. Schlegel folgert entsprechend, dass geschlechtsbezogene Divergenzen an Fachhochschulen ebenso evident seien wie an Universitäten (vgl. Schlegel 2006: 136f.).

*Abbildung 1:* Dauer der Berufstätigkeit innerhalb und außerhalb der Wissenschaft vor Antritt der Professur nach Tätigkeitsbereichen (Durchschnittswerte in Jahren)



Quelle: DZHW | BeFHPro.

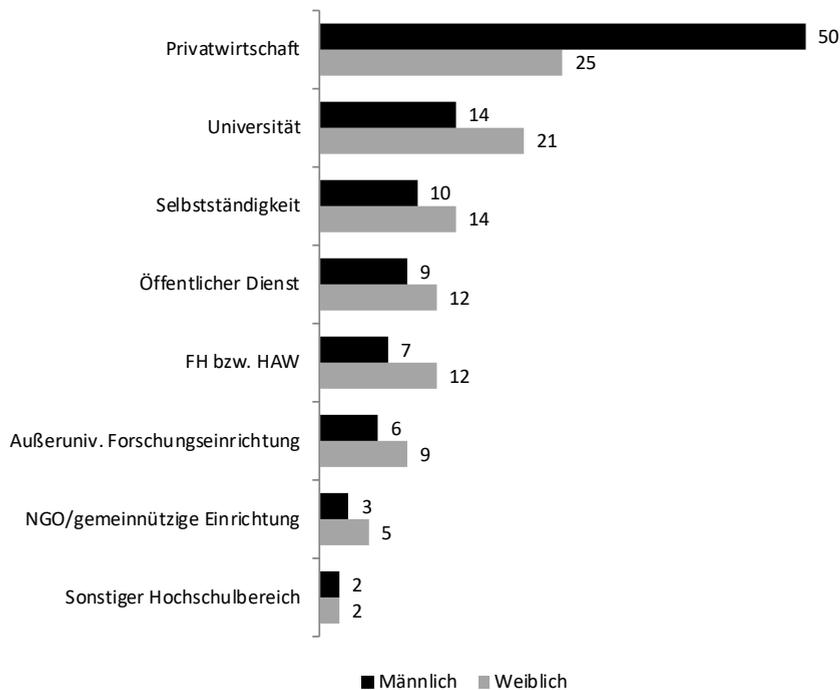
Entsprechend der Vielfalt der Karrierewege von FH-ProfessorInnen erfolgte der Wechsel auf die Professur aus verschiedenen Beschäftigungssektoren. Während jeder zweite Professor zuletzt in der Privatwirtschaft tätig war, war dies nur bei jeder vierten Professorin der Fall (Abbildung 2). Dieser Geschlechterunterschied lässt sich weitgehend mit der Fächerzugehörigkeit erklären. So erfolgt z. B. der Ruf auf eine Professur in der mit Abstand größten Fächergruppe Ingenieurwissenschaften in der Regel direkt aus der Industrie (vgl. VDMA Bildung 2016); in dieser Fächergruppe sind 84 % der Neuberufenen Männer. Die neu berufenen Frauen waren vor Antritt der Professur zu 42 % zuletzt in der Wissenschaft tätig (Universität, Fachhochschule oder außeruniversitäre Forschung); aus diesem Bereich stammten 27 % der Männer (Abbildung 2). Davon waren 12 % der Frauen und 7 % der Männer einer Tätigkeit an einer Fachhochschule nachgegangen.

Die interviewten ExpertInnen diagnostizierten entsprechend deutlich unterschiedliche BewerberInnenprofile von Frauen und Männern:

„Meine Wahrnehmung, also zumindest an meiner Hochschule, ist, dass die Frauen, die sich bewerben, in der Struktur ihrer Lebenserfahrung eine andere wissenschaftliche Performance abliefern als Männer. Männer haben einen weitaus lineareren, soweit das heute noch möglich ist, Lebenslauf, der sie augenscheinlich besser auf diese Stelle hin vorbereitet hat. Frauen haben dafür im Regelfall die umfangreicheren wissenschaftlichen Veröffentlichungen und haben andere Lebensphasen durchschritten, also sind z. B. an mehreren Hochschulen beschäftigt gewesen oder haben in mehreren Projekten gearbeitet“ (Interview 5).

Insgesamt decken sich diese Befunde mit den Ergebnissen von Schlegel (2006) dahingehend, „dass sich die Zugänge der Frauen zur Fachhochschulprofessur im Vergleich zu den Männern heterogener darstellen“ (Schlegel 2006: 83).

Abbildung 2: Letzter Beschäftigungssektor vor Antritt der Professur (Anteile in %)



Quelle: DZHW | BeFHPro.

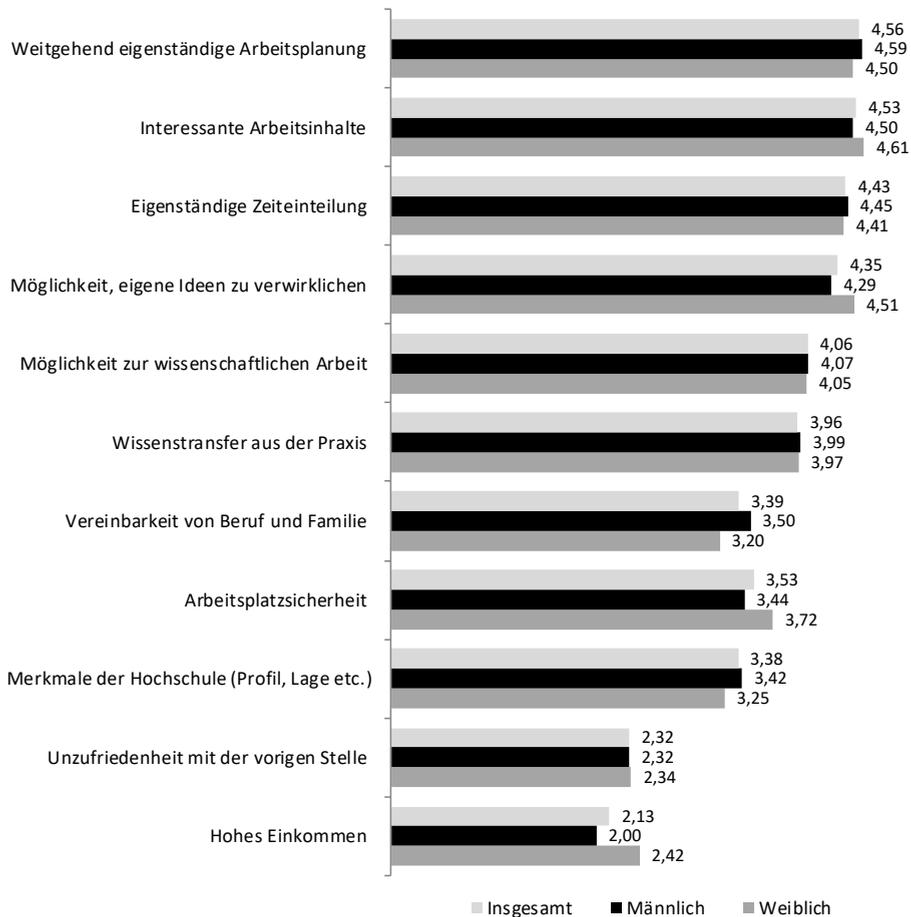
Die Fachhochschulen möchten ihre Professuren mit ausgewiesenen Spitzenkräften besetzen. Als ein Indiz dafür kann gelten, ob die Neuberufenen im Rahmen ihrer letzten Tätigkeit vor der Professur eine Leitungsposition innehatten. Nach eigener Aussage traf dies auf 68 % der Männer und 56 % der Frauen zu.

Zentrale Motive für die Bewerbung auf eine Professur (Abbildung 3) waren sowohl bei Frauen als auch bei Männern die inhaltliche und zeitliche Flexibilität bei der Ausgestaltung der Tätigkeit, konkret die weitgehend eigenständige Arbeitsplanung (AM=4,56), die interessanten Arbeitsinhalte (AM=4,53) und die eigenständige Zeiteinteilung (AM=4,43). Darüber hinaus sprachen die Befragten intrinsischen Motiven eine bedeutende Rolle zu, z. B. den Möglichkeiten, eigene Ideen zu verwirklichen (AM=4,35) und wissenschaftlich zu arbeiten (AM=4,06).

Dass Merkmale der Hochschule, wie deren Profil oder regionale Lage, bei der Bewerbung eine Rolle gespielt hatten, wurde von den Befragten in einem ähnlichen Ausmaß bejaht (AM=3,38) wie das Motiv der Vereinbarkeit von Familie und Beruf (AM=3,39). Dies erscheint inhaltlich schlüssig: Bei der Bewerbung an einer eher wohnortnahen Hochschule muss eine vorhandene Familie nicht umziehen. Männer haben dem Bewerbungsmotiv, Beruf und Familie miteinander zu verbinden, eine leicht größere Bedeutung zugesprochen (AM=3,50) als Frauen (AM=3,20).

Hingegen wird einem hohen Einkommen (AM=2,13) nur eine untergeordnete Rolle beigemessen, wobei es für Männer (AM=2,00) sogar eine geringere Rolle gespielt hat als für Frauen (AM=2,42). Dazu passend wurde diesem Aspekt auch in männlichen dominierten Fächergruppen wie den Ingenieurwissenschaften (AM=1,87) eine geringere Bedeutung zugesprochen als in weiblich dominierten Fächergruppen wie Gesellschafts-/Sozialwissenschaften/Sport (AM=2,58). Dies erweist sich als logisch, da in entsprechenden männlich dominierten Beschäftigungsbereichen – z. B. eine Tätigkeit als Ingenieur in der Industrie – wesentlich höhere Gehälter gezahlt werden als in weiblich dominierten Bereichen – z. B. als Leiterin einer sozialen Einrichtung. Hinzu kommt, dass Frauen – wie auch bereits weiter oben erwähnt wurde – nicht nur seltener Führungspositionen besetzen, sondern auch auf diesen erheblich weniger verdienen als Männer (vgl. Holst/Marquardt 2018). Insofern ist es nachvollziehbar, dass gerade Männer bei der Bewertung ihrer Motive für einen Wechsel auf eine FH-Professur dem Einkommen eine untergeordnete Rolle zuschreiben. Inwiefern mit einer Berufung tatsächlich Gehaltsveränderungen verbunden waren und inwieweit diese von Geschlecht und vorherigem Beschäftigungssektor abhängig sind, wird in Abschnitt 4.3 dargelegt.

Abbildung 3: Motive für die Bewerbung auf eine FH-Professur (arithmetisches Mittel einer fünfstufigen Skala von 1 = spielte überhaupt keine Rolle bis 5 = spielte eine sehr große Rolle)



Quelle: DZHW | BeFHPro.

Die Ergebnisse zu den Bewerbungsmotiven befinden sich in Übereinstimmung mit den ExpertInnenmeinungen, die allesamt die große Selbstbestimmtheit bei der zeitlichen und thematischen Organisation der Arbeit als attraktives Merkmal einer FH-Professur betonen. Positiv hervorgehoben werden die zeitliche Flexibilität, die Möglichkeiten, frei zu forschen, die Herausforderung, die eigenen Kenntnisse und Fähigkeiten in einem neuen Umfeld auf die Probe zu stellen, die Zusammenarbeit in regionalen Netzwerken und in Kooperation mit kleinen und mittleren Unternehmen sowie die Arbeit mit jungen Menschen. Dies sei vor allem für BewerberInnen relevant, die in die Wissenschaft zurückkehren wollten, weil sich ihre Aufgaben immer weiter von einer fachnahen Tätigkeit (z. B. zugunsten von Managementaufgaben) entfernt hätten.

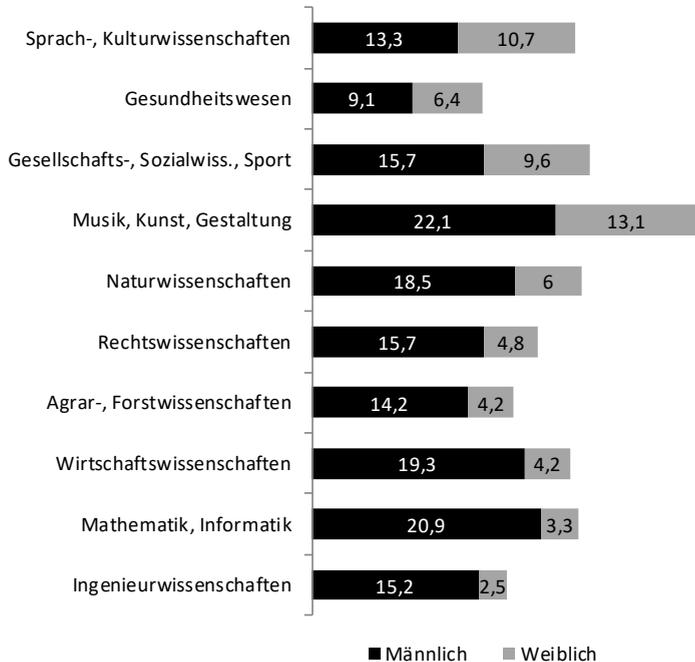
Auch Schlegel (2006) fragte Erwartungen an die FH-Professur ab. Sie fand deutlichere geschlechtsbezogene Unterschiede und führte sie auf „die noch immer in unserer Gesellschaft sehr stark verbreiteten unterschiedlichen Rollenzuweisungen“ (Schlegel 2006: 91) zurück. So ist z.B. „Frauen [...] – entsprechend den traditionellen Geschlechterrollenmustern – [...] die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit, die dieser Beruf ihnen bietet, wichtig“ (Schlegel 2006: 111), wohingegen in unserer Erhebung Männer diesem Aspekt eine etwas höhere Bedeutung zusprechen. Diese Unterschiede könnten in Teilen dadurch zu erklären sein, dass Schlegels Erhebung sämtliche Alterskohorten umfasste, während unsere Befragung sich auf Neuberufene und somit eher jüngere ProfessorInnen beschränkte und zudem rund 13 Jahre später durchgeführt wurde; die geringen Unterschiede in Abbildung 3 können entsprechend als Hinweis auf eine mögliche Auflösung traditioneller Rollenzuweisungen mit Blick auf die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familientätigkeit bei neu berufenen FH-Professorinnen und -Professoren interpretiert werden.

## 4.2 Geschlechterunterschiede im Berufungsverfahren

Für die 773 ausgeschriebenen Professuren, zu denen die Fachhochschulen Daten lieferten, gingen insgesamt 16 636 Bewerbungen ein. Die durchschnittliche Anzahl pro Ausschreibung lag bei rund 22 Bewerbungen; davon stammten 22 % von Frauen. Der Frauenanteil an den Bewerbungen ist in den Fächergruppen Ingenieurwissenschaften und Mathematik mit Abstand am niedrigsten, wohingegen in den Sprach- und Kulturwissenschaften ein beinahe ausgeglichenes Geschlechterverhältnis herrscht (Abbildung 4).

Als ein möglicher Erklärungsansatz dafür, dass insgesamt verhältnismäßig weniger Bewerbungen von Frauen als Männern auf offene Professuren eingegangen sind, kann das unterschiedliche Bewerbungsverhalten von Männern und Frauen angeführt werden: Frauen bewerben sich selektiver, wohingegen Männer sich mitunter breiter bewerben und sich somit häufiger als Frauen parallel in mehreren Berufungsverfahren befinden (vgl. Färber/Spangenberg 2008: 90f.).

**Abbildung 4:** Durchschnittliche Anzahl eingegangener Bewerbungen pro Professur nach Fächergruppen (arithmetisches Mittel; absteigend sortiert nach Frauenanteil bei Bewerbungen)



Quelle: DZHW | BeFHPro.

Um den Anteil der Bewerbungen von Frauen zu erhöhen, ist bereits bei der Formulierung der Ausschreibung anzusetzen: „Je enger man eine Professur ausschreibt, desto mehr verschreckt man die weiblichen Bewerberinnen“ (Interview 10). Auch laut Junghans (2012) wirkt sich ein zu eng oder zu weit gefasstes Ausschreibungsprofil meist zu Lasten der Frauen aus (vgl. Junghans 2012: 144). In den ExpertInneninterviews wurden vor allem zwei Faktoren genannt, die aufseiten der BewerberInnen einen negativen Einfluss auf den Erfolg von Berufungsverfahren nehmen können, nämlich fehlendes Wissen und falsche Vorstellungen über FH-Professuren einerseits und Mängel im Hinblick auf die Qualifikation zur Professur andererseits. Die teilnehmenden Fachhochschulen wurden gebeten anzugeben, wie viele BewerberInnen aus welchen Gründen aus den Berufungsverfahren ausgeschlossen wurden; dabei konnten auf einzelne KandidatInnen mehrere Gründe zugleich zutreffen. Insgesamt wurden 29 % der BewerberInnen aus formalen Gründen – in dem Sinne, dass sie die Vorgaben aus dem jeweiligen Landeshochschulgesetz nicht erfüllten – nicht weiter berücksichtigt; darunter waren 22 % Frauen und 78 % Männer. Eine unzureichende Einschlägigkeit bzw. fachliche Passung führte bei 28 % der BewerberInnen zum Ausschluss aus dem Bewerbungskreis; darunter 21 % Frauen und 79 % Männer. Der Anteil der Frauen, die nicht weiter im Verfahren berücksichtigt werden konnten, bewegte sich auf dem

gleichen Niveau wie der Anteil der Bewerbungen von Frauen an der Gesamtzahl der eingegangenen Bewerbungen (22 %).

Eine Einladung zur persönlichen Vorstellung erhielten insgesamt 24 % der BewerberInnen. Dies entspricht im Durchschnitt ungefähr sechs Einladungen pro ausgeschriebener Professur. Darunter waren Frauen mit 27 % vertreten. Unter den Personen, die auf einer Liste zur Berufung vorgeschlagen wurden, lag der Frauenanteil bei 29 %. Eine solche Liste soll nach den hochschulrechtlichen Vorgaben im Regelfall drei Namen in einer klaren Reihenfolge umfassen. Je länger die Liste mit Berufungsvorschlägen insgesamt war, umso höher war dabei der Anteil der Frauen (Abbildung 5).

*Abbildung 5:* Listenvorschläge der Berufungskommissionen (Anteile in %)

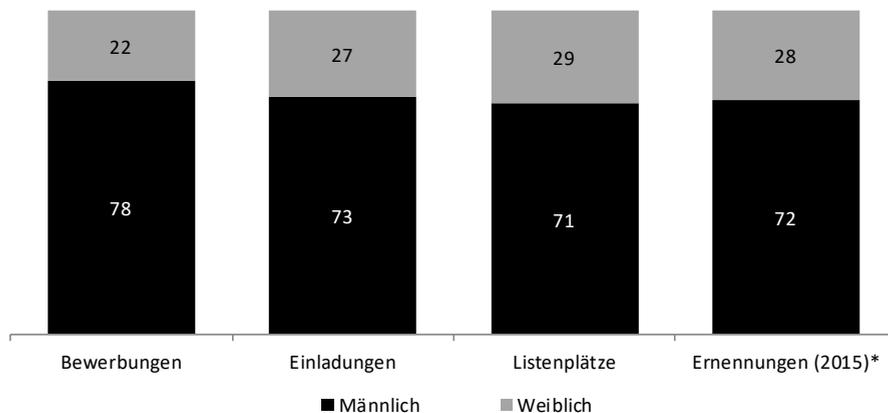
|           | Häufigkeit der Liste<br>(in %) | Anteil der Frauen auf der Liste<br>(in %) |
|-----------|--------------------------------|---|
| 3er-Liste | 50                             | 30  |
| 2er-Liste | 29                             | 26  |
| 1er-Liste | 20                             | 21  |

Quelle: DZHW | BeFHPro.

Zum Frauenanteil bei den Berufungen bzw. Ernennungen liegen bei den BeFHPro-Daten keine Zahlen vor. Hierzu liefern die Daten der GWK (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2016) zusätzliche Informationen, wenngleich zu beachten ist, dass BeFHPro und GWK unterschiedliche Zeiträume erfasst haben.<sup>4</sup> Insgesamt liegt der Frauenanteil bei den Ernennungen mit 28 % im Jahr 2015 wie bei Listenplätzen und den Einladungen jeweils höher als bei den Bewerbungen (Abbildung 6). Dies kann darauf hindeuten, dass Frauen durch eine höhere Zielgerichtetheit ihrer Bewerbungen (vgl. Färber/Spangenberg 2008: 90f.) letztlich verhältnismäßig erfolgreicher sind als ihre männlichen Konkurrenten.

<sup>4</sup> Die BeFHPro-Daten zu Bewerbungen, Einladungen und Listenplätzen beziehen sich auf Professuren, die im Zeitraum zwischen Juli 2013 und Juni 2015 ausgeschrieben wurden; eine Abgrenzung nach Kalenderjahren ist hier nicht möglich. Die in Abbildung 5 angeführten BeFHPro-Daten zu Bewerbungen, Einladungen und Listenplätzen weichen allerdings nur geringfügig von denen der GWK für 2015 ab (vgl. Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2016: 21, Abbildung 11).

Abbildung 6: Anteile von Männern und Frauen von der Bewerbung bis zur Ernennung (Anteile in %)



Quelle: DZHW | BeFHPro; \*Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2016.

Um im Wettbewerb mit Universitäten<sup>5</sup> und der privaten Wirtschaft die besten Fachkräfte systematisch zu identifizieren und sie zur Berufung vorzuschlagen, ist nach Angaben der ExpertInnen an Fachhochschulen ein Prozess der Professionalisierung von Berufungsverfahren im Gange. Bislang sei es noch so, „dass wir [Fachhochschulen im Allgemeinen; Anm. T. S., L. T.] viele Leute abschrecken mit unprofessionellem Verhalten in Berufungsverfahren“ (Interview 6). Mit Blick auf die Erstellung von Listen sei zudem die Wirkmächtigkeit frauendiskriminierenden Verhaltens und Entscheidens (vor allem in männlich dominierten Fachrichtungen) weiterhin nicht zu unterschätzen. Wenn eine Berufungskommission nicht für die Vielfältigkeit von Lebensläufen sensibilisiert werde, also z. B. für Erwerbsunterbrechungen aufgrund familiärer Verpflichtungen, könne die Folge sein, dass Bewerberinnen als geringer qualifiziert wahrgenommen würden als Bewerber. Wenngleich die zugrundeliegenden Daten der Berufungsakten darüber keine Auskunft geben können, befinden sich die ExpertInnenmeinungen zum *Gender Bias* in Berufungsverfahren in Übereinstimmung mit einer Vielzahl an Studien, die dargestellt haben, mit welchen Barrieren, subtilen Diskriminierungen und Ausgrenzungsmecha-

5 Der Frauenanteil am Berufungsgeschehen – also bei Bewerbungen, Listenplätzen, Berufungen und Ernennungen – ist an Universitäten durchweg höher als an Fachhochschulen (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2017: 20). Diese messbaren Unterschiede zwischen den Hochschultypen bei Bewerbungen stehen im Widerspruch zu den Schilderungen von Färber/Spangenberg (2008), dass sich Bewerberinnen häufiger an Fachhochschulen bewerben, da sie dort größere Chancen hätten, obwohl ihre Qualifikationen auch für die universitäre Laufbahn adäquat seien (vgl. Färber/Spangenberg 2008: 91).

Zudem erhöht sich an Universitäten der Frauenanteil von den Bewerbungen (27,9 %) bis zur Ernennung (36,3 %) mit 8,4 Prozentpunkten stärker als an Fachhochschulen mit 6,7 Prozentpunkten (Bewerbungen: 22,3 %, Ernennungen: 29,0 %). Wenngleich es also auch an Fachhochschulen gelingt, den Frauenanteil im Laufe des Berufungsgeschehens zu erhöhen, so wird deutlich, dass sie gegenüber Universitäten nicht nur bei der Anzahl der Bewerbungen von Frauen, sondern auch bei der Besetzung von Professuren mit Frauen schlechter abschneiden; hier tritt ein BewerberInnenmangel – und insbesondere ein Mangel an Bewerberinnen – deutlich zutage.

nismen Frauen im Verlauf dieser Verfahren konfrontiert werden (u. a. Beaufaÿs/Krais 2005; Zimmermann 2000, 2006; Kortendiek et al. 2014: 281, 311). Demnach sind bei dem Bemühen um eine weitere Erhöhung des Frauenanteils bei FH-Professuren nicht allein die Bewerberinnenzahlen, sondern auch die Gestaltung des Berufungsverfahrens und die Auswahlmechanismen in den Blick zu nehmen.

### 4.3 Nach der Berufung: Einkommensveränderung und Arbeitszufriedenheit

Mit dem Antritt der FH-Professur war für die meisten Neuberufenen eine Veränderung des Einkommens verbunden: Für 39 % der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Online-Befragung verringerte es sich, bei etwa ebenso vielen (38 %) erhöhte es sich. Bei einer differenzierteren Betrachtung der Einkommensveränderung offenbarten sich jedoch deutliche Unterschiede nach Geschlecht, Fächergruppe und vorangegangenen Beschäftigungssektor der Personen.

Während sich für 47 % der Männer das Einkommen im Zuge des Antritts der Professur verringerte, erhöhte es sich für 54 % der Frauen; für jeweils knapp ein Viertel blieb es weitgehend unverändert. Dazu passend ist eine Verringerung des Einkommens auch eher in Fächergruppen zu beobachten, in denen mit großem Abstand Männer berufen wurden – also z. B. Ingenieurwissenschaften oder Mathematik/Informatik –, wohingegen in weiblich dominierten Fächergruppen – wie Gesellschafts-/Sozialwissenschaften/Sport oder Musik/Kunst/Gestaltung – in den meisten Fällen eine Erhöhung des Einkommens gegenüber der letzten vorangegangenen Tätigkeit zu verzeichnen war.

Der Wechsel aus einer anderen Position in der Wissenschaft auf eine FH-Professur ist bei Frauen (71 %) noch stärker mit einer Einkommenserhöhung verbunden als bei Männern (60 %); entsprechende Befunde finden sich auch bereits bei Schlegel (2006: 104). Für drei Viertel der Männer, die aus der Privatwirtschaft an eine Fachhochschule gewechselt sind, hat sich das Einkommen verringert; dies war nur bei jeder zweiten Frau der Fall (Abbildung 7). Diese Befunde können als Hinweis auf einen vorherrschenden *Gender Pay Gap* angesehen werden, der sich mit Antritt der Professur zumindest teilweise nivelliert hat. Die Unterschiede werden jeweils vor allem auf eine höhere Berufserfahrung von Männern, die seltener von Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitbeschäftigung betroffen sind, zurückgeführt (vgl. Busch/Holst 2013: 331; Schmidt 2016: 2).<sup>6</sup> Männer verdienen nicht nur in allen Arbeitsmarktsektoren im Durchschnitt mehr als ihre Kolleginnen, wobei der Verdienstabstand im Öffentlichen Dienst deutlich geringer ist als in der Privatwirtschaft, sondern zugleich besteht auch weiterhin eine berufliche Geschlechtersegregation in besser bezahlte, männlich dominierte und geringer bezahlte, weiblich dominierte Beschäftigungsbereiche (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2009: 11; Holst/Marquardt 2018).

6 Des Weiteren legen Studien zur Benachteiligung von Frauen in Führungspositionen in der Privatwirtschaft (vgl. u. a. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2010; Kienbaum/BDI 2016) die Folgerung nahe, dass sich solche Mechanismen auch nachteilig auf das Erreichen des Karriereziels FH-Professur auswirken können.

**Abbildung 7:** Veränderung des Einkommens nach vorherigen Beschäftigungssektoren (Anteile in %)

|                        | Privatwirtschaft |          | Wissenschaft |          |
|------------------------|------------------|----------|--------------|----------|
|                        | männlich         | weiblich | männlich     | weiblich |
| verringert             | 73               | 50       | 12           | 7        |
| weitgehend unverändert | 18               | 43       | 28           | 22       |
| erhöht                 | 9                | 7        | 60           | 71       |

Quelle: DZHW | BeFHPro.

In den ExpertInneninterviews wurde die im Vergleich zu Universitäten und zu außerhochschulischen Arbeitsmärkten geringere Besoldung der FH-Professuren kritisch beurteilt. Wer von einer Leitungsfunktion in der Wirtschaft auf eine FH-Professur wechsle, müsse zum Teil erhebliche Gehaltseinbußen in Kauf nehmen; zugespitzt mache für diese Personen objektiv rein „gar nichts eine Professur attraktiv“ (Interview 1). Diese Einschätzung wurde jedoch nicht von allen ExpertInnen geteilt:

„Die Kollegen jammern ja immer: ‚Bei der Besoldung, da kriegt man ja keine Leute!‘ – ‚Alles Quatsch‘, sage ich. Natürlich, die Leute verdienen weniger, denn wir wollen ja die erfolgreichen Leute, die Führungskräfte waren, z. B. in der Industrie. Ich sage aber immer: ‚Ihr gewinnt aber auch immer ganz viele positive Elemente‘. Dazu gehört auch, dass die W-Besoldung nicht mehr ganz so schrecklich ist, wie sie mal war. Hinzu kommt [...], dass innerhalb der W-Besoldung, dass Forschungszulagen bei Drittmittelnprojekten mit Unternehmen gezahlt werden können“ (Interview 6).

Insgesamt kommen die ExpertInnen zu der Einschätzung, dass die BewerberInnen den Hochschultyp Fachhochschule in der Regel bewusst wählen und negative Aspekte wie eine geringe Ausstattung und ein hohes Lehrdeputat durch andere positive, insbesondere non-monetäre Faktoren wie die Selbstbestimmtheit bei der Ausgestaltung der eigenen Tätigkeit und die Arbeitsplatzsicherheit letztlich kompensiert werden.

Von den befragten ProfessorInnen gaben 70 % an, zufrieden oder sehr zufrieden mit ihrer Arbeitssituation zu sein. Während nur etwa jeder vierte Mann (27 %) das Gegenteil angab, war dies bei jeder dritten Frau (34 %) der Fall.

## 5 Fazit und Ausblick

Die beruflichen Wege auf eine FH-Professur sind deutlich weniger systematisch strukturiert als die auf eine Universitätsprofessur. Entsprechend vielfältig haben sich die Karrierewege neu berufener FH-ProfessorInnen auch in der Online-Befragung dargestellt. Zugleich zeigten sich deutliche Unterschiede nach Geschlecht: Frauen gaben insgesamt

weniger Jahre Berufserfahrung an, und dies sowohl innerhalb als auch außerhalb der Wissenschaft, und für die Mehrzahl von ihnen (54 %) erhöhte sich das Einkommen im Zuge des Antritts der Professur, während es sich für beinahe die Hälfte der Männer (47 %) verringerte. Wer eine Professur an einer Fachhochschule anstrebt, hat sich im Optimalfall zuvor auch außerhalb der akademischen Wissenschaft in einer Führungsposition bewiesen. Die Online-Befragung macht deutlich, dass dies eher Männern als Frauen gelungen ist; so hatten vor Antritt der Professur weniger Frauen als Männer eine Leitungsposition inne. Demnach erscheint die Berufung auf eine FH-Professur eher für Frauen als für Männer mit einem sozialen Aufstieg verbunden; damit werden erste Befunde von Schlegel (2006: 104) bestätigt. Mit Blick auf die Arbeitszufriedenheit äußerte sich nur gut ein Viertel der Männer unzufrieden, jedoch ein Drittel der Frauen. Die ausgewerteten Daten zu den Berufungsverfahren sowie die ergänzenden Daten der GWK (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2016) zeigen zudem, dass Frauen überproportional häufig zu Probenvorträgen eingeladen werden, einen Listenplatz erhalten und letztendlich auch berufen bzw. ernannt werden.

Die Auswertung der zugrundeliegenden Datensätze hat einen schlaglichtartigen Überblick über Karrierewege und Bewerbungsmotive, Geschlechterunterschiede in Berufungsverfahren und die Situation nach der Berufung ermöglicht. Die Reichweite der Ergebnisse ist jedoch zum einen durch den Fokus auf neu berufene FH-ProfessorInnen und zum anderen dadurch beschränkt, dass aufgrund des Entstehungszusammenhangs der Datensätze (Stichwort *BewerberInnenmangel*, vgl. In der Smitten et al. 2017) die Übertragbarkeit geschlechtertheoretischer Konzepte nur begrenzt möglich war. Anhand dieser Einschränkungen lassen sich Forschungsdesiderata hinsichtlich von Karrierewegen und Berufungsverfahren an Fachhochschulen aufzeigen.

Für eine Identifizierung von typischen und atypischen Karrieremustern (vgl. Schlegel 2006: 78–81; In der Smitten et al. 2017: 71f.) müssen weitere Daten unter FH-ProfessorInnen erhoben werden, die Fragen zur sozialen Herkunft und Fachzugehörigkeit (vgl. Möller 2015), zur akademischen und beruflichen Sozialisation (vgl. Schlegel 2006) sowie zu Elternschaft, partnerschaftlichen Arrangements (vgl. u.a. Cornelißen/Rusconi/Becker 2011; Blossfeld/Drobnič 2001) miteinander verbinden, um berufliche Entscheidungen und Übergänge in Qualifikation und Berufstätigkeit hin zur FH-Professur nachzuvollziehen. Eine besondere Aufmerksamkeit sollte dabei den Phasen der außerakademischen Berufspraxis einschließlich einer Ausbildung vor Aufnahme des Studiums gelten, die in ihren Verläufen und möglichen Pfadabhängigkeiten bisher weitestgehend eine Black Box bilden. Entsprechend erweist es sich als notwendig, sich bei der Analyse der bei Männern und Frauen unterschiedlichen Chancen auf eine FH-Professur vom Idealtypus des universitären Karrierewegs zu lösen (vgl. Lind/Löther 2007). Die UniversitätsprofessorInnen können jedoch als Vergleichsfolie herangezogen werden, um hochschulartenbezogene Unterschiede mit Blick auf soziale Herkunft, Lebensverläufe und Karrierewege genauer zu untersuchen.

Sodann kann neben der individuellen Ebene auch die Hochschule als Organisation stärker fokussiert werden. Hier erscheint es hinsichtlich der Berufungsverfahren an Fachhochschulen zusätzlich als erforderlich, die Leistungsbewertung meritokratischer (z. B. Promotionsnote, Publikationen, eingeworbene Drittmittel) und nicht-meritokratischer Merkmale (vor allem der außerakademischen Berufserfahrung, aber

auch Fähigkeiten zu anwendungsbezogener Forschung, Lehre und Transfer sowie das Geschlecht) der KandidatInnen durch die Berufungskommissionen zu erforschen. Auf erste Untersuchungen zur Leistungsbewertung in Berufungsverfahren an Universitäten (vgl. Klawitter 2017) und quantitative Erhebungen (vgl. Kleimann/Hückstädt 2018) kann dabei aufgebaut werden, aber gerade mit Blick auf die Auswahlmechanismen erscheinen auch qualitative Vertiefungen wünschenswert.

## Literaturverzeichnis

- Allmendinger, Jutta (2003). Strukturmerkmale universitärer Personalselektion und deren Folgen für die Beschäftigung von Frauen. In Theresa Wobbe (Hrsg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (S. 259–277). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839401187-011>
- Beaufäys, Sandra; Engels, Anita & Kahlert, Heike (Hrsg.). (2012). *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Campus.
- Beaufäys, Sandra & Kraiss, Beate (2005). Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien*, 23(1), 82–99. <https://doi.org/10.1515/fs-2005-0108>
- Behnke, Cornelia & Meuser, Michael (2005). Vereinbarkeitsmanagement. Zuständigkeiten und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren. In Heike Solga & Christine Wimbauer (Hrsg.), *„Wenn zwei das Gleiche tun ...“ – Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples* (S. 123–139). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Berndt, Sarah (2013). *Kind oder Wissenschaftskarriere? Oder doch beides? Zur Balance von Familie & Beruf aus Sicht der Juniorprofessor/inn/en. Eine quantitativ-empirische Analyse*. Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades „Master of Arts (M.A.)“ im Studiengang Sozialwissenschaften der Universität Magdeburg. Zugriff am 04. Juli 2018 unter <http://ids.hof.uni-halle.de/documents/t2193.pdf>.
- Blossfeld, Hans-Peter & Drobnic, Sonja (2001). *Careers of couples in contemporary societies*. New York: Oxford University Press.
- Brandt, Gesche (2012). *Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei Hochschulabsolvent(inn)en*. HIS: Forum Hochschule 8/2012. Hannover: HIS. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.dzhw.eu/pdf/pub\\_fh/fh-201208.pdf](http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201208.pdf).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009). *Der Verdienstunterschied von Frauen und Männern im öffentlichen Bereich und in der Privatwirtschaft*. Berlin. Zugriff am 26. Juni 2018 unter [www.bmfsfj.de/blob/81814/f9355f231eeb2f43da6dd5a7d1471e30/verdienstunterschiede-oeffentlicher-dienst-data.pdf](http://www.bmfsfj.de/blob/81814/f9355f231eeb2f43da6dd5a7d1471e30/verdienstunterschiede-oeffentlicher-dienst-data.pdf).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010). *Frauen in Führungspositionen. Barrieren und Brücken*. Berlin. Zugriff am 10. Januar 2018 unter [www.bmfsfj.de/blob/93874/7d4e27d960b7f7d5c52340efc139b662/frauen-in-fuehrungspositionen-deutsch-data.pdf](http://www.bmfsfj.de/blob/93874/7d4e27d960b7f7d5c52340efc139b662/frauen-in-fuehrungspositionen-deutsch-data.pdf).
- Busch, Anne & Holst, Elke (2013). Geschlechtsspezifische Verdienstunterschiede bei Führungskräften und sonstigen Angestellten in Deutschland: Welche Relevanz hat der Frauenanteil im Beruf? *Zeitschrift für Soziologie*, 42(4), 315–336. <https://doi.org/10.1515/zfsocz-2013-0404>
- BuWiN (2017). *Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland*. Bielefeld. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.buwin.de/dateien/buwin-2017.pdf](http://www.buwin.de/dateien/buwin-2017.pdf).

- Cornelißen, Waltraud; Rusconi, Alessandra & Becker, Ruth (2011). *Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92629-2>
- Färber, Christine & Riedler, Ulrike (2016). *Black Box Berufung: Strategien auf dem Weg zur Professur*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Färber, Christine & Spangenberg, Ulrike (2008). *Wie werden Professuren besetzt? Chancengleichheit in Berufungsverfahren*. Frankfurt/Main: Campus.
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2016). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 20. Fortschreibung des Datenmaterials (2014/2015) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen*. Heft 50, Materialien der GWK. Bonn. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.gwk-bonn.de/fileadmin/Papers/GWK-Heft-50-Chancengleichheit.pdf](http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Papers/GWK-Heft-50-Chancengleichheit.pdf).
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2017). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 21. Fortschreibung des Datenmaterials (2015/2016) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen*. Heft 55, Materialien der GWK. Bonn. Zugriff am 27. Juni 2018 unter [www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/GWK-Heft-55-Chancengleichheit.pdf](http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/GWK-Heft-55-Chancengleichheit.pdf).
- Gläser, Jochen & Laudel, Grit (2010). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: VS Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91538-8>
- Herrmann, Oliver (2007). *Die Berufung von Professorinnen und Professoren: Die Berufungsvoraussetzungen und das Berufungsverfahren*. Bonn: Deutscher Hochschulverband.
- Holst, Elke & Marquardt, Anne (2018). Die Berufserfahrung in Vollzeit erklärt den Gender Pay Gap bei Führungskräften maßgeblich. *DIW Wochenbericht*, (30/31), 669–678. [https://doi.org/10.18723/diw\\_wb:2018-30-3](https://doi.org/10.18723/diw_wb:2018-30-3)
- In der Smitten, Susanne; Sembritzki, Thorben; Thiele, Lisa; Kuhns, Johannes; Sanou, Amadou & Valero-Sanchez, Marco (2017). *Bewerberlage bei Fachhochschulprofessuren (BeFHPro)*. Forum Hochschule 3/2017. Hannover: DZHW. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.dzhw.eu/pdf/pub\\_fh/fh-201703.pdf](http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201703.pdf).
- Janson, Kerstin; Schomburg, Harald & Teichler, Ulrich (2006). *Wissenschaftliche Wege zur Professur oder ins Abseits? Strukturinformationen zu Arbeitsmarkt und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA*. Kassel: INCHER.
- Janson, Kerstin; Schomburg, Harald & Teichler, Ulrich (2007). *Wege zur Professur: Qualifizierung und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA*. Münster u. a.: Waxmann.
- Junghans, Lea (2012). Die Berufung von ProfessorInnen. Das geschlechtergerechte Berufungsverfahren und seine gerichtliche Überprüfung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 4(1), 141–148.
- Kahlert, Heike (2011). „Cooling out“ und der riskante Weg an die Spitze. Zum Einfluss von Ungleichheitsregimes auf Karriereorientierungen im wissenschaftlichen Nachwuchs. In Jutta Wergen (Hrsg.), *Forschung und Förderung: Promovierende im Blick der Hochschulen* (S. 105–124). Berlin u. a.: LIT-Verlag.
- Kienbaum & BDI (2016). *Frauen in Führungspositionen. Perspektiven aus der Praxis*. Zugriff am 10. Januar 2018 unter [http://assets.kienbaum.com/downloads/Frauen\\_in\\_Fuehrungspositionen\\_BDI\\_Kienbaum-Studie\\_2016.pdf](http://assets.kienbaum.com/downloads/Frauen_in_Fuehrungspositionen_BDI_Kienbaum-Studie_2016.pdf).
- Klawitter, Maren (2017). *Die Besetzung von Professuren an deutschen Universitäten. Empirische Analysen zum Wandel von Stellenprofilen und zur Bewerber(innen)auswahl*. Kassel: University Press Kassel.
- Kleimann, Bernd & Hückstädt, Malte (2018). Auswahlkriterien in Berufungsverfahren. Universitäten und Fachhochschulen im Vergleich. *Beiträge zur Hochschulforschung*, 40(2), 20–46.

- Kortendiek, Beate; Hilgemann, Meike; Niegel, Jennifer & Hendrix, Ulla (2014). *Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren*. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.genderreport-hochschulen.nrw.de](http://www.genderreport-hochschulen.nrw.de).
- Kreckel, Reinhard (2008). *Zwischen Promotion und Professur: das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Lind, Inken (2007). Ursachen der Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen – Individuelle Entscheidungen oder Strukturelle Barrieren? In Wissenschaftsrat (Hrsg.), *Exzellenz in Wissenschaft und Forschung. Neue Wege in der Gleichstellungspolitik* (S. 59–86). Dokumentation der Tagung am 28./29. November 2006 in Köln. Köln: Wissenschaftsrat.
- Lind, Inken & Löther, Andrea (2007). Chancen für Frauen in der Wissenschaft – eine Frage der Fachkultur? Retrospektive Verlaufsanalysen und aktuelle Forschungsergebnisse. *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 29(2), 249–272.
- Mayring, Philipp (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Metz-Göckel, Sigrid; Schürmann, Ramona; Heusgen, Kirsten & Selent, Petra (2016). *Faszination Wissenschaft. Passagere Beschäftigte im Spannungsfeld von Hingabe und Aufgabe*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Möller, Christina (2015). *Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren*. Weinheim, Basel: Juventa.
- Rusconi, Alessandra & Solga, Heike (2011). „Linked Lives“ in der Wissenschaft – Herausforderungen für berufliche Karrieren und Koordinierungsarrangements. In Alessandra Rusconi & Heike Solga (Hrsg.), *Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften* (S. 11–50). Opladen, Berlin, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Schlegel, Monika (2006). *Professoren und Professorinnen an den Fachhochschulen in Niedersachsen – eine berufssoziologische empirische Untersuchung*. Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zugriff am 04. Juli 2018 unter <http://oops.uni-oldenburg.de/750/1/schpro07.pdf>.
- Schmidt, Jörg (2016). *Entgeltgleichheit – Die gesamtwirtschaftliche Perspektive. Welche Ursachen hat der Gender Pay Gap?* Köln: Institut der deutschen Wirtschaft.
- Schürmann, Ramona & Sembritzki, Thorben (2017). *Wissenschaft und Familie. Analysen zur Vereinbarkeit beruflicher und familialer Anforderungen und Wünsche des wissenschaftlichen Nachwuchses*. Projektbericht Januar 2017. Hannover: DZHW. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.dzhw.eu/pdf/22/Winbus-Bericht\\_Wissenschaft-und-Familie.pdf](http://www.dzhw.eu/pdf/22/Winbus-Bericht_Wissenschaft-und-Familie.pdf).
- Statistisches Bundesamt (2008). *Personal an Hochschulen 2007*. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft\\_heft\\_00029138](http://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft_heft_00029138).
- Statistisches Bundesamt (2017). *Personal an Hochschulen 2016*. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/PersonalHochschulen2110440167004.pdf;jsessionid=E4D785CE52BB5CFA8BD8\\_EEBE\\_C2990FE7.InternetLive2?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/PersonalHochschulen2110440167004.pdf;jsessionid=E4D785CE52BB5CFA8BD8_EEBE_C2990FE7.InternetLive2?__blob=publicationFile).
- VDMA Bildung (Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau e. V.) (2016). *Berufungsverfahren in den Ingenieurwissenschaften. Ergebnisse einer Tendenzbefragung bei Hochschulleitungen sowie Dekaninnen und Dekanen des Maschinenbaus und der Elektrotechnik*. Frankfurt/Main. Zugriff am 28.01.2019 unter <https://bildung.vdma.org/documents/14969637/22857162/Berufungsverfahren+in+den+Ingenieurwissenschaften/96b872e0-78af-496c-8168-add32cf705da>.
- Wissenschaftsrat (2007). *Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern*. Berlin. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/8036-07.pdf](http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/8036-07.pdf).

- Wissenschaftsrat (2016). *Empfehlungen zur Personalgewinnung und -entwicklung an Fachhochschulen*. Weimar. Zugriff am 04. Juli 2018 unter [www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5637-16.pdf](http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5637-16.pdf).
- Witzel, Andreas & Reiter, Herwig (2012). *The Problem-centred Interview*. London: Sage Publications. <https://doi.org/10.4135/9781446288030>
- Zimmermann, Karin (2000). *Spiele mit der Macht. Paßfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen*. Berlin: edition sigma.
- Zimmermann, Karin (2006). Berufungsverfahren zwischen Affiliation und Human Resources – Auf dem Weg in ein ‚Akademisches Personalmanagement‘? *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 2(1), 85–94.

## Zu den Personen

*Thorben Sembritzki*, \*1985, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulgovernance, Fachhochschulen, Personalentwicklung und qualitative Methoden.

Kontakt: Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Lange Laube 12, 30159 Hannover

E-Mail: [sembritzki@dzhw.eu](mailto:sembritzki@dzhw.eu)

*Lisa Thiele*, \*1989, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW). Arbeitsschwerpunkte: soziale Ungleichheit, Fachhochschulen, wissenschaftliche Weiterbildung, quantitative und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung.

Kontakt: Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Lange Laube 12, 30159 Hannover

E-Mail: [thiele@dzhw.eu](mailto:thiele@dzhw.eu)

# Zwischen ‚Exzellenz‘ und Existenz. Wissenschaftskarriere, Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich

## Zusammenfassung

In der Gesellschaft wie auch in der Wissenschaft haben einige Veränderungen in Richtung Geschlechtergleichstellung stattgefunden. In den letzten Jahren werden wissenschaftliche Karrieren in Deutschland und Österreich jedoch nach ‚Exzellenzkriterien‘ und dem Leitbild der ‚unternehmerischen Hochschule‘ reorganisiert und Karrierepfade prekariert. Dieser Beitrag untersucht länderübergreifend, ob sich dadurch Geschlechterarrangements erneut ungleich gestalten. Dazu wird mit der Perspektive der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements der Zusammenhang zwischen wissenschaftlichen Karrieren und Geschlecht analysiert. Im Fokus stehen die subjektiven Wahrnehmungen von Alltagsorganisation und biografischen Entscheidungen von NachwuchswissenschaftlerInnen, die in zwei qualitativen Interviewstudien befragt wurden. Es wird auf der Subjektebene gezeigt, wie in Zeiten ‚exzellenter‘ Spitzenforschung Geschlechterungleichheiten in Alltag und Biografie erzeugt werden.

### *Schlüsselwörter*

Wissenschaftliche Karriere, Arbeitsteilung, Exzellenz, Geschlechter(un)gleichheit, Qualitative Forschung, Unternehmerische Hochschule

## Summary

Between “excellence” and existence. Scientific careers, work and gender arrangements in Germany and Austria

Some changes have already taken place in society and academia in regard to gender equality. Nevertheless, in Austria and Germany scientific careers have been reorganised under the paradigm of “excellence” and “the entrepreneurial university” in recent decades. As a result, academic career paths have become more insecure. The article describes a cross-national analysis conducted to investigate whether this is making gender arrangements even more unequal. It presents the perspective of everyday and biographical work arrangements, thus enabling an analysis of the link between academic careers and gendered work patterns in society. Based on two qualitative interview studies with junior academics in Germany and Austria and their subjective perceptions of everyday organisation and biographical decisions, we show how “excellent” careers still generate gender inequalities in academia.

### *Keywords*

academic career, gendered division of labour, excellence, gender (in)equalities, qualitative research, entrepreneurial university

## 1 Einleitung

Nicht zuletzt durch die Initiative der Frauenbewegungen und eingeführte Gleichstellungspolitiken öffneten sich wissenschaftliche Arbeits- und Karrierewege in den letzten Jahrzehnten für Frauen – wenn auch eher langsam und in einzelnen Disziplinen

sowie auf den Hierarchieebenen unterschiedlich stark (Weber 2017)<sup>1</sup>. Parallel dazu wird seit den 1980er-Jahren die Wissenschaft in mehreren OECD-Ländern entlang der Leitlinien des *New Public Management* (NPM) reformiert (Boer/Enders/Schimank 2008). Das neue Leitbild einer „unternehmerischen Hochschule“ (Binner et al. 2013) führt auch zu neuen Karriereanforderungen. Einerseits werden die Anforderungen an ‚Exzellenz‘ intensiviert, andererseits sind oder werden wissenschaftliche Karrieren hochgradig riskant (Riegraf/Weber 2017; Aulenbacher et al. 2012). Es ist anzunehmen, dass diese europaweiten Entwicklungen die Geschlechterungleichheiten von akademischen Karrieren wieder verschärfen und dass dies länderübergreifend zutrifft.

Vor diesem Hintergrund ist fraglich, inwiefern sich unter den veränderten wissenschaftlichen Karrierebedingungen neue geschlechtliche Arbeitsarrangements von WissenschaftlerInnen etablieren. Dies wird mit dem Ansatz der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements (Aulenbacher/Riegraf 2011)<sup>2</sup> untersucht. Empirischer Ansatzpunkt unserer Überlegung sind die subjektiven Sichtweisen von NachwuchswissenschaftlerInnen und wie sie ihre alltäglichen und biografischen Arbeitsensibles – bestehend aus wissenschaftlicher Karriere, Sorgetätigkeiten und weiteren Belangen des ‚Lebens‘ – organisieren. Auf der Subjektebene wird erkennbar, ob und wie die Reorganisation der wissenschaftlichen Karrierewege mit Veränderungen in den geschlechtlichen Arbeitsarrangements verknüpft ist. Verglichen werden die Entwicklungen in Deutschland und Österreich, deren Wissenschaftssysteme sich bisher in ihren Karriereanforderungen unterschieden, sich aber in den letzten Jahren unter dem prekarisierenden Exzellenzregime (Riegraf/Weber 2017) angenähert haben. Gleichzeitig werden beide Länder den konservativ-korporatistischen Wohlfahrtsstaats- und Geschlechterregimen zugeordnet (Esping-Andersen 1990; Ostner/Lewis 1995). Wie manifestieren sich Geschlechterungleichheiten in Alltag und Biografie von WissenschaftlerInnen? Welche länderübergreifenden Entwicklungen lassen sich feststellen? Diesen Fragen wird in folgenden Schritten nachgegangen: Zunächst wird der aktuelle Forschungsstand zu wissenschaftlichen Karrieren, Geschlechterungleichheiten und Lebensformen von WissenschaftlerInnen in Deutschland und Österreich beschrieben (2), um daraufhin die theoretische Perspektive der Arbeitsarrangements auf wissenschaftliche Karrieren und Geschlecht darzulegen (3). Danach wird an zwei qualitativen Interviewstudien demonstriert, wie sich Geschlechterungleichheiten in wissenschaftlichen Karrieren von deutschen und österreichischen NachwuchswissenschaftlerInnen auf der Subjektebene zeigen, und es werden Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Ländern herausgestellt (4). Der Beitrag schließt mit einem Fazit ab (5).

1 Wir danken der Gutachterin/dem Gutachter des Beitrags für Anmerkungen und Hinweise, die zur Präzision und Verbesserung des Artikels beigetragen haben.

2 Wir möchten uns an dieser Stelle für den inspirierenden Austausch und die Zusammenarbeit bei unseren Kolleginnen Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf herzlich bedanken.

## 2 Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen Karrieren und Lebensformen

Bisherige Forschungen zu den Ländern Deutschland und Österreich zeigen, dass Frauen und Männer in der Wissenschaft unterschiedliche Karriereziele erreichen und dass eine Wechselwirkung zwischen wissenschaftlichen Karrieren und Lebensformen von WissenschaftlerInnen besteht.

Während Deutschland Ende der 1990er-Jahre relativ zögerlich Veränderungen mit der vierten Novelle des Hochschulrahmengesetzes (1998) einführte, hat Österreich erst in den 2000er-Jahren mit den Universitätsgesetznovellen (UG 2002/2009) einen deutlichen Schnitt mit der traditionellen Organisation von Wissenschaft vollzogen. Beiden Ländern gemeinsam ist der Befund, dass wissenschaftliche Karrieren von Postdoktorandinnen ins Stocken geraten. So sind unter den Promovierten zwar fast noch die Hälfte Frauen, bei den Habilitierten ist es aber nur noch ein Viertel (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2017: 16; Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft 2017: 44). In Deutschland ist die Postdoc-Phase seit jeher als Übergangsphase zur Professur konstruiert und in hohem Maße unsicher gestaltet. Im Unterschied dazu hat das österreichische Beschäftigungssystem an Universitäten die Postdoc-Phase lange Zeit abgesichert, indem auch unterhalb der Professur unbefristete, sog. ‚pragmatisierte‘ Stellenformate angeboten wurden. Im Kontext der Universitätsreformen wurden diese universitären Stellenformate jedoch grundlegend restrukturiert (Kreckel/Zimmermann 2014). Seitdem sind wissenschaftliche Karrieren an österreichischen Universitäten ähnlich wie in Deutschland entschert, zeitlich verdichtet und an ‚Exzellenzkriterien‘ ausgerichtet. Dass die Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus hinsichtlich Befristung und Arbeitszeitumfang prekärer geworden ist (Konsortium Bundesbericht wissenschaftlicher Nachwuchs 2017) und davon insbesondere Frauen betroffen sind (Beaufaÿs/Löther 2017), darauf verweisen Befunde aus Deutschland. Wissenschaftliche Karrieren sind jedoch nicht nur riskanter oder prekärer, sondern auch leistungsorientierter geworden. In beiden Ländern wurden hochkarätige Stellenformate für ‚exzellente‘ Postdocs eingeführt, die Juniorprofessur in Deutschland und die Assistenzprofessur in Österreich. Innerhalb von sechs Jahren sind vorab festgesetzte wissenschaftliche Leistungen wie Drittmittelquoten und Publikationsoutputs zu erbringen, in Österreich kann auch die Habilitation und/oder ein Auslandsaufenthalt verlangt werden. Aus der Perspektive von Frauen ist dieses Stellenformat als ambivalent einzuschätzen: Der Frauenanteil unter den Juniorprofessuren ist mit 41 Prozent (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2017: 17) vergleichsweise hoch, fraglich ist jedoch, wie viele es auf eine reguläre Professur schaffen – hier liegt der Frauenanteil in den am höchsten dotierten Professuren, C4 und W3, noch unterhalb von 20 Prozent (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2017: 18). Ähnlich begrenzt sehen die Karrieremöglichkeiten von Frauen auf den neu geschaffenen Formaten in Österreich aus. Zwar führen die Assistenzprofessuren nach erfolgreichem Abschluss der sog. Qualifikationsvereinbarungen in die entfristete Assoziierte Professur. Aber davon können Frauen bisher noch wenig profitieren: Bei den Assistenzprofessuren sind zu 38 Prozent Frauen vertreten, bei den unbefristet angestellten Assoziierten Professuren nur lediglich 23 Prozent. Diese Anteile dünne sich unter den regulären Professuren weiter aus, dort sind gerade ein Fünftel Frauen vorzufinden (Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft 2017: 79).

Die ähnlich geschlechterungleich besetzten Karrieren in der Wissenschaft korrespondieren in beiden Ländern mit unterschiedlichen Lebensformen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Professoren sind häufiger als Professorinnen verheiratet, wohingegen Professorinnen häufiger ledig sind (Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007: 148; Buchholz 2004: 74) oder als Zwei-Verdiener- bzw. Doppelkarriere-Paar leben (Lind 2008 ; siehe auch Leinfellner 2014; Rusconi/Solga 2011). Die Dual-Career-Lebensform erfordert das Jonglieren zweier Karrieren, die in Einklang mit Familienarbeit und weiteren Anforderungen zu bringen sind (Leinfellner 2014). Diese unterschiedlichen Lebensformen führen zu ungleichen Entscheidungen über Familiengründung und Kinderbetreuung: Professoren haben im Durchschnitt mehr Kinder als Professorinnen, im Vergleich dazu sind Hochschullehrerinnen häufiger kinderlos als ihre Kollegen (Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007: 149; Buchholz 2004: 74). Zwei Drittel der deutschen und österreichischen Professoren lassen ihre Kinder von der Partnerin betreuen, nur acht Prozent der deutschen und zwölf Prozent der österreichischen Professorinnen können auf einen solchen Partner zurückgreifen (Buchholz 2004: 79; Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007: 153). Stattdessen nehmen die Professorinnen häufiger private sowie öffentliche Kinderbetreuungsangebote in Anspruch, im Vergleich zu den Kollegen, die häufiger auf eine betreuende Partnerin zurückgreifen können (Buchholz 2004: 79; Zimmer/Krimmer/Stallmann 2007: 154). Aber es zeichnen sich auch Veränderungen in den Lebensformen ab, da insbesondere bei Dual-Career-Lebensmodellen die Notwendigkeit besteht, das Familienleben aufeinander abzustimmen und die jeweiligen Arbeitsteilungen und geschlechtlichen Verantwortlichkeiten auszuhandeln (Jurczyk/Lange/Thiessen 2014). Vermehrt äußern Männer (in der Wissenschaft) beispielsweise, dass sie aktive Vaterschaft leben möchten (Reuter/Vedder/Liebig 2008; Behnke/Lengersdorf/Meuser 2013; Jergus/Krüger/Roch 2018). Zusammenfassend zeigt sich, dass Frauen und Männer unterschiedliche Karrierestufen in der Wissenschaft erreichen, dies wird durch ihre Lebensformen erklärt (Leinfellner 2014; Rusconi/Solga 2011). Wenig berücksichtigt wurde bisher, dass wissenschaftliche Karrieren und weitere Arbeitsbelange des ‚Lebens‘ auch von Geschlechterleitbildern der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit und geschlechtlicher Arbeitsteilung geprägt werden. Diese Lücke wird im Folgenden anhand von subjektiven Deutungen von NachwuchswissenschaftlerInnen bearbeitet. Es besteht zum einen Analyse- und Handlungsbedarf zu dieser Personengruppe da sie von verschärften Beschäftigungspolitiken und neuen Qualifikationsanforderungen besonders betroffen sind, zum anderen wird an den subjektiven Sichtweisen von PostdoktorandInnen das Ineinandergreifen von wissenschaftlicher Karriere und weiteren Arbeitsformen besonders deutlich.

### **3 Wissenschaftliche Karriere und Geschlecht aus der Perspektive der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements**

Bislang wurde die geschlechterungleiche Integration in wissenschaftliche Einrichtungen und Karrieren vor allem aus drei theoretischen Perspektiven jeweils im Schnittpunkt mit Geschlechteransätzen beleuchtet (im Überblick: Beaufäys/Engels/Kahlert

2012): *erstens* organisationssoziologische Studien zu Barrieren und Ausschlüssen von Frauen (z. B. Müller 2010), *zweitens* durch von Pierre Bourdieu inspirierte Feldanalysen (z. B. Beaufaÿs 2015a), die den wissenschaftlichen Ethos auf ihre geschlechterdifferenzen und -exkludierenden Effekte untersuchen, und *drittens* durch im Bereich der Hochschulforschung angelegte Karrierestudien (Kahlert 2012; Metz-Göckel et al. 2016). Noch wenig beachtet wurde, dass wissenschaftliche Karrieren in vergeschlechtlichte Deutungs- und Organisationsmuster von Arbeit eingebettet sind, die in der Alltagsorganisation und den biografischen Lebensentscheidungen von Frauen und Männern zum Ausdruck kommen und zu ungleichen Karriereerfolgen beitragen. Mit der Perspektive auf die gesellschaftliche Organisation von Arbeit im Arbeitskontext Wissenschaft stellt wissenschaftliche Arbeit als Erwerbsarbeit demnach nur *eine* von verschiedenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitsformen dar. Nach Regina Becker-Schmidt (2007) gehören bezahlte und unbezahlte Formen der Arbeit wie Erwerbstätigkeit, Hausarbeit, Care Work, Subsistenzarbeit, ehrenamtliche Arbeit und Tätigkeiten für den Eigenbedarf wie Reparaturen (Becker-Schmidt 2007: 263) zum gesellschaftlichen Arbeitsensemble, das tagtäglich zu bewältigen ist. Wie WissenschaftlerInnen ihre Arbeits- und Lebensweise gestalten und wie sie sich auf die verschiedenen Arbeitsformen beziehen, zeigt sich in „alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements“ (Aulenbacher/Riegraf 2011). In den subjektiven Sichtweisen wird abgebildet, wie gesellschaftliche Anforderungen in den Alltag integriert und arrangiert werden (Aulenbacher/Riegraf 2011: 81). Zudem sind WissenschaftlerInnen dazu aufgefordert, ihre wissenschaftlichen Karrieren biografisch mit ‚außerwissenschaftlichen‘ Belangen zu koordinieren.

Eine empirische Analyse der untersuchten akademischen Subjekte gibt Aufschluss darüber, wie in den wissenschaftlichen Alltag etwa Familienarbeit und Hobbys sowie in biografische Entscheidungen die Karriere mit Lebensplanungen von Frauen und Männern integriert werden. Weiterhin wird herausgearbeitet, ob es sich dabei um veränderte alltägliche und biografische Arbeitsarrangements handelt oder nicht.

Historisch gesehen orientierten sich die Arbeitsarrangements in Deutschland und Österreich an einem männlichen Ernährermodell im Rahmen eines konservativ-korporatistischen Wohlfahrtsstaatsregimes (Esping-Andersen 1990; Ostner/Lewis 1995). Gegenwärtig deuten sich allerdings in beiden Ländern Umbrüche an: Das sog. „Adult Worker Modell“ (Lewis 2002), welches eine geschlechtergleiche Teilhabe am Erwerbsmarkt vorsieht, gewinnt an Bedeutung. Die bislang überwiegend unbezahlt von Frauen getätigte Care-Arbeit innerhalb der Familien wird zunehmend auf einem offenen Markt staatlicher und privater Träger angeboten (Aulenbacher/Décieux/Riegraf 2018) oder durch staatliche Maßnahmen finanziell unterstützt (z. B. Elterngeld).

Das Arbeitsfeld Wissenschaft kann – je nach Disziplin unterschiedlich stark ausgeprägt – als Paradebeispiel einer entgrenzten Profession gelten, die ein hohes Maß an Selbstorganisation ermöglicht wie auch erfordert. ‚Entgrenztes‘ Arbeiten zeichnet sich durch kaum oder geringe räumliche, soziale und/oder zeitliche Vorgaben bezüglich der Ausübung der Arbeitstätigkeiten aus. Diese Flexibilität bietet WissenschaftlerInnen durchaus gute Voraussetzungen, um Karriere und Familie alltäglich wie biografisch zu bewältigen. Ergebnisse der arbeitssoziologischen Geschlechterforschung zum Themenfeld ‚Entgrenzung‘ zeigen jedoch, dass Frauen in Berufsfeldern mit hoher Entgrenzung wie z. B. im Journalismus, die dort üblichen flexiblen Arbeitsbedingungen

nicht per se karriereförderlich nutzen können (Jurczyk 2000). Die Organisation der alltäglichen Arbeit, das Vereinbaren von Partnerschaft und Karriere, das Herstellen von Familienleben (Jurczyk/Lange/Thiessen 2014) sowie die damit verbundenen sozial-emotionalen Belastungen werden nach wie vor hauptsächlich den Frauen zugewiesen und beeinträchtigen diese in ihren beruflichen Ambitionen (Rerrich 2000). Aufgrund der gesellschaftlich zugewiesenen Ressourcen haben Wissenschaftler daher bessere Chancen, zu einer ‚reflexiven‘ Lebensführung und ‚autonomen Selbstorganisation‘ von Alltag und Biografie zu gelangen. Dies beinhaltet einerseits selbstbestimmtes Grenzmanagement zwischen den unterschiedlichen Anforderungen, wie etwa Erwerbsarbeit von Fürsorgetätigkeiten abzugrenzen (Binner 2017; Jurczyk et al. 2009). Andererseits geht damit einher, akademische Karriereanforderungen, wie Auslandsaufenthalte und intensive Arbeitszeiten, mit biografischen Lebensentscheidungen, etwa Familiengründung, zu vereinbaren.

Den Zugang zum Arbeitsfeld Wissenschaft erlangen Frauen zu einem historischen Zeitpunkt, in dem durch das ‚Exzellenzregime‘ (Riegraf/Weber 2017) zunehmend prekäre Beschäftigungsbedingungen vorherrschen und ein Zusammenhang von Feminisierung und Abwertung des wissenschaftlichen Feldes angenommen wird (Aulenbacher et al. 2012). Die ökonomischen Verunsicherungen betreffen Frauen und Männer in ihrem gesamten Lebenszusammenhang. So können von den Subjekten auch bisher als gesichert geglaubte vergeschlechtlichte Zuständigkeiten neu verhandelt werden (Motakef 2015; Klenner et al. 2011). Unter ‚prekariert‘ wird also nicht lediglich eine ökonomisch unsichere Beschäftigung, sondern eine Verunsicherung im Lebenszusammenhang verstanden, die im Kontext neuer Exzellenzkriterien an Universitäten vergeschlechtlichte Zuweisungen und Arbeitstätigkeiten irritieren kann.

Wie WissenschaftlerInnen ihre entgrenzten und prekarierten wissenschaftlichen Karrieren und die damit verbundenen Anforderungen alltäglich und biografisch wahrnehmen und mit weiteren Belangen des ‚Lebens‘ abstimmen, gibt Aufschluss über die gesellschaftliche Organisation von wissenschaftlichen Karrieren und Geschlechterarrangements.

## **4 Wissenschaftskarrieren an unternehmerischen Universitäten in Deutschland und Österreich**

Anhand von zwei qualitativen Studien aus den Ländern Deutschland und Österreich werden die Karriere- und Arbeitsarrangements von WissenschaftlerInnen untersucht. Grundlage für die Untersuchungen sind episodische Interviews (Flick 2011) mit NachwuchswissenschaftlerInnen in Deutschland (9 DoktorandInnen und Postdocs) und Österreich (6 AssistenzprofessorInnen, 2 Postdocs), die 2012 (und 3 weitere in Deutschland 2015) durchgeführt wurden. Die InterviewpartnerInnen in Österreich (4 Männer, 4 Frauen) und die Hälfte der deutschen Befragten (2 Männer, 2 Frauen) haben mindestens ein Kind unter drei Jahren. Die andere Hälfte der deutschen Befragten ist kinderlos (2 Frauen, 3 Männer). Die WissenschaftlerInnen wurden zu ihrer Arbeitsgestaltung im wissenschaftlichen und ‚privaten‘ Alltag sowie zu biografischen ‚Episoden‘ und ihren Lebensperspektiven befragt. In der strukturierenden inhaltsanalytischen Auswertung

(Kuckartz 2014) fokussieren wir Aussagen zu Grenzziehungen zwischen den verschiedenen Tätigkeiten und Sphären sowie biografisch relevanten Entscheidungen.

In den Grenzziehungen zwischen den Alltagstätigkeiten kommt zum Ausdruck, wie die *alltäglichen Arbeitsarrangements* subjektiv von den WissenschaftlerInnen gedeutet werden. Wie die InterviewpartnerInnen sich selbst beschreiben und ob damit geschlechterungleiche Karrierebedingungen bzw. Lebensperspektiven verbunden sind, interpretieren wir als geschlechtliche Zuschreibungen für als legitim erachtete Arbeitstätigkeiten (Dausien 2009). Welche Entscheidungsprozesse von den befragten Frauen und Männern zu Karriereschritten und Exzellenzanforderungen beschrieben werden, verdeutlicht, welche *biografischen Arbeitsarrangements* sie vertreten und wie mit biografischen Verunsicherungen in der Berufs- und Lebensplanung durch prekarierte Beschäftigung und neue Exzellenzkriterien umgegangen wird.

#### 4.1 Alltägliches Grenzmanagement zwischen Familie und wissenschaftlicher Karriere

Das Exzellenzregime in der Wissenschaft verlangt von den AkademikerInnen ein entgrenztes ‚Arbeiten‘ und ‚Leben‘ und macht ein individuelles Grenzmanagement notwendig (siehe auch Beaufaÿs 2015b, Binner 2017). Bei allen befragten WissenschaftlerInnen zeigt sich eine Priorisierung der wissenschaftlichen Arbeit mit großer Leidenschaft. Das betrifft auch WissenschaftlerInnen, die eine Familie haben: „Warum sollte die Arbeit zwingend hinten anstehen? Also es gibt natürlich Fälle, in denen halt die Familie Priorität hat, aber das heißt nicht, dass die Arbeit nicht irgendwie ihre Berechtigung hätte“ (D, wimi, Vera Weller, S. 9)<sup>3</sup>. Durch die Priorisierung der wissenschaftlichen Karriere fallen andere private Interessen weg oder werden auf ein Minimum reduziert: „die Arbeit frisst das dann praktisch auf, das ist dann nicht mehr möglich, sich da dann auch noch zu engagieren“ (D, wimi, Willi Hansen, S. 7). Allerdings haben Frauen und Männer aufgrund der ungleichen Arbeitsarrangements unterschiedliche Voraussetzungen, in ihre wissenschaftliche Karriere zu investieren.

##### 4.1.1 Männlicher Anspruch auf Souveränität und Selbstbestimmung

Wissenschaftler stellen in beiden Ländern die Vorzüge des entgrenzten und selbstbestimmten Arbeitens an der Universität für sich heraus, die ihnen eine konsequente Verfolgung ihrer wissenschaftlichen Karriere erlauben. Der österreichische Assistenzprofessor Burkhardt Auwert (Ö, AssProf, S. 78) beschreibt sich als autonomes Subjekt und bezeichnet sich selbst als einen „Freiberufler mit fixem Gehalt“, wobei er unterstreicht, dass er gelernt hat, seine eigenen Maßstäbe in der Alltagsorganisation zu setzen. Das bedeutet in seinem Fall, flexibel den Arbeitsort wählen zu können und feste Zeiten für sich und seine Hobbys zu reservieren. Die anderen drei Assistenzprofessoren ziehen es vor, überwiegend an der Universität zu arbeiten. Durch die Trennung von Arbeits- und Wohnort wollen sie klar zwischen akademischer Arbeit und Familie unterscheiden, der

3 Den InterviewpartnerInnen wurden Pseudonamen zugewiesen, die Seitenangaben beziehen sich auf die Transkripte. D = Deutschland, wimi = wissenschaftliche/r MitarbeiterIn; Ö = Österreich, AssProf = AssistenzprofessorIn.

Erwerbssphäre wird Priorität eingeräumt: „Ich möchte es soweit wie möglich trennen, eben weil, wenn ich zuhause bin mit den kleinen Kindern ist es so, wenn die wissen, dass der Papa oben ist am Dachboden, dann kommen sie trotzdem rauf“ (Ö, AssProf, Gabriel Acht, S. 126). Im Gegensatz zu seinen österreichischen Kollegen, die an ihrem Arbeitsort wohnen, führt Markus Strobel (D, wimi) mehr oder minder zwei Leben, was für den deutschen Kontext exemplarisch ist: eines als ‚Junggeselle‘ an zwei bis vier Tagen am Arbeitsort und eines als Familienvater am Wochenende am Wohnort. Die Vorteile des flexiblen Arbeitens in der Wissenschaft überwiegen für ihn. Er beschreibt, wie wenig er zwischen tatsächlicher ‚Arbeits-‘ und ‚Privatzeit‘ unterscheiden kann, weil für ihn alles ineinanderfließt und sich gegenseitig befruchtet. Seine wissenschaftliche Tätigkeit gibt den Takt seines Alltags an, um deren Schreibtätigkeiten herum er die Familie arrangiert. Neuartig ist, dass ihm Begrenzungen im ‚Privaten‘ gesetzt werden: An den Wochenenden arbeitet er nicht mehr: „das habe ich mir abgewöhnt, das war eben einer dieser Aushandlungsprozesse [mit meiner Frau]“ (D, wimi, Markus Strobel, S. 14).

Vielfach wurde bereits diskutiert, inwiefern die politisch eingeführte neue Regelung der Elternzeit und des Elterngeldes die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern verwässert bzw. das Zeitalter einer *neuen Väterlichkeit* anbricht (Behnke/Lengersdorf/Meuser 2013). In beiden Ländern zeigt sich, dass die Wissenschaftler – wenn sie überhaupt Elternzeit nehmen – diese *Auszeit* für ihre beruflichen Interessen nutzen können und dies als sozial legitim erscheint. Nach der Geburt seiner Tochter hat der Deutsche Markus Strobel zwei einzelne Elternzeitmonate beantragt:

„Mit meinem Chef und dem Leiter des Institutes [habe ich] eine Sonderregelung gehabt, dass ich in diesem Semester Blockseminare anbieten darf – eine große Ausnahme – und konnte deswegen sehr viel von zu Hause aus für den Lehrstuhl arbeiten und für meine Doktorarbeit natürlich auch“ (D, wimi, Markus Strobel, S. 11).

Mit diesem *Sonderarrangement*, Blockseminare anzubieten, kann er mehr Zeit bei seiner Familie verbringen. Allerdings hat er die Zeit u. a. dazu genutzt, um seine Doktorarbeit voranzubringen und sich frei zu machen für seine Forschung. Er erwähnt dies als eine „große Ausnahme“, die sich nicht (so schnell) wiederholen lässt. Die Verschiebung der Grenzen zugunsten der Familienzeit erscheint ihm unter dem Verweis, dass es sich um eine Ausnahme handelt und er die Zeit nicht vollständig der Familie, sondern auch der wissenschaftlichen Qualifikation (Promotion) widmet, sozial akzeptabel.

Ein ähnliches Sonderarrangement in seiner Elternzeit konnte auch der österreichische Burkhardt Auwert in Anspruch nehmen, der im Rahmen einer Gastprofessur ebenfalls blockweise Lehre anbot. In dieser Zeit war er – laut seiner eigenen Darstellung – voll verantwortlich für Haushalt und Kind, konnte aber trotzdem „wesentliche Impulse“ (Ö, AssProf, Burkhardt Auwert, S. 86) für seine wissenschaftliche Karriere setzen.

An beiden Fällen zeigt sich, dass es den Wissenschaftlern als legitim erscheint, der Wissenschaft in ihrem alltäglichen Arbeitsarrangement immer wieder Priorität einzuräumen, auch wenn sie eigentlich eine berufliche Auszeit genommen haben. Sie beschreiben sich in ihrem Grenzmanagement als selbstbestimmt, auch wenn sie – zumindest im deutschen Fall – mit Begrenzungen im ‚Privaten‘ konfrontiert werden. Im alltäglichen wissenschaftlichen Arbeitsarrangement zeigen sich nur leichte Brüche im Zusammenhang von Männlichkeit und der Suprematie von wissenschaftlicher Erwerbsarbeit.

#### 4.1.2 Weibliche Verantwortung und Adressierung der Alltagsorganisation

Im Gegensatz zu ihren Kollegen erläutern die Wissenschaftlerinnen, dass sie die örtliche und zeitliche Flexibilität nutzen, um ihre Verpflichtungen in der Kinderbetreuung und der akademischen Welt zu verbinden. Ihre Alltagsgestaltung ist dicht gebündelt und von Betreuungsphasen durchbrochen, wie an dem Beispiel der österreichischen Assistenzprofessorin Birgit Astwohl deutlich wird. Sie arbeitet, wie viele andere interviewte Wissenschaftlerinnen, zwei Tage in der Woche zuhause, sodass sie ihre Tochter vom Kindergarten abholen kann. „Gegen halb zwei hole ich die Kleine dann vom Kindergarten ab, ja, und der Tag ist mehr oder weniger gelaufen bis um halb acht abends, dann schreibe ich E-Mails und was halt so anfällt“ (Ö, AssProf, Birgit Astwohl, S. 7).

Dass es sich dabei vor allem um ein weibliches Prinzip der Alltagsorganisation handelt, sich an dem Bedarf der Kinderbetreuung zu orientieren, zeigt sich auch bei den deutschen Befragten. Die Mütter berichten von durchorganisierten und je nach Bedürfnissen der Kinder oder Partner durchbrochenen Tagen, die wenig Freiraum für spontane wissenschaftliche Interessen lassen:

„Also ich habe eine zweijährige Tochter, ich bin verheiratet. Also man muss halt eben den Alltag organisieren und dann gucken, dass keiner zu kurz kommt im Prinzip. Also dass man Zeit hat für die Familie, die Partnerschaft [...]. Dann ist das ein großer organisatorischer Aufwand natürlich, der betrieben werden muss“ (D, wimi, Vera Weller, S. 4).

Die Organisation des Familienalltags äußert sich als Teil der Selbstdarstellung der weiblichen Befragten: „Mein Mann kriegt sie, die Termine ((lachen)) zugeschickt via Mail“ (Ö, AssProf, Birgit Astwohl, S. 19). Die Wissenschaftlerinnen verstehen sich als Hauptverantwortliche für das Vereinbarkeitsmanagement und das Familienleben, obwohl auch sie hohen Karriereanforderungen ausgesetzt sind. Um ihre wissenschaftlichen Karrieren weiter auszuüben oder voranzubringen, sind sie abhängig von der Unterstützung zahlreicher Dritter (Jurczyk/Rerrich 2009). In der Mehrheit sind dies wiederum andere Frauen (Mütter, Schwiegermütter, Babysitter und Tagesmütter), die ihre wissenschaftliche Karriere unterstützen, auch spontan die Kinderbetreuung übernehmen, wenn Konferenzen anstehen oder wegen Krankheiten Betreuungsarrangements ausfallen. Einerseits wird damit versucht, das Risiko von Unvorhersehbarem abzumildern, andererseits werden die Betreuungsarrangements und damit auch das Vorankommen in der wissenschaftlichen Karriere stetig als ‚bedroht‘ wahrgenommen (durch Betreuungsausfälle, Krankheit). Das alltägliche Arbeitsarrangement der Wissenschaftlerinnen ist durch Widersprüche und Unvereinbarkeiten charakterisiert und eher prekariert. Die geschlechtliche Arbeitsteilung bzw. die Verantwortung für unbezahlte Sorgearbeit wird von ihnen nicht grundsätzlich hinterfragt, sondern teils in Alltagspraxis und Selbstbeschreibung integriert, teils an andere – vorwiegend Frauen – übertragen (Jurczyk/Rerrich 2009).

#### 4.2 Biografische Entscheidungen zwischen wissenschaftlicher Karriere und Familie

Alle befragten WissenschaftlerInnen finden es schwierig, in ihren Biografien eine langfristige Lebensplanung mit ihren befristeten bzw. unsicheren Stellenformaten zu reali-

sieren. Sie planen eher kurz- und mittelfristig. Obwohl sie aufgrund der Identifikation mit der Wissenschaft eine ökonomisch unsichere Lebenssituation in Kauf nehmen, versuchen sie Normalität und Sicherheit(en) herzustellen. Die Österreicherinnen Gundula Vechta und Sofie Viehwang sind beide auf befristeten Postdoc-Positionen beschäftigt und entkräften ihre prekarierte Arbeitssituation und Lebensplanung mit beträchtlichem Aufwand: Sie bewerben sich auf mehrere Stellen gleichzeitig, um auf jeden Fall irgendwo weiterbeschäftigt zu werden, oder sie denken mehr oder weniger ernsthaft über Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Wissenschaft nach. Sicherheit wird auch hergestellt, wenn ein Umzug für die Familie aus beruflichen Gründen trotz Mobilitätsanforderungen in den neuen Exzellenzkriterien ausgeschlossen wird:

„Weil ich zu denen gehöre, die nicht mobilitätsbereit sind und [das] faktisch ja jetzt eigentlich anstehen würde, dass ich drei Jahre nach Amerika gehe oder zumindest an eine tolle Uni [...] ich habe zwei Kinder, ich möchte, dass sie Kontinuität in ihrem Schulleben haben, ich wohne gerne in Schwarzstadt“ (Ö, AssProf, Sofie Viehwang, S. 230).

Die Notwendigkeit der Existenzsicherung bleibt ein wesentliches Thema: Für eine sichere Stelle in der Wissenschaft würden die meisten Befragten sogar auf eine Professur verzichten.

#### 4.2.1 Männliche Verunsicherungen in der Karriere- und Lebensplanung

Die österreichischen AssistenzprofessorInnen haben eine vergleichsweise sichere Arbeits- und somit Lebenssituation, da sie bei Erfüllung der Qualifizierungsvereinbarungen in eine unbefristete Assoziierte Professur übergehen. Sie sind allerdings verunsichert, ob sie ihre Qualifizierungsvereinbarungen und die darin explizierten Exzellenzanforderungen im vorgesehenen Zeitrahmen erfüllen können. Gleichwohl halten zwei der Assistenzprofessoren, Gabriel Acht (Ö, AssProf, S. 113) und Theodor Aulicht (Ö, AssProf, S. 302), diese für nachvollziehbarer als die eher impliziten Qualitätskriterien des alten Stellenformats. Dem steht aber auch die Meinung von Sven Allwein (Ö, AssProf, S. 210) gegenüber, der die Handhabung der Qualifikationsvereinbarungen und Habilitationsanforderungen für nebulös hält. Dies zeigt, wie unterschiedlich und teilweise willkürlich die formalisierten Karriereanforderungen je nach Universität, aber auch nach Fachbereich genutzt und interpretiert werden. Bei den deutschen Wissenschaftlern, die mit deutlich unsicheren Karriereaussichten konfrontiert sind, zeigt sich hingegen eine Verunsicherung nicht nur in Bezug auf die Karriere, sondern auf die gesamte Lebensplanung. Die Verunsicherung, die durch die ökonomische und arbeitsvertragliche Unsicherheit hervorgerufen wird, wirkt sich bei dem Thema Familiengründung besonders prägnant aus. Die männlichen Befragten, die entgegen der gängigen Männlichkeitskonstruktion keine familiäre Existenzsicherung gewährleisten können, hinterfragen ein erwerbsarbeitszentriertes Männlichkeitsbild nicht, sondern ‚opfern‘ – je nach Alter – das hegemoniale Lebenskonzept Familie mit Kindern, oder sie empfinden sich mit ihrem Karriere- und Lebenskonzept als weniger attraktiv.

Die meisten wissenschaftlichen MitarbeiterInnen streben ein Lebenskonzept mit Kindern an, nur zwölf Prozent sprechen sich in Deutschland explizit dagegen aus (Lind/Samjeske 2010: 78). Dennoch sind fast die Hälfte der Nachwuchswissenschaft-

lerInnen kinderlos, weil aus beruflichen Gründen eine Familiengründung aufgeschoben wurde (Lind/Samjeske 2010: 78). Die geringe Planungssicherheit (54 % der Frauen; 50 % der Männer) und die finanzielle Unsicherheit (47 % vs. 42 %) sind die am häufigsten genannten Gründe für das Aufschieben der Familienplanung (Lind/Samjeske 2010: 78). Der ledige und kinderlose Klaus Werner sieht sich in seinem jetzigen Lebensstil nicht beeinträchtigt (drei Jahre befristeter wissenschaftlicher Mitarbeiter in Vollzeit): „Da habe ich jetzt natürlich auch nicht so einen aufwendigen Lebensstil, es wäre glaub ich nochmal ganz anders, wenn ich jetzt eine ganze Familie zu dem hätte, also Kinder hätte“ (D, wimi, Klaus Werner, S. 11). Werner vermutet zudem, dass ihn die unsichere Anstellung in der Wissenschaft, „das klingt vielleicht ein bisschen blöd, aber unattraktiv macht, da lässt sich ja nicht jeder drauf ein“ (S. 15). Im biografischen Arbeitsarrangement der Männer zeigen sich zwar Verunsicherungen in der Karriere- und Lebensplanung, da sich das männliche Idealbild des familiären Ernährers nicht nahtlos mit den Anforderungen der wissenschaftlichen Karriere deckt. Dies führt allerdings nicht dazu, dass neue Männlichkeitsbilder entworfen und gelebt werden. Vielmehr werden traditionale Männlichkeitsideale verstärkt, wie Risikofreude und Autorität, die in den „ernsten Spielen“ um Männlichkeit unter Beweis gestellt werden (Meuser 2008). Dies zeigt sich auch im österreichischen Fall: Theodor Aulicht identifiziert sich sehr stark mit der traditionellen männlichen Ernährerrolle. Seine Frau kann als Lehrerin vorübergehend nicht mehr arbeiten, da sie für seine Habilitationsstelle umgezogen sind. Er macht deutlich, dass er die Entscheidungen für die Familie trifft: „Ich hab dann gesagt gut, ok, wir beißen da jetzt durch, ich möchte habilitieren“ (Ö, AssProf, Theodor Aulicht, S. 302). Darin kommt der unhinterfragte männliche Anspruch auf Autorität und Entscheidungshoheit zum Ausdruck.

#### 4.2.2 Weibliche Sicherheit federt männliche Unsicherheit nicht ab

Ein Beispiel aus den deutschen Interviews zeigt, wie stark die biografischen Arbeitsarrangements von Frauen und Männern greifen, selbst wenn individuell andere Lösungswege zur Verfügung stehen. Trixi Winter betont mehrmals, dass ihre Stelle momentan eine günstige Gelegenheit ist, sesshaft zu werden (sie ist unbefristet als akademische Rätin tätig) und eine Familie zu gründen: „Jetzt bin ich halt Beamte beim Staat, da is es natürlich super leicht, Kinderpause zu machen“ (D, wimi, Trixi Winter, S. 13). Da ihr Partner ebenfalls in der Wissenschaft arbeitet, aber befristet angestellt ist, lassen sich einige private Lebenspläne bereits realisieren (Haus und Garten), aber beim Kinderwunsch zeigen sich Verunsicherungen. Ihr Partner würde sich auch gerne an der Elternzeit beteiligen, aber seine unsichere ‚exzellente‘ Arbeitsposition als Projektleiter kann er voraussichtlich nicht ohne finanzielle Verluste unterbrechen: „Also er möchte gerne dabei sein, beim Kinder betreuen und [sich] auch Zeit nehmen. Könnte allerdings sein, dass es aus Vertrags- also aus Anstellungsgründen etwas schwieriger wird, weil er Projektleiter ist“ (D, wimi, Trixi Winter, S. 13).

Obwohl sie eine sichere Karriere- und Lebensperspektive hat, orientiert sie sich in der Organisation ihres biografischen Arbeitsarrangements an ihrem Partner. Sichtbar wird hier, dass die Geschlechterarrangements unter den Vorzeichen einer prekarisierten Beschäftigungspolitik in der Wissenschaft und verschärften Exzellenzkriterien von

beiden PartnerInnen nicht grundsätzlich infrage gestellt werden. Die sichere Erwerbstätigkeit der Frau kann die verunsicherte Beschäftigung des Mannes und in der Folge die biografischen Verunsicherungen nicht entkräften. Die Karriereansprüche des Mannes werden selbst unter unsicheren Vorzeichen priorisiert.

## 5 Fazit: die gesellschaftliche Organisation von wissenschaftlicher Karriere und Geschlecht aus der Subjektperspektive

Im vorliegenden Beitrag wurde gezeigt, dass sich in den gesellschaftlichen und universitären Umbruchprozessen erneut ungleiche Karriere- und Arbeitsarrangements von WissenschaftlerInnen etablieren. Mit der Perspektive der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements haben wir Muster geschlechterungleicher Voraussetzungen für die ‚exzellente‘ Spitzenforschung in den subjektiven Wahrnehmungen von NachwuchswissenschaftlerInnen ausfindig gemacht. Wie sie ihren Alltag organisieren und ihre biografischen Lebensentscheidungen treffen, zeigt, wie exzellente Karriere- und Arbeitsarrangements der WissenschaftlerInnen in ungleiche vergeschlechtlichte gesellschaftliche Arbeitsstrukturen eingebettet sind. Dabei lassen sich mehr Gemeinsamkeiten zwischen den Ländern Österreich und Deutschland als gravierende Unterschiede finden. Wie herausgestellt wurde, sind es weniger die unterschiedlichen Wissenschafts- und Karriere-traditionen, die Geschlechterungleichheiten in der Wissenschaft beeinflussen, sondern vielmehr die ähnlichen Geschlechterkulturen mit ihren spezifischen Normen zu Arbeits- und Sorgeverpflichtungen sowie die neue Ausrichtung wissenschaftlicher Karrieren auf ‚Exzellenz‘ unter prekarisierenden Bedingungen.

Frauen sind in den letzten Jahren zahlreicher in der Wissenschaft vertreten, aber es reetablieren sich ‚bekannte‘ wie ‚neue‘ Muster von Geschlechterungleichheiten in der alltäglichen wie biografischen Dimension. Der intensivierte entgrenzte Charakter wissenschaftlicher Arbeit ermöglicht eher den Wissenschaftlern ein Familienleben, das sich in seinen familiären Verpflichtungen begrenzen lässt und Räume für die Gestaltung und Erhaltung von Selbstsorge wie Hobbys öffnet. Die Annahme von Väterpflichten kann sogar in unseren Fallbeispielen mit Karrierefortschritt vereinbart werden. Diese modernisierte Lebensform der Wissenschaft in Zeiten des Exzellenzregimes bedarf eines aktiven Grenzmanagements, welches das Primat der wissenschaftlichen Karriere beinhaltet und nach wie vor auf weibliche Care-Arbeit rekurriert.

Die Wissenschaftlerinnen nehmen den flexiblen Charakter wissenschaftlicher Arbeit nicht uneingeschränkt zu ihrem Karrierefortschritt wahr, sondern verwenden diese Flexibilität zugunsten ihrer familiären Pflichten. Sie benötigen die Unterstützung anderer, überwiegend ebenfalls Frauen, um weiterhin ihre wissenschaftliche Karriere verfolgen zu können, ihr Grenzmanagement ist unsicherer abgesteckt.

Die biografische Karriere- und Lebensplanung wird ebenfalls stark durch bestehende Geschlechterleitbilder in den Arbeitsarrangements beeinflusst. Insbesondere bei den deutschen Männern zeigt sich, dass die wissenschaftliche Karriere zwar klassische männliche Lebensentwürfe beeinträchtigt (die des Familienvaters), die zugunsten der

unsicheren Karriere aufgeschoben oder aufgegeben werden, dies jedoch eher noch mit Karrierevorteilen verbunden ist. Die Muster der Wissenschaftlerinnen variieren zwischen Karriereeinbußen zugunsten der familiären Ansprüche und Aufschieben des Kinderwunsches. In den empirischen Beispielen zeigt sich, dass männliche Karriereansprüche vor eher unkonventionellen Arbeitsarrangements priorisiert werden.

## Literaturverzeichnis

- Aulenbacher, Brigitte; Binner, Kristina; Riegraf, Birgit & Weber, Lena (2012). Wissenschaft in der Entrepreneurial University: Feminisiert und abgewertet? *WSI Mitteilungen*, 65(6), 405–411.
- Aulenbacher, Brigitte; Décieux, Fabienne & Riegraf, Birgit (2018). The economic shift and beyond: Care as a contested terrain in contemporary capitalism. *Current Sociology*, 66(4), 517–530. <https://doi.org/10.1177/0011392118765257>
- Aulenbacher, Brigitte & Riegraf, Birgit (2011). Die Analyse alltäglicher und biografischer Arbeitsarrangements als Weg arbeits- und industriesoziologischer Sozial- und Zeitdiagnostik. *ais-studien*, 4(2), 74–90.
- Beaufäys, Sandra (2015a). Die Freiheit arbeiten zu dürfen. Akademische Laufbahn und legitime Lebenspraxis. *Beiträge zur Hochschulforschung* (Themenheft Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft), 37(3), 40–59.
- Beaufäys, Sandra (2015b). Auf dem Weg an die Spitze: Alltag, Selbstverständnis und Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses. In Anita Engels, Sandra Beaufäys, Nadine Kegen & Stephanie Zuber, *Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative* (S. 218–278). Frankfurt/Main: Campus.
- Beaufäys, Sandra; Engels, Anita & Kahlert, Heike (Hrsg.). (2012). *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Campus.
- Beaufäys, Sandra & Löther, Andrea (2017). Exzellente Hasardeurinnen. Beschäftigungsbedingungen und Geschlechterungleichheit auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt. *WSI Mitteilungen*, 70(5), 348–355. <https://doi.org/10.5771/0342-300x-2017-5-348>
- Becker-Schmidt, Regina (2007). Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 250–268). Wiesbaden: VS Verlag. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-90438-2\\_15](https://doi.org/10.1007/978-3-531-90438-2_15)
- Behnke, Cornelia; Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael (2013). Egalitätsansprüche vs. Selbstverständlichkeiten. Unterschiedliche Rahmungen väterlichen Engagements bei Paaren aus den westlichen und östlichen Bundesländern. In Alessandra Rusconi, Christine Wimbauer, Mona Motakef, Beate Kortendiek & Peter A. Berger (Hrsg.), *Paare und soziale Ungleichheit. Eine Verhältnisbestimmung* (S. 192–209). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Binner, Kristina (2017). „Exzellenz“ und Sorge als alltägliche Bewährungsprobe von Postdoc-WissenschaftlerInnen in Großbritannien und Österreich. In Andrea Löther & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. Veränderte Governance und Geschlechterarrangements in der Wissenschaft* (S. 39–58). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Binner, Kristina; Kubicek, Bettina; Rozwandowicz, Anja & Weber, Lena (Hrsg.). (2013). *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung: Zwischen Aufbruch und Beharrung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Boer, Harry de; Enders, Jürgen & Schimank, Uwe (2008). Comparing Higher Education Governance Systems in Four European Countries. In Nils C. Soguel & Pierre Jaccard (Hrsg.),

- Governance and Performance of Education Systems* (S. 35–54). Dordrecht: Springer. [https://doi.org/10.1007/978-1-4020-6446-3\\_3](https://doi.org/10.1007/978-1-4020-6446-3_3)
- Buchholz, Lydia (2004). Wissenschaftskarrieren an österreichischen Universitäten. Erfahrungen und Einstellungen von Professorinnen und Professoren. In Erna Appelt (Hrsg.), *Karriereschere. Geschlechterverhältnisse im österreichischen Wissenschaftsbetrieb* (S. 71–91). Wien: LIT Verlag.
- Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft (2017). *Statistisches Taschenbuch 2017*. Wien.
- Dausien, Bettina (2009). Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In Brigitte Aulenbacher & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs* (S. 157–177). Wiesbaden: VS Verlag. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-91566-1\\_9](https://doi.org/10.1007/978-3-531-91566-1_9)
- Esping-Andersen, Gøsta (1990). *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Flick, Uwe (2011). Das Episodische Interview. In Gertrud Oelerich & Hans-Uwe Otto (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch* (S. 273–280). Wiesbaden: VS Verlag. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92708-4\\_17](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92708-4_17)
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2017). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 21. Fortschreibung des Datenmaterials (2015/2016) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen*. Bonn: Gemeinsame Wissenschaftskonferenz.
- Jergus, Kerstin; Krüger, Jens Oliver & Roch, Anna (Hrsg.). (2018). *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: VS Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15005-1>
- Jurczyk, Karin (2000). Zwischen Selbstbestimmung und Bedrängnis. Zeit im Alltag von Frauen. In Werner Kudera & G. Günter Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 219–246). Opladen: Leske + Budrich.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.). (2014). *Doing family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin & Rerrich, Maria S. (2009). Erkenntnis und Politik: Alltägliche Lebensführung und Differenzen zwischen Frauen revisited. In Brigitte Aulenbacher & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs* (S. 103–118). Wiesbaden: VS Verlag. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-91566-1\\_6](https://doi.org/10.1007/978-3-531-91566-1_6)
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas & Voß, G. Günter (2009). *Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: Edition Sigma. <https://doi.org/10.5771/9783845268910>
- Kahlert, Heike (2012). Was kommt nach der Promotion? Karriereorientierungen und -pläne des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fächer- und Geschlechtervergleich. In Sandra Beaufaÿs, Anita Engels & Heike Kahlert (Hrsg.), *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft* (S. 57–86). Frankfurt/Main: Campus.
- Klenner, Christina; Pfahl, Svenja; Neukirch, Sabine & Weßler-Poßberg, Dagmar (2011). Prekarisierung im Lebenszusammenhang – Bewegung in den Geschlechterarrangements? *WSI Mitteilungen*, 64(8), 416–422.
- Konsortium Bundesbericht wissenschaftlicher Nachwuchs (2017). *Bundesbericht wissenschaftlicher Nachwuchs 2017. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland*. Wichtige Ergebnisse im Überblick. Bielefeld: Bertelsmann Verlag.
- Kreckel, Reinhard & Zimmermann, Karin (2014). *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich*. Leipzig: AVA.
- Kuckartz, Udo (2014). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.

- Leinfellner, Stefanie (2014). „Ich hatte ein paar mehr Kämpfe auszustehen als mein Mann“. Dual-Career-Couples auf der Suche nach den Faktoren für gutes Leben und Arbeiten in der Wissenschaft. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 6(3), 78–93. <https://doi.org/10.3224/gender.v6i3.18547>
- Lewis, Jane (2002). Gender and Welfare State Change. *European Societies*, 4(4), 331–357.
- Lind, Inken (2008). Aufgeschobene Kinderwünsche, eingeschränkte Perspektiven? Zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft – Ergebnisse einer aktuellen Studie. *Forschung und Lehre*, 15(11), 754–756.
- Lind, Inken & Samjeske, Kathrin (2010). *Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft (BAWIE). Schlussbericht zum Projekt*. Bonn: Centre of Excellence Women and Science.
- Metz-Göckel, Sigrid; Schürmann, Ramona; Heusgen, Kirsten & Selent, Petra (2016). *Faszination Wissenschaft und passagere Beschäftigung. Eine Untersuchung zum Drop-Out aus der Universität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Meuser, Michael (2008). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 33–44). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Motakef, Mona (2015). *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425664>
- Müller, Ursula (2010). Institutional Thematization of Gender and Individual De-Thematization of Discrimination. In Birgit Riegraf, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter & Ursula Müller (Hrsg.), *GenderChange in Academia. Re-mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective* (S. 305–318). Wiesbaden: VS Verlag.
- Ostner, Ilona & Lewis, Jane (1995). Gender and the Evolution of European Social Policies. In Stephan Leibfried & Paul Pierson (Hrsg.), *European social policy. Between fragmentation and integration* (S. 159–193). Washington, D. C.: Brookings Institution.
- Rerrich, Maria S. (2000). Zusammenfügen, was auseinanderstrebt. Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen. In Werner Kudera & G. Günter Voß (Hrsg.), *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung* (S. 247–266). Opladen: Leske + Budrich.
- Reuter, Julia; Vedder, Günther & Liebig, Brigitte (Hrsg.). (2008). *Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern*. Frankfurt/Main: Campus.
- Riegraf, Birgit & Weber, Lena (2017). Excellence and Gender Equality Policies in Neoliberal Universities. *Gender and Research*, 18(1), 92–112. <https://doi.org/10.13060/25706578.2017.18.1.351>
- Rusconi, Alessandra & Solga, Heike (Hrsg.). (2011). *Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familie in Akademikerpartnerschaften*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Weber, Lena (2017). *Die unternehmerische Universität. Chancen und Risiken für Gleichstellungspolitiken in Deutschland, Großbritannien und Schweden*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Zimmer, Annette; Krimmer, Holger & Stallmann, Freia (2007). *Frauen an Hochschulen: winners among losers. Zur Feminisierung der deutschen Universität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

## Zu den Personen

*Kristina Binner*, Dr., \*1979, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Soziologie, Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen, Johannes Kepler Universität Linz. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitssoziologie, Geschlechterforschung, Wissenschafts- und Hochschulforschung, Migrationssoziologie.

Kontakt: Johannes Kepler Universität Linz, Altenbergerstraße 69, 4040 Linz, Österreich

E-Mail: kristina.binner@jku.at

*Lena Weber*, Dr., \*1982, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Fakultät für Kulturwissenschaften, Allgemeine Soziologie, Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitssoziologie, Geschlechterforschung, Wissenschafts- und Hochschulforschung, Digitalisierung.

Kontakt: Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften, Allgemeine Soziologie, Warburger Straße 100, 33098 Paderborn

E-Mail: leweber@mail.upb.de

# Karrierehindernis Geschlecht? Zum Verbleib von Frauen in der Hochschulmedizin

## Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht, warum Frauen nur selten Professorinnen in der Hochschulmedizin werden, obwohl Medizinstudentinnen mittlerweile deutlich in der Mehrheit sind. Anhand einer Online-Befragung von Assistenzärzt\_innen sowie von Interviews mit Akteur\_innen in Schlüsselpositionen der Universitätskliniken und medizinischen Fakultäten in NRW werden zwei zentrale Erklärungsansätze aus dem Feld herausgearbeitet: die Annahme, dass die mangelnde Vereinbarkeit von Hochschulmedizin und Familie für den geringen Frauenanteil auf den Professuren verantwortlich ist (1), sowie die Vermutung, dass Frauen wissenschaftliche Karriereambitionen durch falsche Strategien nicht realisieren können (2). Beide Erklärungsansätze operieren jedoch mit essentialistischen Geschlechterbildern, die für die Aufrechterhaltung ungleicher Geschlechterverhältnisse in der Hochschulmedizin zentral sind.

### *Schlüsselwörter*

Hochschulmedizin, Wissenschaftskarriere, Frauen, Geschlechterdiskriminierung, Universitätsklinik

## Summary

Gender as a barrier to advancement? Why women get lost on their career paths in university medicine

The article examines why women rarely become professors in university medicine even though the majority of medical students are female. Based on an online survey of assistant physicians as well as interviews with key actors in university hospitals and medical faculties in North Rhine-Westphalia in Germany, we present two central explanations from the field of medicine: the assumption that the lack of effective opportunities to reconcile work and family life is responsible for women being underrepresented at professorship level (1) and the assumption that women do not have successful career strategies (2). However, both explanations draw on essentialist gender images which are crucial to the persistence of the gender gap in university medicine.

### *Keywords*

university medicine, scientific career, women, gender discrimination, university hospital

## 1 Einleitung

Trotz eines hohen Absolventinnenanteils ist der Anteil von Frauen in den Spitzenpositionen der Hochschulmedizin gering (Kaczmarczyk 2016). In Deutschland weist die Medizin den höchsten Gender Gap im Vergleich zu allen anderen Fächergruppen auf. Wie Kortendiek et al. (2016) zeigen, findet der Drop-out der Medizinerinnen an nordrhein-westfälischen Hochschulen vor allem in der Postdoc-Phase statt. Über zwei Drittel der bereits promovierten Assistenzärztinnen – ähnlich viele wie Männer – haben eine experimentelle Dissertation abgeschlossen und so die prinzipiellen Voraussetzungen für eine weitere wissenschaftliche Laufbahn geschaffen. Jedoch sind bei den Habilitationen – dem Qualifizierungsschritt, der Ambitionen auf eine Professur oder höhere (klinische) Führungspositionen erkennen lässt – bereits deutliche Geschlechterungleichheiten zu

erkennen: Während fast zwei Drittel der promovierten Assistenzärzte ihre Habilitation planen oder bereits an ihr arbeiten (64 %), trifft dies noch nicht einmal auf die Hälfte der promovierten Assistenzärztinnen zu (43 %). Hingegen schließen letztere eine Habilitation mehr als doppelt so häufig wie Männer für sich aus (29 % vs. 12 %) (Kortendiek et al. 2016: 380).

Im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht die Frage, warum so wenige Frauen Professorinnen in der Hochschulmedizin werden. Bisherige Forschungen zeigen, dass dies nicht auf Leistungsunterschiede in Studium und Promotion zurückzuführen ist. Eignigkeit besteht in der Diagnose eines bereits in der Assistenzzeit sichtbar werdenden „Schereneffekts zuungunsten von Frauen“ (Abele 2003: 39). Dafür werden in der Literatur zwei Erklärungsstränge herangezogen.

Der erste Erklärungsstrang setzt bei den Ärztinnen selbst an: Verbreitet wird von einer geringeren Karrieremotivation von angehenden Ärztinnen aufgrund einer stärkeren Familienorientierung ausgegangen. Dies führe bereits in der Qualifizierungsphase zu einer an Vereinbarkeit ausgerichteten Berufsorientierung (vgl. Gedrose et al. 2012). Diskutiert werden u. a. die Auswirkungen von Elternschaft sowie die damit verknüpften Paar- und Familienarrangements auf die Karriereorientierung von Frauen (vgl. exemplarisch Reimann/Alfermann 2014; Rothe et al. 2013). In diesen Beiträgen werden zwar auch diskriminierende Strukturen am Arbeitsplatz (Universitäts-)Klinik benannt, stehen jedoch nicht im Fokus.

Ein zweiter Erklärungsstrang identifiziert spezifische Ausschlussmechanismen innerhalb des medizinischen Feldes selbst. So wird herausgestellt, dass Ärztinnen Familie und Karriere in Vollzeit zwar vereinbaren wollen, dabei jedoch diskriminiert werden (Radunz et al. 2016). Rothe et al. (2016) sprechen sogar von der Allgegenwart einer „maskulinen Norm“ in der Medizin. Bereits in der fachärztlichen Weiterbildung trage das Ideal der ständigen Verfügbarkeit und Verausgabung dazu bei, die Medizin als ein Feld „hegemonialer Männlichkeit“ zu konstituieren, das keine Zeit für Familienverpflichtungen lasse (Reimann et al. 2017). Spiegelbildlich werde Frauen aufgrund ihrer potenziellen Mutterschaft eine geringere Leistungsfähigkeit zugeschrieben.

Trotz einer Reihe von Studien über Medizinkarrieren ist die *Hochschul*karriere aus einer Geschlechterperspektive noch wenig erforscht. Sichtbar wird in den vorhandenen Studien eine Auseinandersetzung mit „Vereinbarkeit“ als der dominanten Erklärung für den geringen Professorinnenanteil. Jedoch hält Färber (1995) dies nicht für das zentrale Problem. Vielmehr führten Männernetzwerke und Ausschlussmechanismen innerhalb der Professor\_innenschaft zum geringen Anteil von Medizinprofessorinnen. Beaufaÿs (1999) kritisiert, dass sich gerade die einseitige Zuschreibung einer Vereinbarkeitsproblematik als marginalisierend auf Medizinerinnen in Führungspositionen auswirke. Auch neuere Befunde legen nahe, dass sich die Hochschulmedizin durch eine Exklusion von Frauen aus männerdominierten Karrierenetzwerken auszeichne (Cramer/Hanika/Diehl-Schmid 2016). Zugleich erfahren Medizinerinnen bei ihrem wissenschaftlichen Handeln (Publizieren, Laborarbeiten, Drittmittelwerbung) strukturelle Benachteiligungen, die dazu beitragen, dass Frauen keine Professur erreichen (Radunz et al. 2016; Pfeleiderer 2017: 22f.). Insgesamt bleiben die bisherigen geschlechterbezogenen Erkenntnisse zur Karriere in der Hochschulmedizin fragmentarisch. Umgekehrt steht in den geschlechterbezogenen Studien zur Medizinkarriere die Hochschulmedizin nicht im

Fokus. Auch in der Längsschnittstudie KarMed zur Berufsorientierung angehender Ärztinnen und Ärzte spielt die Berufsoption ‚Professur‘ keine Rolle (vgl. van den Bussche et al. 2013).

Dieser Beitrag beleuchtet, welche Ursachen verschiedene Gruppen von Akteur\_innen innerhalb der Hochschulmedizin (Nachwuchs, Leitung, Gleichstellung) für den geringen Professorinnenanteil identifizieren. Hierbei lassen wir uns von einer konstruktivistischen Perspektive des Doing Gender (West/Zimmerman: 1987) leiten, die davon ausgeht, dass Geschlechterdifferenzen interaktiv im alltäglichen Handeln hergestellt werden und – einmal konstituiert – zu ihrer eigenen Aufrechterhaltung beitragen. Auch professionelle Settings – wie die Organisation von Hochschulkarrieren – sind einer kontinuierlichen (Re-)Konstruktion unterworfen. Professionalisierungsprozesse ‚übersetzen‘ jedoch nicht einfach bestehende Differenzen in Geschlechterhierarchien. Vielmehr bringen hierarchische Arbeitskontexte und Professionalisierungsprozesse Geschlechterdifferenzen immer wieder neu hervor (Wetterer 1995: 19).

Mit dieser Forschungsperspektive untersuchen wir *erstens*, wie in der Hochschulmedizin Geschlechterungleichheiten produziert werden. *Zweitens* zeigen wir auf, dass die soziale Organisation der Hochschulmedizin als ‚Antwort‘ auf vermeintlich bereits bestehende Geschlechterdifferenzen erscheint – und zugleich als deren machtvolle Verstärkung und Legitimierung wirkt. Dies führt – so unsere These – zu einer Normalisierung von Männlichkeit und zu einer ‚Besonderung‘ von Ärztinnen, die nicht nur ihre Geschlechtlichkeit hervorhebt, sondern diese zugleich abwertet (vgl. Honegger 1991).

Empirisch knüpfen wir an eigene Befunde des Gender-Reports 2016 an (vgl. Kortendiek et al. 2016: 261–436).<sup>1</sup> Multiperspektivisch liefert dieser erstmalig Daten zum Gender Gap in der Hochschulmedizin in Nordrhein-Westfalen und sucht nach Erklärungsansätzen für dessen Ursache. Die Sicht des potenziellen wissenschaftlichen Nachwuchses wurde durch eine Online-Befragung der Assistenzärztinnen und -ärzte aller Universitätskliniken in NRW erhoben (Rücklauf 14,6 %, n = 344). Die Ergebnisse wurden quantitativ und qualitativ ausgewertet und liefern erstmals geschlechterdifferenzierte Daten über den hochschulmedizinischen Qualifizierungs- und Karriereweg, den Berufswunsch Professur und die Hindernisse auf dem Weg zur Hochschulkarriere (Kortendiek et al. 2016: 373f.).

Durch 25 Expert\_inneninterviews an allen Universitätskliniken und medizinischen Fakultäten in NRW wurden zudem die Perspektiven der Leitungsebene (Ärztliche Direktoren und Dekane) sowie der Gleichstellungsebene (Gleichstellungsbeauftragte der Fakultäten, Universitätskliniken und partiell der Universitäten sowie Prodekaninnen) analysiert. Im Fokus stand die Frage, warum so wenige Frauen Professorinnen werden und welche Handlungsperspektiven diese Akteur\_innen sehen (Kortendiek et al. 2016: 325ff.). Für den vorliegenden Beitrag greifen wir zudem auf bislang unveröffentlichtes, im Rahmen des Gender-Reports generiertes Material zurück.

Auf dieser Basis arbeiten wir im Folgenden zwei im Feld dominante Erklärungsmuster für den geringen Frauenanteil auf der professoralen Ebene heraus: *Erstens* diskutieren wir die verbreitete Annahme, dass die mangelnde Vereinbarkeit von Beruf und Familie für den geringen Frauenanteil an den Professuren der Hochschulmedizin ver-

1 Projektmitarbeiterinnen: Meike Hilgeman, Jenny Bünnig, Judith Conrads sowie die Autorinnen des vorliegenden Beitrags, Leitung: Beate Kortendiek.

antwortlich sei (2). *Zweitens* setzen wir uns mit der Unterstellung auseinander, Frauen wählen ‚falsche‘, nicht-erfolgversprechende Karrierestrategien (3). Dabei werden jeweils die unterschiedlichen – bisweilen ambivalenten – Perspektiven der Leitungsebene, der Gleichstellungsakteurinnen und der Assistenzärzt\_innen kontrastiert. Abschließend werden anhand der Widersprüche zwischen den Perspektiven die Geschlechterkonstruktionen in der Hochschulmedizin sowie die Möglichkeiten und Hindernisse eines Kulturwandels diskutiert (4).

## 2 Hauptproblem ‚Vereinbarkeit‘? Wie Elternschaft zu Mutterschaft wird

Die vordergründig zentrale Erklärung dafür, dass so wenige Frauen den Karriereweg in der Hochschulmedizin bis zur Professur gehen, ist der Verweis auf dessen mangelnde Vereinbarkeit mit der aktiven Verantwortung für eine Familie. Zunächst scheint es, als stimmten dieser Erklärung sowohl die befragten Leitungs- und Gleichstellungsakteur\_innen als auch die Assistenzärzt\_innen unumschränkt zu. Insbesondere die Rahmenbedingungen des Klinikalltags – die ausgedehnten Arbeitszeiten mit Bereitschafts-, Wochenend- und Nachtdiensten – erwiesen sich als ungünstig. Die genauere Analyse offenbart jedoch unterschiedliche Akzentuierungen und Widersprüche.

### 2.1 Mangelnde Vereinbarkeit als Strukturproblem der Hochschulmedizin

Die Leitungsebene benennt zunächst strukturelle Hindernisse außerhalb der Kliniken: Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Karriere werde durch die gesetzlichen und hochschulpolitischen Rahmenbedingungen erheblich erschwert. So wirkten sich die bisherigen Mutterschutzregelungen als Karrierenachteil für Schwangere aus, da viele Labortätigkeiten aus Gründen des Arbeitsschutzes untersagt seien und deshalb Forschungsprojekte abgebrochen würden. Dies führe zu einem Verfall von Drittmitteln, da diese zeitlich gebunden sind und aufgrund von Mutterschutz oder Elternzeit nicht zurückgestellt werden könnten. Die Kombination aus Familiengründung und Forschungstätigkeit wird dementsprechend von einem Dekan als „desaströs“ bewertet (Kortendiek et al. 2016: 351).

Demgegenüber betont eine Gleichstellungsakteurin, dass Vereinbarkeit zwar aufwändig, jedoch nicht das Haupthindernis einer Hochschulkarriere von Frauen sei: „alles machbar, aber es ist kein Kinderspiel“ (Gleichstellungsbeauftragte [GB] 6, 721). Zudem wird die Vermutung geäußert, dass die Kliniken den Aspekt der Vereinbarkeit auch deshalb nach vorne bringen, weil etwa der Ausbau von Kita-Plätzen gut quantifizierbar sei und damit eine Auseinandersetzung mit „unbequemer[en]“ Themen, d. h. mit „Machtfragen“ wie etwa Entscheidungen in Gremien, vermieden werden könne (GB 4, 338f.).

Für die betroffenen Assistenzärztinnen stellen die Operationsverbote und die damit einhergehende Verlängerung der Facharztausbildung Benachteiligungen dar (Kortendiek et al. 2016: 393). Ebenso berichten Frauen, die bereits Mütter sind, von der Schwierigkeit, angesichts „unflexible[r] Kita-Öffnungszeiten“ pünktlich Feierabend machen zu müssen und bei Kolleg\_innen dafür Akzeptanz zu erhalten (Kortendiek et al 2016: 393).

Insofern bestätigt zunächst auch die Befragung der angehenden Fachärzt\_innen, dass die Vereinbarkeit von Elternschaft mit einer wissenschaftlichen Karriere vor allem für Frauen eine Herausforderung darstellt, mit der sie sich bereits in einem frühen Karrierestadium auseinandersetzen: Jede zweite Frau (54 %), die sich vorstellen kann, Professorin zu werden, benennt Vereinbarkeit als Hindernis für eine Wissenschaftskarriere, aber nur jeder sechste Mann (16 %) (Kortendiek et al. 2016: 415). Noch deutlicher zeigt sich der Gender Gap bei der Frage nach förderlichen Bedingungen für eine Professur: Hier thematisieren fast ausschließlich Frauen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Voraussetzung für eine Wissenschaftskarriere bis zur Professur. Allerdings offenbaren sich auch Differenzen zwischen Männern mit Karrierefokus und Männern, denen ihr Privatleben und eine aktive Vaterschaft wichtig sind. So geben Männer, die keine Professur anstreben, häufig die mangelnde Vereinbarkeit mit Familie und Privatleben als Grund an (Kortendiek et al. 2016: 422). Aktive Elternschaft wird auch für Väter zum Nachteil. Immerhin geben 19 % der Männer, die minderjährige Kinder betreuen (Frauen dagegen zu 62 %), an, deshalb benachteiligt worden zu sein (Kortendiek et al. 2016: 391). Auf der Leitungsebene werden Väter hingegen nicht thematisiert: Vereinbarkeit erscheint als spezifische Problematik von Müttern (Kortendiek et al. 2016: 350).

## 2.2 Vereinbarkeit zwischen Kulturwandel und Privatisierung

Alle befragten Expert\_innen sehen es als Aufgabe der Kliniken an, für Verbesserungen der Vereinbarkeit durch Kinderbetreuungsangebote und flexible Arbeitszeitmodelle zu sorgen. Die Akteure der Leitungsebene erachten zwar einen solchen Kulturwandel an den Universitätskliniken für notwendig, verstehen sich jedoch selbst nicht als Initiatoren dieses Prozesses, der aufgrund ökonomischer Notwendigkeiten als Automatismus vorgestellt oder in den Wirkungsbereich der nachfolgenden Ärzt\_innengeneration verlegt wird: Befördert durch den Fachkräftemangel könne die jüngere Generation ihre gesteigerten Ansprüche auf eine Work-Life-Balance durchsetzen und so den Klinikalltag verändern (Kortendiek et al. 2016: 354).

Die Positionen der Gleichstellungsakteurinnen sind ambivalent: Zum einen halten sie einen Kulturwandel für unabdingbar, der das Ermöglichen von Vereinbarkeit als Führungsaufgabe begreift (GB 6, 908–932). Ebenso wird bemängelt, dass Teilzeittätigkeiten zu einer deutlichen Verlängerung der Ausbildungszeiten führen, ein Umstand, der letztlich nur durch die Ärztekammern verändert werden könne (GB 1, 493–517). Zum anderen wird die Vereinbarkeitsproblematik auch als eine Frage der persönlichen Entscheidung, individuellen Prioritätensetzung und privaten Unterstützung gesehen (Kortendiek et al. 2016: 360).

Hingegen sehen die Assistenzärztinnen kaum Handlungsbedarf im Privaten (Kortendiek et al. 2016: 389). Stattdessen wünschen sich die Befragten – Frauen und Männer – spürbare Veränderungen des Klinikalltags sowie der Arbeitsorganisation; vor allem eine bessere Planbarkeit der Arbeitszeiten, etwa durch flexible Arbeits(zeit)modelle, die an die Bedarfe von Ärzt\_innen mit Familienverantwortung angepasst sind und Sondersituationen (Urlaub, Krankheit der Kinder etc.) berücksichtigen. Zugleich wünschen sich die Ärzt\_innen eine Begrenzung der Allzeitverfügbarkeit durch Nacht-, Schicht- und Bereitschaftsdienste sowie ein Angebot flexibler Kinderbetreuung auch während der Randzeiten

(Kortendiek et al. 2016: 431f.). Unabhängig von eigener Elternschaft kritisieren die angehenden Fachärzt\_innen die gegenwärtige Organisation von Arbeit. Die Vielfachbelastung durch Forschung, Klinikalltag und Ausbildung sowie die damit einhergehende Zeitnot führen sie vor allem auf den Personalmangel in den Kliniken zurück, weshalb sie eine Aufstockung des medizinischen und nicht-medizinischen Personals fordern (Kortendiek et al. 2016: 434f.).

### 2.3 Stolperstein Vereinbarkeit – zwischen Realität und Konstruktion

Die Befragung der Assistenzärztinnen verdeutlicht, dass die (mangelnde) Vereinbarkeit ein doppelbödiges Karrierehindernis darstellt: *Erstens* stehen der Klinikalltag – Krankenversorgung und Weiterbildung – und erst recht das Verfolgen einer Wissenschaftskarriere einer Übernahme von Care-Arbeit diametral entgegen: Abende und Wochenenden sind häufig bereits mit Schichtdiensten oder Forschungstätigkeiten verplant. Das betrifft Frauen *und* Männer, die zu gleichen Teilen die fehlende Zeit für die wissenschaftliche Weiterqualifikation als großes Hindernis benennen (Kortendiek et al. 2016: 415). Insofern stellt eine Wissenschaftskarriere bereits für Kinderlose eine Herausforderung dar. Das erklärt jedoch noch nicht, warum insbesondere Frauen seltener eine Professur erreichen.

*Zweitens* offenbaren die Ergebnisse eine weitere Benachteiligungsdimension, die ausschließlich Frauen betrifft: Assistenzärztinnen wird grundsätzlich ein Vereinbarkeitsproblem unterstellt, ohne dass sie überhaupt einen Kinderwunsch artikulieren: „Man ist Ende Zwanzig und wird als potenziell jeden Moment schwanger angesehen“, beklagt eine angehende Fachärztin (Kortendiek et al. 2016: 394). Junge Frauen gelten als familienorientiert und müssen selbst den Beweis erbringen, Karriereambitionen zu haben und über wissenschaftliche Kompetenzen zu verfügen. Werden sie tatsächlich Mütter, sehen sie sich von jeder Förderung ausgeschlossen: „Als Frau/Mutter vollkommen ignoriert und gar nicht unterstützt“ (Kortendiek et al. 2016: 392).

Mit der Disqualifizierung von Müttern gehen institutionell weit verbreitete Vorurteile gegenüber einer Teilzeittätigkeit einher, die nach herrschender Auffassung unvereinbar mit einer wissenschaftlichen Karriere ist. So berichten teilzeitbeschäftigte Assistenzärztinnen mit wissenschaftlichen Ambitionen von einer fehlenden Förderung, ihrem Ausschluss von bestimmten Operationen und Rotationen sowie von direkten Herabsetzungen, etwa als „Freizeitärztin“ (Kortendiek et al. 2016: 394).

Die mangelnde Vereinbarkeit von hochschulmedizinischer Karriere und Familie stellt sich als eine zentrale Dimension heraus, durch die Frauen zu ‚Anderen‘ gemacht werden. Einigkeit besteht darin, dass die spezifische Kombination von Klinik und Forschung mit ihren entgrenzten Arbeitszeiten eine grundsätzliche Herausforderung für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie darstellt. Gleichzeitig wird Elternschaft geschlechterdifferent zugewiesen, was sich in einer Frauen unterstellten Familienorientierung, mangelnder Förderung und direkten Abwertungen äußert. Während die ‚Besonderung‘ von Frauen in der klinischen Arbeitskultur maßgeblich durch ihre Versämtlichung als Mütter geschieht, wird Vaterschaft von der Leitungsebene dethematisiert und von der Organisation von Vereinbarkeit entkoppelt. Dadurch wird ausschließlich Mutterschaft als inkompatibel mit einer Hochschulkarriere in der Medizin konstruiert. Gleich-

stellungsakteurinnen durchbrechen diese Zuschreibung partiell: Einerseits fordern sie strukturelle Änderungen, andererseits betonen sie, dass Vereinbarkeit durch individuelle Anpassungsleistungen von Müttern möglich ist.

### 3 Hochschulkarrieren zwischen Automatismus und Defizitsicht auf Frauen

Neben dem Fokus auf das Frauen zugewiesene Problem der mangelnden Vereinbarkeit existiert ein zweites Erklärungsmuster für den Gender Gap in der Hochschulmedizin, das von modernisierten Entwürfen gleichberechtigter Karrieren ausgeht. Im Mittelpunkt stehen Vorstellungen von ‚richtigen‘ und ‚falschen‘ Karrierestrategien von Frauen.

#### 3.1 Frauenkarrieren als Selbstläufer ...

Eine gängige Hoffnung bezüglich des Gender Gap knüpft an den hohen Studentinnenanteil an, der sich – quasi automatisch – positiv auf die Spitzenpositionen auswirken werde. Insbesondere die Ärztlichen Direktoren machen sich diese Perspektive zu eigen, die auf Selbstregulierung vertraut. In diesem Zusammenhang werden das zahlenmäßige Missverhältnis zwischen Studentinnen und Professorinnen und eine – partiell eingeräumte – Diskriminierung als Hindernisse verstanden, die zukünftig aufgrund ihrer ökonomischen Dysfunktionalität von selbst verschwinden. Nachwuchsärztinnen werden als Humanressource verstanden, deren unausgeschöpftes Potenzial angesichts des ‚Fachkräftemangels‘ für unabdingbar gehalten wird (Kortendiek et al. 2016: 333). Für diese Integration von Frauen in die Hochschulmedizin werden Reformen, die Vereinbarkeit ermöglichen, z. B. flexible Arbeitszeitmodelle oder Kinderbetreuungsmöglichkeiten, partiell als notwendig erachtet. Dementsprechend werden Gleichstellungsbeauftragte inzwischen als wichtige Akteurinnen angesehen und in Prozesse und Gremien eingebunden (Kortendiek et al. 2016: 333f.).

Aus Leitungssicht erscheint der Fachkräftemangel als Chance für junge Ärzt\_innen: Sie könnten sich ihre Klinik bereits jetzt anhand der Arbeitsbedingungen aussuchen (Kortendiek et al. 2016: 353f.). Die Aussagen der Assistenzärzt\_innen bestätigen jedoch nicht, dass es solche Wahlmöglichkeiten gibt. Wie in Kapitel 2.3 geschildert, klagen Frauen *und* Männer über eine hohe Arbeitsbelastung und verstehen diese als großes Hindernis für eine Wissenschaftskarriere, weil zu wenig Zeit für die eigene Forschung und Qualifizierung bleibe. Doch warum schlagen weniger Frauen als Männer den wissenschaftlichen Karriereweg ein?

#### 3.2 ... oder ‚differente‘ Karriereambitionen von Frauen?

Im Widerspruch zu der von ihnen selbst ins Spiel gebrachten Vision eines Selbstläufers weiblicher Karrieren in der Hochschulmedizin gehen die befragten Akteur\_innen auf der Leitungs- und auf Gleichstellungsebene zugleich davon aus, dass sich viele Frauen bewusst gegen eine Karriere in der Hochschulmedizin entschieden: Sei es, wie ein Ärztlicher Direktor resümiert, weil Frauen dazu neigten, „spannungsgeladene Umfel-

der“ und einen „Wegbeißwettbewerb“ zu meiden (Kortendiek et al. 2016: 354f.); sei es, weil Frauen die Erfordernisse einer Führungsposition genauer mit ihren eigenen Bedürfnissen und privaten Lebenszielen abglichen. Beide Interpretationen betonen eine Geschlechterdifferenz: Männer – so die implizite Annahme der Leitungsebene – bewegen sich gerne in Konkurrenzsituationen und sind deshalb auch erfolgreich. Gleichstellungsakteurinnen sind hier jedoch ambivalent und verweisen darauf, dass Berufsorientierungen auch durch das männlich geprägte System der Hochschulmedizin entstehen. Die Karrieredistanz von Frauen wird weniger durch ein quasi natürliches Anderssein erklärt, sondern auch durch ihren Ausschluss von Förderung und Netzwerken:

„Aber dieser Ausschluss ist enorm. Und dann kommen eben Unwägbarkeiten und auch eine gute Entscheidung hin zu Familien oder auch: Wie viele Ellenbogen möchte ich in meiner Karriere eigentlich nutzen müssen? Und ich finde es entspannt, dass Frauen da ein bisschen auch sagen, ich mach das nicht mit dem Brecheisen.“ (GB 2, 810)

Die Annahme geschlechterdifferenter Karriereorientierungen wird zunächst durch die Befragung der Assistenzärzt\_innen gestützt: Während sich 40 % der Assistenzärzte vorstellen können, zehn Jahre nach Abschluss ihrer Weiterbildung Professor in der Hochschulmedizin zu sein, liegt dieser Anteil bei den Frauen bei knapp über einem Viertel (27 %) (Kortendiek et al. 2016: 400). Allerdings muss dieser Befund mit Vorsicht interpretiert werden: So artikulieren deutlich mehr Frauen Interesse an einer Professur, als dies dem gegenwärtigen Professorinnenanteil entspricht. Möglicherweise schätzen die befragten Frauen auch realistisch ein, dass für sie eine Professur innerhalb von zehn Jahren nach Abschluss ihrer Weiterbildung nicht erreichbar ist (Kortendiek et al. 2016: 375).

Nicht bestätigt wird die verbreitete Vermutung, dass Frauen eine hochschulmedizinische Karriere seltener anstreben, weil sie vor allem caritativ und patient\_innenorientiert arbeiten wollen (Kortendiek et al. 2016: 355). Die befragten Assistenzärztinnen geben etwa genauso häufig an, ihr Fachgebiet aus wissenschaftlichem Interesse gewählt zu haben (40 %) wie aus patient\_innenorientiertem Interesse (38 %), der Unterschied zu Männern ist zudem nicht groß genug, um die Differenz in den Karriereverläufen zu erklären (Kortendiek et al. 2016: 377). Außerdem geben immerhin 30 % der befragten Assistenzärztinnen an, sich aus Interesse an einer wissenschaftlichen Karriere für ein Universitätsklinikum entschieden zu haben (Kortendiek et al. 2016: 379). Somit bleibt die Frage bestehen, warum Frauen trotz ihres wissenschaftlichen Interesses so selten eine Professur in der Hochschulmedizin erreichen.

### 3.3 Karriereempfehlungen – Selbstoptimierung statt Strukturveränderung

Übereinstimmend betonen die befragten Expert\_innen der Leitungs- und Gleichstellungsebene, dass eine Wissenschaftskarriere Leidenschaft, Zeit und Engagement erfordere. Karrierewege eröffneten sich, sobald Nachwuchswissenschaftler\_innen ein Thema haben, für das sie „brennen“ (Kortendiek et al. 2016: 356f.). Dabei werden Unterschiede in den Karrierestrategien von Männern und Frauen identifiziert, die sich für Frauen negativ auswirkten. Medizinerinnen an den Universitätskliniken, so die Einschätzung, seien zwar fleißig, würden ihr Interesse an einer Leitungsposition jedoch nicht deutlich

genug bekunden (Kortendiek et al. 2016: 358). So betont ein Dekan, dass Nachwuchswissenschaftler\_innen ein Profil und „eine eigene Story“ benötigen (Kortendiek et al. 2016: 358). Eine Gleichstellungsbeauftragte konzidiert, dass es für eine Medizinkarriere nicht ausreicht, „emsig“, „fleißig“ und „korrekt“ zu sein – Eigenschaften, die sie zugleich als weiblich konnotiert und abwertet (GB 6, 405f.). Trotz des Eingeständnisses, dass die Karriereinteressen von Frauen bisweilen nicht wahrgenommen würden (Kortendiek et al. 2016: 355), drücken auch die Gleichstellungsakteurinnen die Überzeugung aus, dass Frauen, die Präsenz zeigen und ihre Karriereziele klar kommunizieren, die entsprechende Förderung erhalten und ihre beruflichen Ziele erreichen können. Während eine Akteurin rät, dass Frauen „erstmal zu sich selber Kontakt kriegen“ sollten (Kortendiek et al. 2016: 358), reflektiert eine weitere, dass es für Frauen – im Gegensatz zu Männern – unabdingbar sei, die eigenen Karriereziele „umso lauter“ zu artikulieren, da ihr Umfeld – und gerade die Klinikleitungen – Frauen zunächst prinzipiell Ambitionslosigkeit unterstellen (GB 1, 763f.).

In dieser Empfehlung offenbart sich dennoch ein meritokratisch geprägtes Verständnis von Karriere: Leistung wird belohnt und Ambitionen – einmal deutlich artikuliert – werden unterstützt, ohne Ansehen des Geschlechts. Dementsprechend können Hindernisse auf dem Karriereweg – wie etwa die fehlende Zeit für Forschung im Klinikalltag – durch individuelle Verhaltensoptimierung gemeistert werden. So sei es für Frauen wichtig, sich Raum für die eigene Forschung zu verschaffen und an sie herangetragene Aufgaben (z. B. Übernahme von Klinikdiensten) gelegentlich abzulehnen (Kortendiek et al. 2016: 359).

Doch die Empfehlungen sind widersprüchlich: Frauen sollen sich abgrenzen und zugleich den fachkulturellen Spielregeln anpassen. Dies betrifft ihren Habitus, die Anerkennung von Hierarchien, aber auch ihren unbegrenzten zeitlichen Einsatz, u. a. durch zusätzliches Engagement in Gremien (Kortendiek et al. 2016: 357f.). Damit zielen die Ratschläge für eine erfolgreiche Selbstbehauptung als Medizinerin auf Selbstoptimierung, sodass Klinikhierarchien, Machtgefälle, Benachteiligungen sowie die Normalisierung von Männlichkeit unveränderlich erscheinen.

Dennoch sind es vor allem die Gleichstellungsakteurinnen, die neben solchen individualisierenden Empfehlungen eine Strukturveränderung für notwendig erachten. Sie betonen das Erfordernis, transparente, gut organisierte Aufstiegswege zu schaffen, da dies die Chancen für eine Hochschulkarriere von Frauen deutlich verbessere. Hierbei sprechen sich einzelne Akteurinnen für rechtsverbindliche Gleichstellungsregelungen aus: „Wir müssen die Strukturen verändern ... [i]ch bin eine Verfechterin der Frauenquote, anders geht das nicht“ (GB 7, 976–978). Zugleich setzen sie auf Mentoring-Programme. Diese könnten nicht nur dazu genutzt werden, Frauen bei der Habilitation zu unterstützen, sondern auch für die Gestaltung eines Kulturwandels, indem das Erfahrungswissen der Mentees für den Abbau der Hindernisse, mit denen Frauen im Karriereverlauf konfrontiert sind, eingesetzt wird (Kortendiek et al. 2016: 358f.).

### 3.4 Zu wenig, zu spät und mit den Falschen? Netzwerken als Element der Karrierestrategie

Neben der Diagnose mangelnder Anpassung von Frauen behindert eine unzureichende und verspätete Vernetzung nach Ansicht der Expert\_innen den Erfolg von Medizinerinnen. Frauen hätten Hemmungen, wichtige Personen auf Konferenzen anzusprechen und sie als „Karrieremotor oder als Buddy oder als Mentor“ zu nutzen, wie es eine Gleichstellungsakteurin ausdrückt (Kortendiek et al. 2016: 361). Doch die Einschätzungen der Gleichstellungsakteurinnen sind auch hier ambivalent: So verweisen sie zugleich auf die Existenz von Seilschaften und ‚Old Boys Networks‘ – kurzum von Ausschlussmechanismen, die es Frauen erschweren, überhaupt in solche Netzwerke aufgenommen zu werden und von ihnen zu profitieren (Kortendiek et al. 2016: 361).

Eine Gleichstellungsbeauftragte rekurriert auf ihre Erfahrung, dass Männer und Frauen im System der Hochschulmedizin nicht nach gleichen Maßstäben gefördert werden und Männer häufig gar nicht mit dem Problem konfrontiert sind, sich aktiv in ein Netzwerk einbringen zu müssen:

„Und damit fehlt [Frauen] dann das wichtige Element, was in den Netzwerken für die Unterstützung von männlichen Bewerbern dann auch in Berufungsverfahren da ist, dass da dann doch ganz viel so Rückenwind von den Heimatuniversitäten auch oft mit dabei ist und wenn es nur das Coaching ist vor so einem Berufungsgespräch“ (GB 1, 771f.).

Dass sich karriereorientierte Frauen in einem männlich dominierten Kontext arrangieren müssen, zeigt sich etwa daran, dass jeder dritte angehende Facharzt mit dem Ziel Professur angibt, seine informellen Netzwerke bestünden mehrheitlich aus Personen des eigenen Geschlechts, während dies nur bei jeder sechsten Frau der Fall ist (Kortendiek et al. 2016: 412). Zugleich erhalten wissenschaftsinteressierte Assistenzärztinnen nur erschwert Zugang zu einem – für Karrieren entscheidenden – hierarchieübergreifenden Austausch mit Professor\_innen und sie sind seltener Mitglieder in den Fachgesellschaften (Kortendiek et al. 2016: 386). Unabhängig von dem Berufsziel Professur erleben Frauen weniger persönliche Unterstützung als ihre männlichen Kollegen (Kortendiek et al. 2016: 410f.). Insofern profitieren Männer derart von einer homosozialen Kooptation (Meuser 2014), dass eine explizite Kommunikation eigener ambitionierter Karriereziele häufig nicht erforderlich ist.

### 3.5 Wettkampf und Konkurrenz unter ungleichen Bedingungen

Entgegen diesen Befunden, die auf Benachteiligungen von Ärztinnen bei entscheidenden Förderstrukturen hindeuten, erscheinen Frauen den leitenden Akteuren als ‚weniger passfähig‘ – oder als weniger gewillt, diese Passfähigkeit herzustellen, sodass sie die sozialen und fachkulturellen Erfordernisse einer medizinischen Hochschulkarriere seltener erfüllen. Darunter fällt die ‚Lust am Wettbewerb‘, etwa im Hinblick auf die Akquise von Drittmitteln und das Platzieren von Publikationen – Prozesse, deren Erfolg nicht kalkuliert werden kann und die deshalb mit einem hohen Unsicherheitsfaktor verbunden sind. Frauen, so der Tenor, scheuten es tendenziell, solche Risiken einzugehen (Kortendiek et al. 2016: 354f.).

Auch die Befragung der Assistenzärzt\_innen bestätigt, dass Männer eher in Konkurrenzkämpfe verwickelt sind als Frauen: Jeder dritte Mann, aber nur jede vierte Frau wird nach eigener Einschätzung von anderen als Konkurrenz wahrgenommen. Jeder fünfte Mann, aber nur jede achte Frau sieht selbst andere als Konkurrenz (Kortendiek et al. 2016: 382f.). Während Konkurrenzverhalten von den Assistenzärzt\_innen als ‚passfähiges‘ Verhalten in der Hochschulmedizin geschildert wird, erfahren Menschen mit teamorientiertem Arbeitsstil Benachteiligungen, die geschlechtlich codiert werden: „teamorientiertes Arbeiten benachteiligt gegenüber [der] Ellenbogen-Mentalität der männlichen Kollegen“ (Kortendiek et al. 2016: 396). Benachteiligungen erfahren jedoch auch Männer, die nicht der Norm entsprechen: „[...] dass man von Oberärzten als vorsichtiger, zurückhaltender Mensch bei den vielen ‚Blendern‘ drumherum als inkompetent oder zumindest ‚langsam‘ eingeschätzt wird“ (Kortendiek et al. 2016: 396). Dies deutet darauf hin, dass nur eine bestimmte Form von Männlichkeit, die sich forsch und zielstrebig inszeniert, in der hochschulmedizinischen Arbeitskultur als förderungswürdig wahrgenommen und belohnt wird.

Trotz dieser Einschränkung sind es mit großer Mehrheit Frauen, die im Wettbewerb um eine Medizinkarriere zurückbleiben. Assistenzärztinnen geben mit 59 % nicht nur mehrheitlich, sondern mehr als doppelt so häufig wie Assistenzärzte (28 %) an, Benachteiligungen erfahren zu haben. Eine entscheidende Rolle spielen Benachteiligungen aufgrund des Geschlechts, die etwas mehr als die Hälfte der Frauen (53 %) erlebt hat – gegenüber knapp einem Zehntel der Männer (9 %) (Kortendiek et al. 2016: 390f.).<sup>2</sup>

42 % der Ärztinnen mit Benachteiligungserfahrungen gaben an, dass Frauen in ihrer Karriere behindert, Männer hingegen bevorzugt würden, u. a. durch einen ungleichen Zugang zu Rotations- und Forschungsstellen und eine intransparente Vergabep Praxis. Zugleich berichtet knapp jede fünfte Frau, dass Ärztinnen fachliche Kompetenzen und eigene Karriereambitionen abgesprochen würden; jede zehnte Frau, die Diskriminierung erlebt hat, war mit sexualisierter Belästigung in Form von Herabsetzungen oder ‚Witzen‘ konfrontiert (Kortendiek et al. 2016: 392f.). Auch die Gleichstellungsakteurinnen berichten von Diskriminierungen, die sich etwa in Gestalt von stereotypen Bildern des idealtypisch männlichen Arztes und Professors äußern (Kortendiek et al. 2016: 361). So gaben männliche Mitglieder einer Berufungskommission offen zu, dass sie sich unter einem ‚Chirurgen‘ einen großen, älteren Mann mit grauen Schläfen vorstellen (Kortendiek et al. 2016: 357). Die hier hervortretende androzentrische Norm von Professorabilität trägt entscheidend dazu bei, dass Frauen in der Hochschulmedizin als ‚Andere‘ konstruiert werden.

Die Befunde zeugen von Wettbewerb unter ungleichen Bedingungen: Frauen sind oft keine Konkurrenz ‚auf Augenhöhe‘ für Männer, da ihnen von vornherein Karriereambitionen und die dafür nötige Kompetenz abgesprochen werden. Frauen, die eine Karriere in der Hochschulmedizin verfolgen (wollen), sind nicht nur mit subtilen Zugangsbarrieren zu Netzwerken und wissenschaftlicher Förderung konfrontiert, sondern auch mit direkter Benachteiligung in Form von herabsetzender Ansprache. Zugleich

2 Die genauere Analyse zeigt, dass Männer beginnen, Frauen als Konkurrenz wahrzunehmen, sobald diese explizit gefördert werden. Frauenförderprogramme werden von einigen Assistenzärzten als Zurücksetzung wahrgenommen, denn Förderung ist ein knappes und umkämpftes Gut im Klinikalltag (Kortendiek et al. 2016: 400).

werden diese vor allem von den Assistenzärzt\_innen benannten strukturellen Benachteiligungen von den befragten Akteur\_innen der Leitungsebene kaum aufgegriffen. Als widersprüchlich erweisen sich die Positionen der Gleichstellungsakteurinnen, die Benachteiligungen identifizieren und dennoch zumeist eine Optimierung individueller Karrierestrategien von Frauen empfehlen.

## 4 Fazit

Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags war die Frage, warum so wenige Frauen Professorinnen in der Hochschulmedizin werden. Auf der Datenbasis des Gender-Reports 2016 analysierten wir die Einschätzungen unterschiedlicher Akteur\_innen aus dem Feld. Aus der Gegenüberstellung der Perspektiven der Leitungsebene, der Gleichstellungsakteurinnen sowie des wissenschaftlichen Nachwuchses wurden zwei zentrale Erklärungsmuster herausgearbeitet, die im Feld in ambivalenter Form verhandelt werden.

Das erste Erklärungsmuster, die *mangelnde Vereinbarkeit* einer hochschulmedizinischen Karriere mit einer Familie, knüpft an die ausgedehnten und unplanbaren klinischen Arbeitszeiten an, die dazu führen, dass Assistenzärzt\_innen ihre wissenschaftliche Qualifizierung in ihrer Freizeit betreiben müssen. Elternschaft und Vereinbarkeit werden jedoch einzig im Zuständigkeitsbereich der Ärztinnen verortet. Hier öffnet insbesondere die Befragung der Assistenzärzt\_innen den Blick auf diskriminierende Praxen: Frauen wird generell und unabhängig von ihren eigenen Plänen eine Orientierung an Familie und Mutterschaft unterstellt, hinter die etwaige wissenschaftliche Karriereambitionen zurücktreten. Daran gekoppelt sind mangelnde Förderung und eine Benachteiligung von Teilzeittätigen. Verstärkt wird dieses Phänomen auch dadurch, dass (potenzielle) aktive Väter eine Karriere innerhalb der Hochschulmedizin häufig für sich ausschließen. Vaterschaft wird von der Leitungsebene dethematisiert und bleibt unsichtbar. Diese Kultur der „internalisierten Fraglosigkeit tradierter Familienmodelle“ (Reimann et al. 2017: 92) scheint in allen Erhebungen auf – jedoch mit unterschiedlichen Akzentuierungen. Während vor allem Akteur\_innen auf der Leitungsebene die Realisierung eines Kulturwandels in die nächste Generation verlegen, betonen Gleichstellungsakteurinnen die Herausforderung, aber auch die Machbarkeit von Vereinbarkeit.

Die zweite im Feld dominante Erklärung für die Ursachen des Gender Gap fokussiert auf vermeintlich *falsche* Karrierestrategien von Frauen. Dieses auf der Leitungsebene, aber zum Teil auch auf der Gleichstellungsebene verbreitete Argumentationsmuster setzt auf der individuellen Ebene an, indem das Handeln von Frauen – im Gegensatz zu dem von Männern – als defizitär (weniger wettbewerbs- und netzwerkorientiert) beurteilt wird. Ärztinnen müssen individuell beweisen, eine Ausnahme im Vergleich zu ihren Geschlechtsgenossinnen darzustellen, und sich an den (männlichen) ‚Normalfall‘ anpassen, indem sie sich Strategien der Dominanz aneignen. Dementsprechend zielen viele Handlungsempfehlungen der befragten institutionellen Akteur\_innen darauf, Frauen für das System der Hochschulmedizin zu ‚optimieren‘. Dabei wird allerdings kaum reflektiert, wer in diesem System Gehör findet und welche ‚Stories‘ passfähig erscheinen. Hierdurch bleiben hegemoniale Formen von Männlichkeit (Rothe et al. 2016) und daran gebundene Normen von Professionalität und Professorabilität unsicht-

bar. Die Arbeitskultur in Kliniken bevorzugt einen Typus von Männlichkeit, der durch Selbstdarstellung, Konkurrenzverhalten sowie eine allumfassende Orientierung an Erwerbsarbeit und folglich durch das Ausblenden von Care-Aufgaben gekennzeichnet ist. Dadurch weist die soziale Organisation von Wissenschaftskarrieren einen Geschlechterbias auf, der Frauen systematisch entmutigt, sich dem wissenschaftlichen Wettbewerb zu stellen, und der sie aktiv in ihrem Karriereerfolg behindert.

Zusammengenommen können die beiden Erklärungsmuster, die vonseiten der Leitungsebenen für den Gender Gap gegeben werden, als ‚geschlechterstereotype Individualisierung‘ bezeichnet werden, die Frauen versämtlich *und zugleich* individualisiert: Als Hauptursachen für den Gender Gap werden geschlechterspezifische Präferenzen von Frauen benannt – Familienorientierung, ‚falsche‘ Karrierestrategien und ihr vermeintlich mangelnder Wille zu Macht. Handlungsansätze werden dementsprechend vor allem bei den Frauen selbst verortet: bei einer Veränderung ihrer Motivlagen und ihres Verhaltens. Dies bedingt umgekehrt eine Defokussierung von Männern – als Vorgesetzte, als Konkurrenten, aber auch als Väter: So werden Männer zu denjenigen gemacht, die die Spielregeln kennen, sich im Wettbewerb zu platzieren wissen, gut vernetzt sind und die ihnen daraus erwachsenden Karrierevorteile unabhängig von ihrer Familiensituation nutzen können.

Diese Sichtweise blendet fachkulturelle, soziale, organisationale und institutionelle Rahmenbedingungen, wie sie von den Gleichstellungsakteurinnen und den befragten Assistenzärzt\_innen benannt werden, als potenzielle Ursachen des Gender Gap aus und immunisiert die Hochschulmedizin zugleich gegen den Vorwurf der Geschlechterdiskriminierung. Aus Sicht der Leitung ‚erledigt‘ sich der Gender Gap durch den hohen Anteil junger Medizinerinnen von selbst – zugleich werden Frauen jedoch Karrierestrategien unterstellt, die ihren Erfolg verhindern. Ebenso schwanken die Einschätzungen der Gleichstellungsakteurinnen zwischen einer individualisierenden Zuschreibung der Erfolgsverantwortung an Frauen und der Benennung von Diskriminierungen. Die befragten Assistenzärzt\_innen benennen die Mechanismen am deutlichsten, die Frauen einen Ausstieg aus einer hochschulmedizinischen Karriere nahelegen.

In den heterogenen und ambivalenten Einschätzungen spiegeln sich die unterschiedlichen sozialen Positionen, die die Befragten im System der Hochschulmedizin und in der Hierarchie einnehmen: Führungskräfte, die Schlüsselpositionen der Arbeitgeber\_innenseite besetzen, Gleichstellungsakteurinnen, die häufig selbst Medizinprofessorinnen sind und deshalb sowohl um Diskriminierungen als auch um die Möglichkeiten individueller Karriereerfolge wissen, und Assistenzärzt\_innen als Neulinge im Feld, die es vom unteren Ende der ärztlichen Hierarchie aus kennenlernen.

Wir haben zudem aufgezeigt, dass am Doing Gender, an der Konstruktion einer Differenz zwischen Frauen als den ‚Anderen‘ (weniger Karriereorientierten), ‚Besonderen‘ (potenziellen Müttern) oder ‚Defizitären‘ (schlechter Vernetzten) und einer androzentrischen Norm die befragten Akteur\_innen der Leitungs- und auch der Gleichstellungsebene selbst beteiligt sind. Offene Geschlechterdiskriminierung erscheint inzwischen jedoch als dysfunktional, auch angesichts eines ‚Fachkräftemangels‘ und der abnehmenden Bereitschaft von Männern zur medizinischen Hochschulkarriere. Von daher entwickelt sich zurzeit mit Blick auf die Karrieren von Frauen – parallel zur nach wie vor dominierenden ‚Logik der Differenz‘ – eine ‚Logik der Gleichheit‘.

Die hier herausgearbeiteten Strategien der Leitungsebene bleiben einem Universalismus verpflichtet, der sich als Androzentrismus entpuppt, indem er männliche Normen verallgemeinert und Gleichbehandlung an soziale Ähnlichkeit knüpft. Andrea Maihofer (1990) hat dies als „Gleichheit nur für Gleiche“ kritisiert, deren Logik die Ungleichbehandlung von Ungleichen legitim erscheinen lässt. Wir haben gezeigt, wie in der Hochschulmedizin Hierarchien mit ‚Geschlechterdifferenzen‘ aufgeladen werden (Wetterer 1995) – die nicht essentialistisch zu verstehen sind, sondern vielmehr durch die Akteur\_innen im Feld hervorgebracht werden. Insofern ist es fatal, wenn die Strategien zur Verminderung des Gender Gap in der Hochschulmedizin auf der individuellen Ebene verbleiben und nicht auf eine grundlegende Veränderung der sozialen Organisation der Hochschulmedizin zielen. Denn auf diese Weise bleibt die Norm hegemonialer Männlichkeit unangetastet. Dies stellt das politische Ziel, Geschlechtergerechtigkeit in der Hochschulmedizin herzustellen, vor ein Gleichheits- und Differenzdilemma (vgl. Maihofer 1997): ‚Gleichheit‘ verspricht nur ‚Angleichung‘ an männliche Standards, während die Differenzperspektive als Bestätigung essentialistisch aufgefasster Unterschiede zwischen Männern und Frauen missverstanden wird. Ein Kulturwandel kann nur gelingen, wenn die Hochschulmedizin die bislang nicht-hegemonialen Perspektiven unabhängig von einer geschlechtlichen Zuordnung integriert.

## Literaturverzeichnis

- Abele, Andrea E. (2003). Ärztinnen und Ärzte vom zweiten Staatsexamen bis zur Facharzt-ausbildung. In Andrea E. Abele, Ernst-H. Hoff & Hans-Uwe Hohner (Hrsg.), *Frauen und Männer in akademischen Professionen. Berufsverläufe und Berufserfolg* (S. 29–42). Heidelberg: Asanger.
- Beaufäys, Sandra (1999). Mit freiem Kopf arbeiten: Familie und Beruf aus der Sicht von Medizinerinnen in Führungspositionen. In Ayla Neusel & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Viel-fältige Verschiedenheiten: Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf* (S. 305–326). Frankfurt/Main: Campus.
- Cramer, Barbara; Hanika, Monika & Diehl-Schmid, Janine (2016). Küche, Kinder, Professur? Die wissenschaftliche Karriere von Ärztinnen in der Hochschulmedizin. *Beiträge zur Hochschulforschung*, 38(1–2), 190–219.
- Färber, Christine (1995). Wo bleiben die Professorinnen der Medizin? Karrierehemmnisse für Frauen im ärztlichen Beruf. *Jahrbuch für Kritische Medizin* (Frauen. Gesundheit), (24), 14–27.
- Gedrose, Benjamin; Wonneberger, Carsten; Jünger, Jana; Robra, Bernt-Peter; Schmidt, Anita; Stosch, Christoph; Wagner, Richard; Scherer, Martin; Pöge, Kathleen; Rothe, Katharina & van den Bussche, Hendrik (2012). Haben Frauen am Ende des Medizinstudiums andere Vorstellungen über Berufstätigkeit und Arbeitszeit als ihre männlichen Kollegen? *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, 137(23), 1242–1247.
- Honegger, Claudia (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib (1750-1850)*. Frankfurt/Main: Campus.
- Kaczmarczyk, Gabriele (2016). *Medical Women on Top. Dokumentation des Anteils von Frauen in Führungspositionen in 16 Fächern der deutschen Universitätsmedizin*. Berlin. Zugriff am 25. Juli 2018 unter <https://www.aerztinnenbund.de/downloads/4/WoT.pdf>.
- Kortendiek, Beate; Hendrix, Ulla; Hilgemann, Meike; Niegel, Jennifer; Bünnig, Jenny; Conrads, Judith & Mauer, Heike (2016). *Gender-Report 2016. Geschlechter(un)gerechtigkeit an*

- nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen. Gleichstellungspraktiken. Gender Gap in der Hochschulmedizin.* Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (Nr. 25), Essen.
- Maihofer, Andrea (1990). Gleichheit nur für Gleiche? In Ute Gerhard, Mechthild Jansen, Andrea Maihofer, Pia Schmid & Irmgard Schultz (Hrsg.), *Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht* (S. 351–367). Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Maihofer, Andrea (1997). Gleichheit und/oder Differenz. Zum Verlauf einer Debatte. In Birgit Sauer & Eva Kreisky (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation* (S. 155–176). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Meuser, Michael (2014). Homosoziale Kooptation – berufliche Karriere und männliche Vergemeinschaftung. In Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW (Hrsg.), *Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale und Perspektiven* (S. 20–27). Düsseldorf.
- Pfleiderer, Bettina (2017). Nicht die Frauen sind das Problem, sondern die Strukturen ... In Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW (Hrsg.), *Von der Diagnose zur Therapie – Geschlechter(un)gerechtigkeit in Hochschule und Hochschulmedizin* (S. 20–25). Düsseldorf.
- Radunz, Sonia; Hoyer, Dieter; Kaiser, Gernot; Paul, Andreas & Schulze, Maren (2016). Career intentions of female surgeons in German liver transplant centers considering family and lifestyle priorities. *Langenbeck's Archives of Surgery*, 402(1), 143–148. <https://doi.org/10.1007/s00423-016-1434-z>
- Reimann, Swantje & Alfermann, Dorothee (2014). Zum Einfluss der Elternschaft auf die Karriereorientierung von Ärztinnen. Eine Fallrekonstruktion. *Zeitschrift für Familienforschung*, 26(2), 169–198. <https://doi.org/10.3224/zff.v26i2.16525>
- Reimann, Swantje; Schacht, Robert; Sachse, Catherina & Alfermann, Dorothee (2017). „Also, ich weiß nicht, ob ich da hin will“. Die Rekonstruktion geschlechtsspezifischer beruflicher (Karriere-)Orientierung und Sozialisation von Ärztinnen und Ärzten in Weiterbildung. *FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 23(1), 87–104.
- Rothe, Katharina; Deutschbein, Johannes; Wonneberger, Carsten & Alfermann, Dorothee (2016). Zwischen ‚Arzt spielen‘, ‚Work-Life-Balance‘ und ‚Highend-Medizin‘. Wird ‚hegemoniale Männlichkeit‘ in der Medizin herausgefordert? *Forum Qualitative Sozialforschung*, 17(1), Zugriff am 27. August 2018 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1601159>.
- Rothe, Katharina; Pöge, Kathleen; Wonneberger, Carsten & Alfermann, Dorothee (2013). „Na ja, ist ja per se keine Krankheit.“ Schwangerschaft, Mutterschaft und Karrierebrüche bei Ärztinnen. *Journal für Psychologie*, 21(2), 1–26.
- Van den Bussche, Hendrik; Jünger, Jana; Robra, Bernt-Peter; Schmidt, Anita; Stosch, Christoph; Wagner, Richard; Scherer, Martin; Pöge, Kathleen; Alfermann, Dorothee; Wonneberger, Carsten & Gedrose, Benjamin (2013). Berufsvorstellungen, berufliche Lage und soziale Situation von Ärztinnen und Ärzten am Studienende und zu Weiterbildungsbeginn – erste Ergebnisse der KarMed-Studie. In Christoph Fuchs, Thea Koch & Peter C. Scriba (Hrsg.), *Perspektiven junger Ärztinnen und Ärzte in der Patientenversorgung* (S. 149–161). Köln: Deutscher Ärzte-Verlag.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1(2), 125–151.
- Wetterer, Angelika (1995). Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Einleitung. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen* (S. 11–28). Frankfurt/Main: Campus.

## Zu den Personen

*Ulla Hendrix*, Dipl.-Soz.-Wiss., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: geschlechterbezogene Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie.

E-Mail: [ulla.hendrix@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:ulla.hendrix@netzwerk-fgf.nrw.de)

*Heike Mauer*, Dr., Politikwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungsforschung, Intersektionalitätsforschung, Antifeminismus und Rechtspopulismus.

E-Mail: [heike.mauer@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:heike.mauer@netzwerk-fgf.nrw.de)

*Jennifer Niegel*, Dipl.-Soz.-Wiss., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: geschlechterbezogene Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Sozialforschung.

E-Mail: [jennifer.niegel@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:jennifer.niegel@netzwerk-fgf.nrw.de)

# Exklusiv: akademischer Alltag im deutschsprachigen Universitätsroman. Eine gendersensible praxeologische Analyse

## Zusammenfassung

Inwiefern können Universitätsromane Auskunft über die Verschränkung von Doing Science und Doing Gender im akademischen Alltag geben? Aufbauend auf Bourdieus Feldkonzept gehe ich dieser Frage anhand einer gendersensiblen praxeologischen Analyse von sechs zeitgenössischen deutschsprachigen Universitätsromanen nach. Zwei hervorgehobene Romanbeispiele zu den Praktikenkomplexen Gremienarbeit und informelle Zusammentreffen verweisen auf das Erkenntnispotenzial dieser Literatur für wissenschaftssoziologische Forschung. Doch müssen die Romane gleichzeitig selbst als distinktive kulturelle Praxis gelesen werden, durch die Wissenschaftlerinnen performativ fachliche Eignung abgesprochen wird.

### *Schlüsselwörter*

Bourdieu, Sozioanalyse, Praktiken, Universitätsroman

## Summary

Exclusive: Everyday academic life in German campus novels. A praxeological and gender-sensitive analysis

Can German campus novels tell us anything about how doing science is closely entwined with doing gender in everyday academic life? Based on Bourdieu's concept of social fields, I attempt to answer this question by analyzing six contemporary German campus novels. Two examples detailing the contexts of committee work and informal meetings highlight the potential these novels have for a sociology of science. At the same time, though, most of these books must be read as distinctive cultural practices in which females are denied the professional aptitude to be scientists.

### *Keywords*

Bourdieu, socio-analysis, practices, campus novel

## 1 Blackbox akademischer Alltag

Meritokratie bestimmt das Leitbild der heutigen Wissenschaft: Hier zählt allein die dem Erkenntnisfortschritt dienende wissenschaftliche Leistung, die von der Wissenschaftsgemeinschaft mittels objektiver Kriterien zu bewerten ist; soziale Zuweisungen wie Geschlecht gelten als außerwissenschaftliche Faktoren, die bei der Leistungsbeurteilung keine Rolle spielen<sup>1</sup>. Diesem Ethos stehen empirische Befunde gegenüber, die verdeutlichen, dass Wissenschaft keineswegs ein sozial bereinigtes Geschehen darstellt. Ein Phänomen, das in diesem Zusammenhang seit langem untersucht wird, ist der mit jeder Qualifikations- und Hierarchiestufe abnehmende Wissenschaftlerinnenanteil an deut-

1 Aus diesem Gebot für Wissenschaftler\*innen, allein die Sache, nicht aber die Person gelten zu lassen, „erwächst für diese – strenggenommen – eine Schweigepflicht; zumindest ist das Reden von sich selber problematisch“ (Kohli 1981: 428).

sehen Universitäten.<sup>2</sup> Wissenschaftssoziologische Studien in der Nachfolge Bourdieus weisen darauf hin, dass eine Ursache hierfür in den Praktiken<sup>3</sup> akademischen Alltags zu finden ist, dass Doing Science und Doing Gender ineinander verwoben sind (Krais/Beaufays 2005). Der akademische Alltag ist für Forscher\*innen jedoch ebenso vertraut wie diffizil: Umfassendere (auto)ethnografische Beobachtungen hierzu werden kaum angestrengt – sie würden an Machtverhältnisse rühren, so Etzemüller (2013). Schildern Wissenschaftler\*innen ihren Arbeitsalltag dagegen in Interviews oder Autobiografien, geschieht dies tendenziell im Narrativ einer dem meritokratischen Prinzip entsprechenden Leistungsbiografie (Dressel/Langreiter 2008: Abs. 50). Durch Analysen solcher Erzählungen über persönliche Erfolge in Forschung und Lehre und die eigene Hingabe an die Wissensproduktion lassen sich vergeschlechtlichte Mechanismen, die in der akademischen Wissenschaft wirksam sind, freilegen. Auf der Ebene konkreter Praktiken, in denen sich die (vergeschlechtlichte) soziale Ordnung im akademischen Alltag reproduziert – aber auch verschieben kann –, bleibt gleichwohl vieles im Dunkeln wissenschaftlicher Selbstbescheidung. Der vorliegende Artikel soll, einer Anregung Frietschs folgend, „dazu beitragen, Unsagbares – die offenen Geheimnisse – auf indirektem Wege einzuholen und universitäre Praktiken als gesellschaftliche Praktiken zu reflektieren“ (Frietsch 2013: 315). Zu diesem Zweck möchte ich an alternativem Quellenmaterial eine ebenso alternative Methode erproben: eine gendersensible praxeologische Analyse von zeitgenössischen deutschsprachigen Universitätsromanen.

Unter dieser Genrebezeichnung lässt sich fiktionale Literatur bündeln, die vornehmlich von akademischem Alltag erzählt. Geschildert werden allerdings weniger herausragende Forschungsleistungen Einzelner als „die Aushandlung widerstreitender Interessen in Instituten, die Überwachung impliziter Normen, der subtile Aufbau von Hierarchien oder die Semiotik von Kleidung, Gesten und Körperhaltungen“ (Etzemüller 2015), ebenso wie Probleme im Lehr- und Lernbetrieb und Ideenmangel angesichts von Präsentationsdruck auf Tagungen oder Forschungsreisen. Die Romane sind in der Regel von Akademiker\*innen, zumeist Geistes- bzw. Literaturwissenschaftler\*innen, verfasst und oft deren erstes (und einziges) publiziertes literarisches Werk. Je nach Schreibweise werden universitäre Themen darin unterschiedlich akzentuiert (Trombik 2015: 205ff.)<sup>4</sup>, das (Handlungs-)Element der Intrige zeichnet das gesamte Genre konstant aus.<sup>5</sup> Während deutschsprachige Universitätsromane in der Literaturwissenschaft bislang wenig

2 Aus personalstrukturellen Untersuchungen von Graf (2015) und Möller (2015) wird ersichtlich, dass Spitzenpositionen in der Wissenschaft ohnehin von einer sozial recht homogenen, privilegierten Gruppe von Wissenschaftler\*innen besetzt sind. Geschlecht ist also nicht der einzig relevante Faktor, in diesem Beitrag steht er jedoch im Zentrum des Interesses.

3 Bei Praktiken handelt es sich um „know-how abhängige und von einem praktischen ‚Verstehen‘ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materialen Artefakten annehmen“ (Reckwitz 2003: 289), außerdem im jeweiligen Vollzug – der Praxis – grundsätzlich offen sind für Veränderung, Widersprüchlichkeit und Scheitern.

4 Trombik (2015) typisiert ausgehend von einem Korpus von 33 Universitätsromanen und -krimis ab 1968 experimentelle, satirische, subjektiv perspektivierte Schreibweisen. In experimentellen Universitätsromanen rücken Forschung, Lehre und Studium eher in den Vordergrund als in satirischen, wo es hauptsächlich um Machtverhältnisse geht.

5 Das konstatieren Stachowicz (2002), Schwanebeck (2012) und Jahn (2015). Die Intrige wird in den Romanen nicht allein als Handlungsmotor eingesetzt, sondern als alltäglich dargestellt – sie wird,

Beachtung gefunden haben<sup>6</sup>, werden sie für praxeologische Analysen über Wissenschaft zunehmend interessant. Jahns (2015) Untersuchung von zehn Studierenden- und Universitätsromanen um 1900 stellt heraus, dass karriereentscheidende Praktiken hier nicht fachliche, sondern soziale sind. Obschon es sich um Belletristik handelt, „bedeutet dies nicht, dass die in fiktionalen Texten dargestellten Praktiken ebenfalls fiktional sein müssen“ (Jahn 2015: 301), doch bedarf es der wissenschaftlichen Kontextualisierung. Inwiefern Universitätsromane auch Auskünfte über vergeschlechtlichte Praktiken im akademischen Alltag geben können, gilt es im Folgenden herauszufinden. Denn: Studentinnen und Wissenschaftlerinnen kommen in den von Jahn analysierten Werken noch nicht vor, die weiblichen Figuren sind dort zu verheiratete Töchter oder intrigante Professorengattinnen. In Universitätsromanen der Gegenwartsliteratur hingegen sind sie anzutreffen, wenngleich die Hauptfiguren in der Regel männlich bleiben. Markant ist allerdings ihre Darstellung: Ohnehin schablonenhaft entworfen, wird den romanesken Akademikerinnen und Studentinnen in der Regel fachliche Eignung abgesprochen. Um solche Zuschreibungen nicht unreflektiert zu reproduzieren, ist es unabdingbar, literarische Formgebung und Geschlechterdarstellung in einer praxeologischen Analyse dieser Texte zu berücksichtigen.

Aus diesem Grund bilden konzeptionelle Überlegungen und empirische Untersuchungen zu wissenschaftlichem und literarischem Feld im Rahmen von Bourdieus machtkritischer (Kultur-)Soziologie die theoretische und methodische Basis meiner gendersensiblen praxeologischen Untersuchung. Auf diese Weise lassen sich soziale Ungleichheiten und die Literarizität des Quellenmaterials gleichermaßen in den Blick nehmen. Nach einem kurzen Abriss darüber, was unter Wissenschaft als sozialem Feld und unter dessen vergeschlechtlichter Logik zu verstehen ist (2), skizziere ich die Bourdieu'sche Sozioanalyse literarischer Texte, die Bourdieu im Zuge seiner Analyse des literarischen Feldes entwickelt hat (3) und welche das methodische Rüstzeug für meine Analyse von sechs zeitgenössischen Universitätsromanen mit dem Handlungsort Hochschule im Hinblick auf vergeschlechtlichte hierarchisierende Praktiken akademischen Alltags darstellt (4). Darauf folgt eine kurze Einordnung der Ergebnisse in den Kontext wissenschaftssoziologischer Forschung mit einem Fazit zum Potenzial von Universitätsromanen als Untersuchungsgegenstand (5).

## 2 Das soziale Feld der Wissenschaft

Bourdieu konzipiert gesellschaftliche Teilbereiche wie Politik, Kunst oder Wissenschaft als soziale Felder, d. h. als relativ autonome, eigenlogische Macht- oder Kräftefelder, in denen Akteur\*innen im Glauben an den Wert jeweiliger „Interessenobjekte“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 149) um einflussreiche Positionen im Feld wetteifern. Die Ausgangspositionen der Akteur\*innen und ihre auf Erhalt oder Veränderung der gegen-

---

so auch Klohs, „von Figuren wie auch Erzählinstanzen als gängige Praxis im Wissenschaftsbetrieb angesehen“ (Klohs 2011: 148).

6 Umfänglichere Arbeiten zu Universitätsromanen sind bisher nur von Stachowicz (2002), Dietrich (2003), Košenina (2003), Schwanebeck (2012) und Trombik (2015) vorgelegt worden. Eine Buchpublikation der Dissertation von Klohs ist bislang noch nicht erschienen.

wärtigen Machtverhältnisse ausgerichteten Positionierungen<sup>7</sup> werden bestimmt durch im Feld ungleich verteiltes, spezifisches Kapital.

So wird das Feld der Wissenschaft Bourdieu (1998) zufolge durch symbolische Kämpfe seiner Akteur\*innen um das, was Wissenschaft ausmacht (und darum, wer dies zu bestimmen hat), zusammengehalten. Auch bei diesen Kämpfen geht es darum, bestmögliche Positionen im Feld einzunehmen. Das hierfür eingesetzte wissenschaftliche Kapital basiert „auf der Anerkennung (oder dem Kredit), den die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gewährt“ (Bourdieu 1998: 23)<sup>8</sup> und lässt sich analytisch unterscheiden in reines und institutionelles wissenschaftliches Kapital.<sup>9</sup> Reines wissenschaftliches Kapital, im Sinne wissenschaftlicher Reputation durch anerkannte Beiträge zur Forschung, bildet die Basis zur Anhäufung institutionellen wissenschaftlichen Kapitals, „das erhält und behält, wer Positionen innehat, mit denen sich andere Positionen und deren Inhaber beherrschen lassen“ (Bourdieu 1998: 32), sprich Leitungspositionen. Der Aspekt des Eigeninteresses wird jedoch ausgeblendet durch eine spezifische, den Feldzugang regelnde *illusio*: Die Akteur\*innen glauben an den Wert der Wissenschaft und daran, dass ihr Einsatz allein der Wissenschaft dient. „So sind die Strategien der Akteure in gewisser Weise immer doppelgesichtig, doppelsinnig, interessegeleitet und interesselos, beseelt von einer Art Eigennutz der Uneigennützigkeit“ (Bourdieu 1998: 27). Geleitet von der *illusio* des Feldes verinnerlichen die Akteur\*innen in der Praxis – d. h. im akademischen Alltag – die Spielregeln und bilden so einen wissenschaftlichen Habitus<sup>10</sup> aus, der distinktive Positionierungen generiert – etwa das Schreiben und Publizieren eines Beitrags wie dem vorliegenden – und damit wiederum das wissenschaftliche Feld verändern kann.

In seiner Untersuchung des französischen Hochschulsystems (als universitärem Subfeld des wissenschaftlichen Feldes) verweist Bourdieu auf die Wirksamkeit von Geschlecht in den symbolischen Kämpfen des wissenschaftlichen Feldes (Bourdieu 1988: 162). Studien zum deutschen Wissenschaftsfeld von Engler (2001) und Beaufaÿs (2003) präzisieren, wie dieser Faktor hier relevant wird: Entgegen dem meritokratischen Postulat – Anerkennung für Leistung – erfolgt Anerkennung im wissenschaftlichen Feld über die *Zuschreibung* von Leistung durch andere, etablierte Wissenschaftler(\*innen), und diese Zuschreibungsprozesse erweisen sich als vergeschlechtlicht. Da Wissenschaftlichkeit männlich konnotiert wird, werden Wissenschaftlerinnen nicht selbstverständlich als Wettbewerberin in den symbolischen Kämpfen um die Sache (an)erkannt. „Das wissenschaftliche Feld ist [...] nicht nur quantitativ von Männern beherrscht, sondern

7 Unter Positionierungen ist „ein strukturiertes System der Praktiken und Äußerungen der Akteure“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 136) zu verstehen.

8 Aufgrund der symbolischen Ökonomie des wissenschaftlichen Feldes sind die Akteur\*innen also gleichermaßen Rival\*innen *und* Kompliz\*innen; diese Verfasstheit ermöglicht überdies Täuschungen (Bourdieu 1988: 75).

9 Reines und institutionelles wissenschaftliches Kapital werden unterschiedlich akkumuliert: „Während das rein wissenschaftliche Kapital Zeitinvestition in originäre Forschungsarbeit voraussetzt, [...] ist für die Anhäufung von institutionellem Kapital vor allem eine hohe Zeitinvestition in administrative Tätigkeiten und Beziehungsarbeit nötig“ (Graf 2015: 39).

10 Der Habitus ist „ein sozial konstituiertes System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen, das durch Praxis erworben wird und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtet ist“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 154). Als *wissenschaftlicher Habitus* lässt sich die „Summe der inkorporierten Dispositionen für wissenschaftliche Tätigkeiten“ (Barlösius 2012: 126) verstehen.

wirkt in seiner Funktionsweise exkludierend auf Frauen“ (Beaufays 2012: 113), weil Wissenschaftler in der Praxis Männlichkeit konstruieren und sich mit einem männlich konnotierten Habitus aufeinander beziehen. Diese Welt bzw. dieses Feld ist es ferner, dem die meisten Autor\*innen von Universitätsromanen mehr oder weniger lange Zeit als Doktorand\*in, Dozent\*in oder Professor\*in angehören bzw. angehört haben und in dessen Praxis ihr Habitus geformt worden ist.

### 3 Die Bourdieu'sche Sozioanalyse literarischer Texte

Da aus Bourdieu'scher Perspektive „der Habitus stets sämtliches Agieren prägt“ (Suderland 2013: 327), also auch auf kulturelle Produktionen wie literarische Werke einwirkt, ist davon auszugehen, dass sich der (je nach Position und Verweildauer im Feld unterschiedlich ausgeformte) wissenschaftliche Habitus der Autor\*innen, die Universitätsromane verfasst haben, in ihren fiktionalen Entwürfen akademischen Alltags ebenfalls niederschlägt<sup>11</sup>. Eine Analyse dieser literarischen (Re-)Konstruktionen ermöglicht damit letztlich Rückschlüsse auf das wissenschaftliche Feld. Für das literarische Feld hat Bourdieu (2014) dies bereits demonstriert: Von Gustave Flauberts Roman *L'Éducation sentimentale* ausgehend entwickelt er seine Sozioanalyse, indem er zunächst die fiktive soziale Welt des Werks rekonstruiert. Die Darstellungen werden von ihm dabei als literarästhetische verhandelt, denn gerade durch die spezifische Formgebung des Romans objektiviert sich ihm zufolge der Autor Flaubert selbst als Mittlerinstanz sozialer Strukturen<sup>12</sup> und positioniert sich im literarischen Feld in Distinktion zu Zeitgenoss\*innen und Vorläufer\*innen. Auf der Basis dieser Einzeltextanalyse entwirft Bourdieu das sich autonomisierende Feld der kulturellen Produktion jener Zeit mitsamt den Subfeldern von eingeschränkter Produktion und kultureller Massenproduktion. Die Werkanalyse fließt jedoch nicht in eine Heuristik für weitere Analysen des literarischen Feldes ein<sup>13</sup>. In der Rezeption ist folglich eher der Produktionsaspekt der Sozioanalyse in den Fokus gerückt, etwa bei Schwingel (1997) – und in Kritik geraten, z. B. bei Lahire und Jones (2015). Wolf (2011) dagegen hebt mit einer Systematisierung der Bourdieu'schen Sozioanalyse aus literaturwissenschaftlicher Perspektive die von Bourdieu konstatierten

11 Die Möglichkeit eines bei den Leser\*innen literarischer Werke eintretenden Glaubenseffekts, der „auf der Übereinstimmung zwischen den Voraussetzungen oder, genauer gesagt, den Konstruktionsschemata fußt, die der Erzähler und der Leser [...] in die Produktion und in die Rezeption des Werkes einbringen und die, da gemeinsam, die Welt des Common sense konstruieren helfen“ (Bourdieu 2014: 515), lässt zwar die Einbeziehung der wissenschaftlichen Rezipient\*innenseite in eine gendersensible praxeologische Analyse der Universitätsromane besonders angezeigt sein, sie ist im Rahmen dieses Beitrags allerdings nicht leistbar.

12 „[M]uß man sich nicht fragen, ob nicht die Arbeit an der Form genau das ist, was die partielle Annäherung tiefsitzender und verdrängter Strukturen ermöglicht, ob [...] selbst der dem Formexperiment huldigende Schriftsteller [...] unwillkürlich als *Medium* von (sozialen oder psychologischen) *Strukturen* wirkt, die durch ihn und seine Arbeit an den induzierenden Wörtern, gleichsam elektrische ‚Leiter‘, aber auch mehr oder minder undurchdringliche Filter, zur Objektivierung kommen?“ (Bourdieu 2014: 20, Hervorh. i. O.).

13 Hier sieht Bourdieu (2014, 1997) lediglich folgende Schritte vor: 1. Verortung des literarischen Feldes im Feld der Macht, 2. Untersuchung der inneren Struktur des literarischen Feldes, 3. Analyse von Disposition und Habitus der Positionsinhaber\*innen. Ähnlich fragmentarisch bleibt eine werkanalytische Auseinandersetzung Bourdieus (2005) mit Virginia Woolfs *To The Lighthouse*.

te Gleichwertigkeit von Produktions- und Werkästhetik erneut hervor: „Die nur dem oberflächlichen Betrachter nebensächlich erscheinende ‚Arbeit an der Form‘ gerät so zu einem zentralen Gegenstand und Fokus gerade auch der soziologischen Analyse“ (Wolf 2011: 53), da auch sie als ein sozialer Akt zu verstehen ist. Bourdieus Verfahren entsprechend narratologisch anreichernd, zeichnet Wolf detailliert den literarisch konstruierten sozialen Raum am Beispiel von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* nach – Kapitalien und Habitus der einzelnen Figuren sowie deren (Geschlechter-) Relationen –, und verbindet die daraus gewonnenen Erkenntnisse mit Autor und zeitgenössischem literarischem Feld. Damit vermag er die feldspezifischen Logiken zu erhehlen, welche Musil seinerseits habituell geprägt haben und im Roman schöpferisch durch ihn objektiviert worden sind.

Eine umfassende Sozioanalyse von Universitätsromanen ist an dieser Stelle nicht möglich. Um implizitem Wissen über die vergeschlechtlichte Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes in den literarischen Darstellungen dieser Romane nachzuspüren, soll es hier genügen, bei der Rekonstruktion der hierfür interessierenden Praktiken zugleich (und soweit möglich) Dispositionen<sup>14</sup> und wissenschaftliche Kapitalausstattung der in diese Praktiken verwickelten Figuren sowie die Darstellungsweise<sup>15</sup> zu berücksichtigen.

#### 4 Praktiken des akademischen Alltags im Universitätsroman

Mit dem Fokus auf akademische, also an die Institution Hochschule gebundene Praktiken, interessieren für die Analyse besonders solche Universitätsromane, deren zentraler Handlungsort eine deutsche Hochschule ist. Dazu zählen Eckhard Bodensteins *Das Ernie-Prinzip* (1999), Dietrich Schwanitz' *Der Campus* (1996 [1995]), Britta Stengls *Stiftlingen* (1999 [1997]), Carl-W. Voss' *Der Karpfenteich* (2001), Joachim Zelters *How Are You, Mister Angst?* (2008) und Werner Zilligs *Die Festschrift* (2004).<sup>16</sup> Die Autor\*innen dieser Romane bilden das hochschulische Personalspektrum von der Doktorin bis zum Professor ab. In ihren Texten erweisen sich zwei Praktikenkomplexe hinsichtlich der Verschränkung von Doing Science und Doing Gender als besonders relevant: Gremienarbeit bzw. Hochschulpolitik und informelle Zusammentreffen. Jeweils ein hervorgehobenes Romanbeispiel hierzu – Eckhard Bodensteins *Das Ernie-Prinzip* und Werner Zilligs *Die Festschrift* – soll dies im Folgenden verdeutlichen. Die Ergebnisse der Analyse ordne ich anschließend in den Kontext wissenschaftssoziologischer Forschung ein.

14 Sofern möglich inklusive der literarisch konstruierten körperlichen Hexis, wozu „der Bau (die ‚Physis‘) wie auch die Umgangsweise, die Haltung und das Auftreten gehören“ (Bourdieu 2005: 114).

15 Hierfür greife ich auf die auch von Wolf herangezogenen Kriterien für eine genderorientierte Untersuchung der Figurencharakterisierung Gymnichs (2004) zurück. Die Einordnung der Erzählinstanzen orientiert sich an Martínez/Scheffel (2012).

16 Die Romantitel werden im Folgenden bei Zitation abgekürzt: z. B. *Die Festschrift*: DF.

#### 4.1 Gremienarbeit und Hochschulpolitik

Eckhard Bodensteins *Das Ernie-Prinzip* (1999) steht in distinkter Nachfolge zu Dietrich Schwanitz' populärem Universitätsroman *Der Campus*.<sup>17</sup> Bodenstein war als Akademischer Direktor an der Universität Flensburg tätig, *Das Ernie-Prinzip* ist sein erster und einziger veröffentlichter Roman. Zentraler Ort der Handlung ist die fiktive Hochschule für wissenschaftliche Lehrer\*innenbildung (HWL) Holstenbek an der norddeutschen Küste. Hier setzt sich Protagonist Leopold Paczenski, aus dessen Perspektive das Geschehen geschildert wird, mithilfe eines professoralen Freundes und einem erfundenen Schulpraxisprojekt im Berufungsverfahren um eine Linguistik-Professur durch. Der Rektor verspricht ihm ein baldiges Forschungsfreisemester, das Paczenski als Familienurlaub zu verbringen plant. Bei Stellenantritt lernt er Kollegium, Sekretariat und Studierendenschaft kennen und beginnt eine Affäre mit seiner Doktorandin. Seine Täuschungsstrategien wenden sich gegen ihn, als er zur tatsächlichen Durchführung des erfundenen Schulpraxisprojekts verpflichtet wird und seine Gattin ihn für den vermeintlichen Freund verlässt. Inszeniert wird diese Wendung in und um zwei Sitzungen des Ausschusses für Forschungsförderung, an denen Paczenski teilnimmt.

Der Protagonist ist mit nur wenig wissenschaftlichem Kapital ausgestattet, er hat „[a]ußer dem popeligen Dr. phil. [...] nichts zu bieten, kein Institut, keine Institution hinter sich, [...] keinen Professoren-Titel und Direktor von Irgendwas“ (DEP: 45) – nur jahrelange „Projekt-Hangelei“ (DEP: 139). Der sich ihm im Feld auftuende Raum der Möglichkeiten erweist sich als entsprechend begrenzt: Bewerbungen auf Professuren an Universitäten in und um den Wohnsitz in Köln sind bereits gescheitert. Die Hochschule Holstenbek als „ganz kleiner Laden“ (DEP: 15), der in keinem Universitäts-Ranking auftaucht (DEP: 108), bildet für Paczenski die einzige Option, denn dort „konnte man auch heute noch als Nicht-Habilitierter unterkommen, die hatten sogar Nicht-Promovierte unter den Kollegen“ (DEP: 13). Bei der Bewerbung ermöglicht es die Freundschaft zu einem ehemaligen Kommilitonen und jetzigen Professor, das Berufungsverfahren zu beobachten und zu Paczenskis Gunsten zu beeinflussen (DEP: 60), sodass dieser mit dem Rektor zusätzlich ein Forschungsfreisemester aushandelt. In der ersten Sitzung des Ausschusses für Forschungsförderung soll dieses Forschungsfreisemester beschlossen werden. Denn für die Sitzung liegt bereits ein informelles Skript vor: Der Rektor hat alle statusgleichen Kommissionsmitglieder – Gleichstellungsbeauftragte und fünf Kolleg\*innen – im Vorfeld auf Zustimmung eingeschworen, und auch zwischen der Gleichstellungsbeauftragten und Paczenski sind Absprachen zwecks wechselseitiger Unterstützung jeweiliger Projekte erfolgt (DEP: 173). Der Sitzungsverlauf wird trotz der Absprachen als relativ offen geschildert. Neben latenten Konflikten mit dem Studierendenvertreter (DEP: 185–187) signalisieren Kollegen und Gleichstellungsbeauftragte Skepsis (DEP: 183) gegenüber Paczenskis Forschungsprojekt, welches dieser den registrierten Reaktionen entsprechend justiert: „Poldi sah, wie Dransfeldt und Malmquist sich angrinsten. Er mußte einen Aktualitätsbezug herstellen, am besten etwas Politi-

17 Wodurch sich *Das Ernie-Prinzip* von *Der Campus* abhebt, wird in einer metafictionalen Passage des Romans explizit, als der Protagonist Schwanitz' an der Universität Hamburg spielenden Roman lobt, aber dessen turbulenter Konstruktion das Phlegma der Provinz-Universität Holstenbek entgegenstellt (DEP: 124).

sches, etwas Kritisches“ (DEP: 183). Auf Regung des Rektors wird das Forschungsfreisemester dennoch einstimmig beschlossen. Der Vorsitzende „hatte ganze Arbeit geleistet. Da war es jetzt wohl nur recht und billig, wenn Poldi nun auch seinerseits für die anderen abgesprochenen Projekte in die Bresche ging“ (DEP: 184), sodass die Sitzung im Einverständnis der Kommissionsmitglieder endet. Die in dieser Darstellung auf subtile Weise zur Geltung kommende Macht des Rektors ist eine institutionelle: Sie beruht auf dessen etablierten Bündnissen mit Landesregierung (DEP: 28) und Kolleg\*innen, wodurch seine regelmäßige Wiederwahl gesichert ist. Dagegen verfügt er über wenig reines wissenschaftliches Kapital, er hat lediglich seine Dissertation und einen Artikel publiziert (DEP: 44). Obgleich er auf Paczenski dadurch unbedarft wirkt, „saß ein eiskalter Machtmensch im Rektorsessel“ (DEP: 201). Das wird offenbar, als er den Protagonisten in der zweiten Sitzung des Forschungsausschusses im Einvernehmen mit den Kommissionsmitgliedern überraschend zur tatsächlichen Durchführung des vorgetäuschten Schulpraxisprojekts verpflichtet. „Mußte er jetzt dafür bezahlen, daß er jemandem das Forschungssemester weggeschnappt hatte? Mit dem Hauptschulprojekt überfielen sie ihn alle“ (DEP: 200). Einzig die Gleichstellungsbeauftragte reagiert darauf nicht mit Spott (DEP: 203). Nach dem Rektor ist sie auf institutioneller Ebene „die vielleicht wichtigste Figur im akademischen Spiel der HWL“ (DEP: 75), während ihr Forschungsschwerpunkt „Feministische Linguistik“ wissenschaftlich minderwertig erscheint (DEP: 74). Vor allem aber ist die als besonders attraktiv geschilderte Figur (DEP: 35, 41, 48, 75) bestrebt, ein sexualisiertes Bündnis mit dem über insgesamt weitaus weniger wissenschaftliches Kapital verfügenden Paczenski einzugehen: Ihre Angebote wissenschaftlicher Zusammenarbeit fungieren gleichzeitig als Annäherungsversuche (DEP: 75, 102, 175, 182), deren Nutzen er für sich abwägt (DEP: 76, 197). Zuweilen werden sie gar zu Störfaktoren des akademischen Spiels. So zwinkert die Gleichstellungsbeauftragte Paczenski in der ersten Sitzung des Ausschusses für Forschungsförderung zu: „Wir müssen noch über unsere Ringvorlesung sprechen, ja?“ Warum sagte sie das gerade jetzt? Wenn das nun andere hörten? Die konnten doch auch 2 und 2 zusammenzählen. Poldi machte ein neutrales Gesicht. Nur nichts sagen, nicht jetzt“ (DEP: 182).

Auch in Dietrich Schwanitz' *Der Campus* und Carl-W. Voss' *Der Karpfenteich* werden Gremienarbeit und Hochschulpolitik literarisch (re)konstruiert: in Sitzungen eines Disziplinarausschusses oder einer Berufungskommission, als Institutsratssitzung, Präsidentenrunde etc. Den drei Universitätsromanen ist gemeinsam, dass sie von Autoren mit langer Verweildauer im wissenschaftlichen Feld verfasst wurden. Die darin dargestellten Praktikenkomplexe zeichnet aus, dass den jeweiligen Sitzungen (nicht immer eingelöste) Absprachen und Bündnisse der Beteiligten untereinander (DC: 43, 273; DK: 244–249) vorgelagert sind. Die Sitzungsverläufe selbst werden als ergebnisoffen und konfliktanfällig geschildert (DC: 50, 86, DK: 262): Sie dienen als Schauplatz hierarchischer Aushandlungsprozesse, in denen Positionierungen nicht allein durch verbale Äußerungen, sondern subtiler auch durch Untertöne, Gestik, Mimik, demonstratives Schweigen und die räumliche Verteilung der Beteiligten erfolgen. Besetzt sind die entsprechenden Kommissionen und institutionell machtvollen Positionen fast ausschließlich von Wissenschaftlern; Wissenschaftlerinnen treten vereinzelt entweder in der Funktion als Gleichstellungsbeauftragte in Erscheinung oder zur Unterstützung eines Vorsit-

zenden (DC: 43). Figuren, die sich in der Gremienarbeit aktiv engagieren, interessieren sich vorrangig für weltlich konnotierte Angelegenheiten, und tendenziell wird ihnen von Erzählinstanz und Figuren mehr institutionelles als reines wissenschaftliches Kapital zugeschrieben. Macht über die „Reproduktion der Körperschaft“ (Bourdieu 1988: 142) erscheint in diesen Universitätsromanen „als eine mindere Form von Macht, als eine Art Ersatz bzw. Trostpreis“ (Bourdieu 1988: 171) für diejenigen, denen nur wenig reines wissenschaftliches Kapital anzurechnen ist. Dazu zählen ganz besonders Akademikerinnen – vor allem, wenn bzw. weil sie Geschlechterforschung betreiben.

## 4.2 Informelle Zusammenreffen

Werner Zilligs *Die Festschrift* (2004) rückt die Produktion und Überreichung einer solchen in den Mittelpunkt akademischen Geschehens. Der Autor lehrte nach seiner Habilitation als Sprachwissenschaftler an den Universitäten Münster und Innsbruck. Der Roman ist seine fünfte literarische Publikation seit den 1980er-Jahren<sup>18</sup>; er erschien ein Jahr nach der letzten wissenschaftlichen Veröffentlichung, einer Überarbeitung von Zilligs Habilitationsschrift. Ort der Romanhandlung ist die Universität Tübingen. Protagonist und Priester Bernhard Selig fertigt mit zwei seiner Kollegen eine Festschrift für den Professor an, bei dem er sich habilitiert hat. Kurz nach deren Fertigstellung trifft er in einem Restaurant auf eine attraktive Hochschulassistentin, die ihn verführt. Diese Begegnung hat eine innere Distanzierung Seligs von Priesteramt und Wissenschaft zur Folge und führt nach der feierlichen Übergabe der Festschrift zur Familiengründung und zu seinem Abschied aus beiden Berufen.

Im Vergleich zum etwa gleichaltrigen Paczenski in *Das Ernie-Prinzip* verfügt Hochschuldozent Selig als Schüler eines „unter den Theologen als *der Fischkirner* und über die Fachkreise hinaus“ (DF: 17; Hervorh. i. O.) anerkannten Professors über weit mehr wissenschaftliches Kapital. Selig scheint, anders als Paczenski, zudem ganz in Profession und Forschung aufzugehen – „[s]chließlich konnte er sich gar nicht vorstellen, wie man Zeit haben sollte, die wichtigen theologischen Werke zu lesen, wenn man eine Familie hatte“ (DF: 126). Das bekleidete Priesteramt bietet berufliche Sicherheit (DF: 157) und der Protagonist hat die Hoffnung, „in zwei, drei Jahren Professor zu sein“ (DF: 169). „[N]ach akademischem Brauch“ (DF: 17) verantworten er und seine beiden Kollegen, ebenfalls Schüler Fischkirners, die Heraus- und Übergabe der Festschrift: Sie übernehmen entsprechende Pläne von einer Professorin für Feministische Theologie – deren Position der Protektion Fischkirners zugeschrieben wird<sup>19</sup> –, weil sie „weder unter der Anleitung von Fischkirner promoviert worden war, noch sich mit seiner Unterstützung in Tübingen habilitiert hatte“ (DF: 21). Die legitimen Schüler überreichen ihrem Lehrer die Festschrift im Rahmen eines inoffiziellen Empfangs zum 60. Geburtstag „mit nur wenigen, noch dazu ein wenig verlegen klingenden Worten“ (DF: 191), worauf

18 Romanintern wird *Die Festschrift* in die Tradition der *campus novels* gestellt, denn der Protagonist ist begeisterter Leser der Romane von David Lodge.

19 Nach ihrer Publikation in Zeitschriften für Geschlechterforschung hat die damalige Nachwuchswissenschaftlerin die Anerkennung ihres eigenen Lehrers eingebüßt und „bei Fischkirner wissenschaftlichen Halt gesucht“ (DF: 20). Zum „Lohn für ihre Treue“ (DF: 21) nutzt dieser seine Machtposition, um sie auf eine Professur und Leitungsposition eines feministischen Forschungszentrums zu manövrieren.

souveränere Festreden professoraler Kollegen und ein Sektempfang mit der „bei solchen Gelegenheiten übliche[n] muntere[n] Plauderei“ (DF: 193) folgen. Die offiziellen Festlichkeiten gestalten sich als wechselseitige Anerkennung von Statusgleichen: In den Festreden und Präsentübergaben professoraler Kollegen werden „Verdienste, die sich Fischkirner in der Welt der modernen Theologie erworben hatte, gebührend herausgestellt“ (DF: 195) und simultan die fachliche Kompetenz der Redner selbst (DF: 191f.). Der Geehrte wiederum ehrt seinen Lehrer und seine Kollegen in einer Dankesrede. In die Darstellung dieser Feiern sind keine Wissenschaftlerinnenfiguren eingebunden. Auch Seligs Verlobte ist nicht anwesend; der Protagonist denkt während der Empfänge an sie, die spätestens seit ihrem Heiratsantrag zu einem Außerhalb der Wissenschaft gehört: „[S]ie sei zu der Einsicht gekommen, daß ausgerechnet er, ein Theologe, ihr Mann sei. Die Wissenschaft sei nicht alles. Und sie wolle, das müsse sie gleich dazusagen, Kinder. Mindestens drei, besser aber fünf“ (DF: 198). In dieses Außerhalb folgt ihr Selig bald darauf, als das erste Kind geboren worden ist.

Informelle Zusammentreffen jeglicher Art, die zu verschiedenen Tageszeiten an der Universität selbst stattfinden können – wie die Übergabe einer Festschrift, Fakultätsfeste, Senats- oder Sektempfänge nach einer Antrittsvorlesung – oder Studierende und Akademiker\*innen andernorts einbinden, z. B. Abendempfänge im Hause von Professor\*innen und gemeinsame Restaurantbesuche, werden in sämtlichen Universitätsromanen geschildert. Diese Fülle an Darstellungen lässt sich mit einem Satz aus Joachim Zelters *How Are You, Mister Angst?* pointieren: „Die Universität – sie nimmt kein Ende“ (HAYMA: 16). Gemeinsam ist den verschiedentlich geschilderten Praktiken, dass sie hierarchisieren. So obliegen den informellen Zusammentreffen vorgelagerte oder sie begleitende organisatorische Tätigkeiten in der Regel Mitarbeiter\*innen, Studierenden und Sekretärinnen (DEP: 86, 89; DK: 73f.; DF: 82).<sup>20</sup> Auf den Feiern und Empfängen selbst werden die jeweiligen Statusgruppen tendenziell räumlich segregiert dargestellt, wobei dieses Arrangement von Hochschullehrer\*innen durchaus durchbrochen werden kann (DK: 73; HAYMA: 117–119). Je traditionsreicher der universitäre Schauplatz, desto formalisierter und hierarchisierter erscheinen die literarisch (re)konstruierten informellen Praktiken. Sofern Akademikerinnenfiguren erzählerisch integriert werden, eröffnen sie eine weitere Distinktionsebene: Als Anwesende werden sie den Kollegen fachlich oder sozial unterlegen inszeniert (DEP: 87, 97; DK: 74; DC: 20f.); als Abwesende fungieren sie als ersehnte Gegenfigur zum Kollegium (DEP: 103; DF: 197).

Eine Ausnahme bildet hier die Schilderung eines Sektempfangs an der Universität Tübingen in Britta Stengls *Stiftlingen*. Sie verdeutlicht, dass (vergeschlechtlichte) Hierarchien nicht zwangsläufig reproduziert werden müssen, sondern sich auch praktisch verschieben können: Bei dem Sektempfang nach einer Antrittsvorlesung mustert Altphilologie-Professor Kopper, aus dessen Perspektive das Geschehen erzählt wird, das anwesende Hochschulpersonal. Er erblickt den Assistenten Keiner, dessen Dissertation seit Jahren nicht angenommen wird, sowie den sich für einen Professor haltenden Doktor Gehweger. „Kopper fühlt sich bedroht, die bloße Existenz von Menschen wie Gehweger verunsichert ihn“ (S: 101), und er sucht die Gesellschaft eines professoralen Kollegen. Dirigiert wird er dabei von Studentin Nadja, einer der wenigen weiblichen Figuren in den hier analysierten

<sup>20</sup> Andernfalls ist dies die Aufgabe einer der weiblichen Angehörigen des Professors, bei dem ein Empfang stattfindet (DF: 82; HAYMA: 119).

Universitätsromanen, denen wissenschaftliche Kompetenz zuerkannt und deren akademische Ambitionen als unabhängig von geschlechtlichen Beziehungen geschildert werden: Während sich Koppers Assistent in Nadja verliebt (S: S106), arbeitet die Studentin auf ihr Auslandsstipendium hin und bricht kurz darauf nach Oxford auf (S: 118).

## 5 Ein exkludierender akademischer Alltag – Fazit

Jedes Werk enthält Bourdieu (2015) zufolge mehr Sinn als dessen Schöpfer\*innen ihm bewusst haben verleihen können, da immer auch ihr Habitus auf dessen praktische Herstellung eingewirkt hat. Das gilt ebenfalls für Universitätsromane, wie die obige Analyse zeigt: Zum einen werden in den literarischen Darstellungen akademischen Alltags Machtverhältnisse, die Interviews und Autobiografien in der Regel implizit bleiben, explizit zur Sprache gebracht. Die satirischen Überzeichnungen<sup>21</sup> lassen die sich hinter egalitärem meritokratischen Postulat und Selbstbeschweigung alltäglich reproduzierende hierarchische Ordnung akademischer Wissenschaft ins Scheinwerferlicht treten – die Romane verkehren so die „Vorder- und Hinterbühnen in der Wissenschaft“ (Metz-Göckel 2015: 49). Sie füllen in diesem Zusammenhang eine weitere Leerstelle, die Wissenschaftssoziolog\*innen in Befragungen identifizieren: dass Scheitern (Dressel/Langreiter 2005: 121) und Leiden<sup>22</sup> ebenfalls zum Wissenschaftler\*innendasein gehören<sup>23</sup>. In literarischer Form lassen sich solche affektiven Aspekte akademischen Alltags objektivieren; für die Leser\*innen wird dieser dadurch plastisch, nahezu mitvollziehbar (Alkemeyer 2007: 21). Kurzum: Universitätsromane üben Milieukritik (Klohs 2008: 75f.), indem sie mittels literarischer Darstellungen implizite Ordnungen des wissenschaftlichen Feldes zum Ausdruck bringen. Damit stellen sie distinktive Positionierungen im literarischen *und* wissenschaftlichen Feld dar.<sup>24</sup>

Zum anderen ist diesen Romanen – und darin besteht der Gewinn des gewählten Analysezugangs – selbst eine bestimmte, vergeschlechtlichte Ordnung implizit. Die literarischen Fiktionen transportieren ein Ethos reiner Wissenschaft, das Bourdieu bereits in seinen Feldanalysen nachgewiesen hat: Wirklich erstrebenswert scheint, „was innerhalb dieses Feldes offiziell ausschließlich als entscheidend anerkannt wird: nämlich wissenschaftlicher Erfolg und eigentliches intellektuelles Prestige“ (Bourdieu 1988: 172). Und an diesem mangelt es Wissenschaftlerinnenfiguren in den Werken – sofern sie darin überhaupt auftauchen – per se: Sie besetzen universitäre Machtpositionen, weil dies gesetzlich vorgeschrieben ist oder sie Bündnisse mit mächtigeren Akademikern eingegangen sind. Doch ihr reines wissenschaftliches Kapital ist (gerade bei Geschlechterforscherinnen) gering, und sie interessieren sich auch weniger für die Akkumulation desselben als für weltlich Konnotiertes, wie Macht, Geld – und Sexualität, die oft mit biologischer

21 Allerdings relativiert sich der Überzeichnungseffekt der dargestellten Praktiken, wenn man diese mit den wenigen existierenden (auto)ethnografischen Berichten zum wissenschaftlichen Feld, z. B. von Williams (2002), abgleicht.

22 Hierzu ausführlich Klohs (2011).

23 In vier der sechs Universitätsromane haben die Protagonisten mehr oder weniger konkrete Suizidgedanken.

24 Mit allen Konsequenzen, die dies für wissenschaftliche Karrieren haben kann, siehe für Schwanitz z. B. Schwanebeck (2012: 76–86).

Reproduktion verknüpft ist. Es ist auffallend, dass die körperliche Hexis von Studentinnen- und Akademikerinnenfiguren, die sich den Protagonisten annähern, von diesen als besonders attraktiv wahrgenommen und auch von der Erzählinstanz so dargestellt wird. Oft ergibt sich „eine Verabsolutierung der Figuresicht im Sinne einer voyeuristischen Solidarisierung mit dem männlichen Erzähler“ (Schwanebeck 2012: 131). Die durch ihren männlichen Blick wahrgenommene Körperlichkeit dieser Akademikerinnenfiguren gemahnt die Protagonisten an ihre eigene und droht sie mitzureißen in eine Sphäre jenseits der Wissenschaft. Wie Beaufaÿs auf der Grundlage von Interviews mit Wissenschaftler\*innen nachgewiesen hat, zeigt auch die Darstellung von Wissenschaftlerinnen in den meisten der hier analysierten Universitätsromane, dass „man in ihnen ein anderes Prinzip als das des wissenschaftlichen Habitus verkörpert sieht“ (Beaufaÿs 2003: 244). Insofern ist es der Habitus eines männlichen Wissenschaftlers, der sich in diesen Werken objektiviert hat: unter anderem in der hierarchisierenden Darstellung von Hochschulen (Mau 2017: 83ff.) – wobei die ehemalige Pädagogische Hochschule Holstenbek mit nur wenig wissenschaftlichem Gesamtkapital den letzten, die Traditionsuniversität Tübingen dagegen den Spitzenplatz einnimmt –, in der demonstrativen Belesenheit von Figuren und Erzählinstanzen (Schwanebeck 2012: 103) oder in den zahlreichen Schilderungen von sogenannten informellen Praktiken, die auch als distinktive „Praktiken der Zeitverwendung“ (Krais 2008: 198) gelesen werden können. Die Verwobenheit von Doing Science und Doing Gender wird durch Universitätsromane also performativ sichtbar: Indem Wissenschaftlerinnen in den Darstellungen akademischen Alltags ein Platz außerhalb der Kämpfe um wissenschaftliche Anerkennung zugewiesen wird, schreiben die Fiktionen die vergeschlechtlichte Logik des wissenschaftlichen Feldes gerade auch durch ihre literarischen Überzeichnungen reproduzierend fest.

Ziel der vorliegenden Analyse war es, Praktiken des akademischen Alltags zu beleuchten, in denen soziale (Geschlechter-)Ordnungen im Feld reproduziert – oder transformiert – werden. Das hierfür herangezogene literarische Quellenmaterial bietet nicht nur auf der Ebene dargestellter Praktiken reichhaltiges Analysepotenzial, sondern auch als (vergeschlechtlichte) kulturelle Praxis des Romanschreibens selbst. Aufgrund ihrer Binnenperspektive erlauben es Universitätsromane, quasi-ethnografische Erkundungen literarisch (re)konstruierter Feldpraxis durchzuführen: von Körperhaltung, Gestik und Mimik der darin eingebundenen Wissenschaftler\*innenfiguren bis hin zu ansonsten nicht beobachtbaren Affekten. Im Rahmen einer breiteren Sozioanalyse ließen sich diese Details zur Rekonstruktion literarisch generierter wissenschaftlicher Habitus der Figuren bündeln und in Bezug auf die Autor\*innen der Universitätsromane und ihre Position im wissenschaftlichen – ggf. auch literarischen – Feld analysieren. Diese Feldanalysen könnten in den Kontext wissenschaftssoziologischer Forschung gestellt werden und für diese einen enormen Erkenntnisgewinn bedeuten. Voraussetzung hierfür ist jedoch das Eingeständnis, dass es in der Wissenschaft eben nicht nur um die reine Wissensproduktion einer egalitären und meritokratischen Gemeinschaft geht, sondern dass Wissenschaft ein soziales Geschehen darstellt, in dem auch Machtverhältnisse wirksam sind.<sup>25</sup> Diese

25 Als soziales Geschehen entfaltet Wissenschaft jedoch genauso produktive Wirkungen. An dieser Stelle möchte ich herzlich denen danken, deren konstruktive Kritik diesen Beitrag enorm zu bereichern vermochte: Der Person, die ihn (doppelblind) begutachtet hat, sowie Sandra Beaufaÿs und Björn Bertrams.

Machtverhältnisse bedürfen nicht der Beschweigung, sondern der Thematisierung, der Analyse und der Selbstreflexion.

## Quellenverzeichnis

- Bodenstein, Eckhard (1999). *Das Ernie-Prinzip*. Ein Campus-Roman. Frankfurt/Main: Eichborn.
- Schwanitz, Dietrich (1996 [1995]). *Der Campus*. Roman. München: Goldmann.
- Stengl, Britta (1999 [1997]). *Stiftlingen*. Ein Universitätsroman. Tübingen: Klöpfer & Meyer.
- Voss, Carl.-W. (2001). *Der Karpfenteich*. Books on Demand.
- Zelter, Joachim (2008). *How Are You, Mister Angst?* Ein Universitätsroman. Tübingen: Klöpfer & Meyer.
- Zillig, Werner (2004). *Die Festschrift*. Ein Roman. Tübingen: Klöpfer & Meyer.

## Literaturverzeichnis

- Alkemeyer, Thomas (2007). Literatur als Ethnographie. Repräsentation und Präsenz der stummen Macht symbolischer Gewalt. *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 8(1), 11–31.
- Barlösius, Eva (2012). Wissenschaft als Feld. In Sabine Maasen, Mario Kaiser, Martin Reinhart & Barbara Sutter (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie* (S. 125–135). Wiesbaden: VS. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-18918-5\\_10](https://doi.org/10.1007/978-3-531-18918-5_10)
- Beaufäys, Sandra (2003). *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839401576>
- Beaufäys, Sandra (2012). Führungspositionen in der Wissenschaft. Zur Ausbildung männlicher Soziabilitätsregime am Beispiel von Exzellenzeinrichtungen. In Sandra Beaufäys, Anita Engels & Heike Kahlert (Hrsg.), *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft* (S. 87–117). Frankfurt/Main: Campus.
- Bourdieu, Pierre (1988). *Homo academicus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997). Das literarische Feld. Die drei Vorgehensweisen. In Louis Pinto & Franz Schultheis (Hrsg.), *Streifzüge durch das literarische Feld. Texte von Pierre Bourdieu, Christophe Charle, Mouloud Mammeri, Jean-Michel Péru, Michael Pollack, Anne-Marie Thiesse* (S. 33–148). Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1998). *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2014 [1992]). *Die Regeln der Kunst* (6. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2015). *Manet. Eine symbolische Revolution*. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dietrich, Ronald (2003). *Der Gelehrte in der Literatur. Literarische Perspektiven zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Dressel, Gert & Langreiter, Nikola (2005). WissenschaftlerInnen scheitern (nicht). In Stefan Zahlmann & Sylka Scholz (Hrsg.), *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten* (S. 107–126). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dressel, Gerhard & Langreiter, Nikola (2008). Wissenschaftlich Arbeiten – schneller, höher, weiter? Zum (Un-)Verhältnis von Arbeit und Freizeit in den (Kultur-)Wissenschaften. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9(1), Art. 38. Zugriff am 30. November 2018 unter [www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/313/687](http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/313/687).

- Engler, Steffani (2001). „In Einsamkeit und Freiheit?“ *Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*. Konstanz: UVK.
- Etzemüller, Thomas (2013). Der ‚Vf.‘ als Subjektform. Wie wird man zum ‚Wissenschaftler‘ und (wie) lässt sich das beobachten? In Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde, Dagmar Freist & Norbert Ricken (Hrsg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung* (S.175–196). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922.175>
- Etzemüller, Thomas (2015). Ins „Wahre“ rücken. Selbstdarstellung im Wissenschaftsbetrieb. *Merkur*, 69(797), 31–43. Zugriff am 21. November 2018 unter <https://www.eurozine.com/ins-wahre-ruecken/>.
- Frietsch, Ute (2013). Praxeologie der Wissenschaften. In Ute Frietsch & Jörg Rogge (Hrsg.), *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch* (S. 311–317). Bielefeld: transcript.
- Graf, Angela (2015). *Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013*. Frankfurt/Main: Campus.
- Gymnich, Marion (2004). Konzepte literarischer Figuren und Figurencharakterisierung. In Vera Nünning & Ansgar Nünning (Hrsg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies* (S. 122–139). Stuttgart: Metzler.
- Jahn, Bernhard (2015). Der Weg zur Professur. Die Verflechtung des sozialen Lebens in Studenten- und Universitätsromanen um 1900. Ein Beitrag zur historischen Praxeologie des universitären Alltags. *Zeitschrift für Germanistik*, 25(2), 287–303. [https://doi.org/10.3726/92149\\_287](https://doi.org/10.3726/92149_287)
- Klohs, Kathrin (2008). Scheitern in His-Dur. Kritik und Satire des Akademischen im Medium Literatur. *Gegenworte*, 19, 75–77.
- Klohs, Kathrin (2011). Die dunkle Seite der Macht. Leiden an der Wissenschaft in Texten der deutschsprachigen Gegenwartsprosa. In Eberhard Demm, Jaroslaw Suchoples & Nathalie Chamba (Hrsg.), *Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 137–152). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Kohli, Martin (1981). „Von uns selber schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In Wolfgang Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin* (S. 428–465). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Košeniina, Alexander (2003). *Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung*. Göttingen: Wallstein.
- Krais, Beate (2008). Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In Yvonne Haffner & Beate Krais (Hrsg.), *Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern* (S. 177–211). Frankfurt/Main: Campus.
- Krais, Beate & Beaufaÿs, Sandra (2005). Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien*, (1), 82–99.
- Lahire, Bernhard & Jones, Marlon (2015). Literature is Not Just a Battlefield. *New Literary History*, 46(3), 387–407. <https://doi.org/10.1353/nlh.2015.0027>
- Martínez, Matias & Scheffel, Michael (2012). *Einführung in die Erzähltheorie* (9. Aufl.). München: Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406638619>
- Mau, Steffen (2017). *Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen* (2. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Metz-Göckel, Sigrid (2015). Der schöne Schein wissenschaftlicher Begutachtung oder zur Unterwanderung meritokratischer Beurteilung. *Die Hochschule*, 24(2), 43–57.
- Möller, Christina (2015). *Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren*. Weinheim: Juventa.

- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301. <https://doi.org/10.1515/zfsocz-2003-0401>
- Schwanebeck, Wieland (2012). *Annäherungsversuche. Der Universitätsroman und die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*. Dresden: w.e.b.
- Schwingel, Markus (1997). Kunst, Kultur und Kampf um Anerkennung. Die Literatur- und Kultursoziologie Pierre Bourdieus in ihrem Verhältnis zur Erkenntnis- und Kultursoziologie. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 22(2), 109–151.
- Stachowicz, Victoria (2002). *Universitätsprosa. Die Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Trier: WVT.
- Suderland, Maja (2013). Habitus und Literatur: Literarische Texte in Bourdieus Soziologie. In Alexander Lenger, Christian Schneikert & Florian Schumacher (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus: Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven* (S. 325–345). Wiesbaden: VS. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-18669-6\\_17](https://doi.org/10.1007/978-3-531-18669-6_17)
- Trombik, Vojtěch (2015). *Der deutschsprachige Universitätsroman seit 1968. Die Verwandlung eines wenig geachteten Genres* (Unveröffentlichte Dissertation). Masaryk-Universität Brno.
- Williams, Melvin (2002). *The Ethnography of an Anthropology Department (1959–1979). An Academic Village*. Lewiston: Mellen.
- Wolf, Norbert Christian (2011). *Kakanien als Gesellschaftskonstruktion. Robert Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts*. Wien: Böhlau. [https://doi.org/10.26530/OAPEN\\_437166](https://doi.org/10.26530/OAPEN_437166)

## Zur Person

Sabrina Deigert, M. A., Dipl.-Soz.-Päd./Soz.-Arb. (FH). DFG-Graduiertenkolleg „Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung“. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftssoziologie, Praxistheorie. Kontakt: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Ammerländer Heerstraße 114–118, 26129 Oldenburg  
E-Mail: [sabrina.deigert@uni-oldenburg.de](mailto:sabrina.deigert@uni-oldenburg.de)

## Queering and diversifying gender in equality work at European higher education institutions

### Zusammenfassung

Queering und Vervielfältigungen von Geschlecht in der Gleichstellungsarbeit an europäischen Hochschulen

In den letzten Jahren hat die zunehmende Anerkennung von Forderungen und Bedürfnissen der LGBTIQ\* Communities zu Änderungen im EU-Recht beigetragen. Vor diesem Hintergrund plädieren die Autor\*innen für ein queeres und damit vielfältiges Verständnis von Gender in den Gleichstellungsdiskursen an Hochschulen. Anhand der Fallbeispiele Deutschland und den Niederlanden werden rechtliche und diskursive Bedingungen sowie die Motivationen, Herausforderungen und Chancen der Akteur\*innen im jeweiligen Hochschulsystem aus einer queeren Perspektive betrachtet. Die Beispiele zeigen, wie unterschiedlich die Umsetzung von EU-Richtlinien in nationales Recht erfolgt ist. Sie machen ebenfalls deutlich, dass Veränderungen in den Hochschulen derzeit von hoch motivierten Akteur\*innen wie Studierenden, Gleichstellungs- und Diversity-Beauftragten oder einzelnen Einrichtungen angestoßen werden. Als aufeinander aufbauende, analytische Konzepte können „queering“ und „diversifying“ dazu beitragen, heteronormative Vorannahmen und diskriminierende Prozesse im gleichstellungspolitischen Kontext an Hochschulen zu erkennen. Sie erlauben ferner die Entwicklung von Strategien, die die Komplexität von Geschlechteridentitäten und Diskriminierungen berücksichtigen.

#### *Schlüsselwörter*

Queer, Gender, Gleichstellung, Hochschule, Antidiskriminierung, EU

### Summary

Against the background of recent changes to EU legislation to meet the demands and needs of LGBTIQ\* communities, the authors seek to situate a queered and diversified understanding of gender firmly at the centre of the gender equality discourse in higher education (HE). Based on case examples, the legal and discursive status quo in German and Dutch HE institutions as well as actors' motivations, challenges and opportunities are examined through a queer lens. The results highlight how differently EU legislation is transposed into national law. They also show that change is currently driven by highly motivated individual actors, be they students, gender equality and diversity officers, or individual institutions. We argue that queering and diversifying should be understood and used as modes to reflect on and analyse the processes that lead to heteronormative understandings of gender in HE and to develop strategies that take the complexities of gendered identities and discrimination into account.

#### *Keywords*

queer, gender equality, higher education, non-discrimination, EU

## 1 Introduction

European institutions in higher education (HE) have been in the midst of profound change for some time now. While these transformation processes increasingly took the shape of entrepreneurial and new public management principles, they also opened up new trajectories for the implementation of gender equality policies (cf. Binner et al. 2013; Barry et al. 2011). Most prominently, such trajectories have been manifested in the equality framework promoted and carried out by the European Union. The enactment of the Amsterdam Treaty in 1997 gave rise to the strategy of gender mainstreaming<sup>1</sup> and to new forms of non-discrimination policies on the grounds of sex, race and ethnicity, religion and belief, age, disability and sexual orientation with a horizontal approach, recognizing discrimination across multiple inequalities (Bell 2002: 385). The Charter of Fundamental Rights (2000: Article 21) also recognises these different grounds of discrimination to be taken into account. As these enactments suggest, in order to tackle discrimination and inequalities on multiple levels, gender has to be considered in its intersection with other categories of inequality (Kantola 2014).

Gender equality policies in the EU are well developed. Yet, their definition of gender mostly rests on the presumption, that gender equality pertains to equal opportunities between women and men (Squires 2013: 742; see also Verloo 2006), thereby confirming a binary and heteronormative concept of gender. This understanding is contested by current strategies and policies addressing sexual orientation and gender identity<sup>2</sup>, which are gaining more prominence. For instance, discriminations related to transgender, like “sex stereotyping” and gender reassignment, as well as to intersex persons are, following the rulings of the European Court of Justice, covered by gender equality laws. According to the findings of the EU lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) survey, conducted by the European Union Agency for Fundamental Rights (FRA), LGBTIQ\*<sup>3</sup> subjects encounter discrimination and violence due to their sexual orientation, gender identity or gender expression (FRA 2014). Taking into account that these acts of violations are fuelled by heterosexism (Evans/Rankin 1998: 170) and are linked to questions of gender,

- 1 In the context of gender mainstreaming as a so-called dual strategy, there have been a range of measures and programmes supporting women’s advancement on the one hand and (re-)shaping governmental structures on the other hand. Although much has been achieved since the inception of the Amsterdam Treaty, we are still far from reaching gender equality, in terms of women’s equal participation in all areas and at all levels of the scientific community (European Commission 2016).
- 2 EU bodies define the term ‘gender identity’ according to the Yogyakarta Principles (YP) on the Application of International Human Rights Law in relation to sexual orientation and gender identity as follows: “Each person’s deeply felt internal and individual experience of gender, which may or may not correspond to the sex assigned at birth, including the personal sense of the body (which may involve, if freely chosen, modification of bodily appearance or function by medical, surgical or other means) and other expressions of gender, including dress, speech and mannerisms”. This definition covers therefore transgender issues (European Institute for Gender Equality, EIGE 2018). In November 2017, the terms ‘gender expression’ and ‘sex characteristics’ were included in the Principles, regarding the needs and experiences of inter\*persons.
- 3 In this article we use the acronym LGBTQ\* (lesbian, gay, bisexual, trans, inter and queer) as an umbrella term to describe individuals or communities who identify themselves as LGBTQ or are perceived as belonging to one of these characters as well as regarded by topics and issues. The use of the asterisk symbolises that the lists is a contested one. It also indicates that queer is not only used as a theoretic and academic approach but as an identity category by queer activists themselves.

they fall into the realm of gender-based violence. EU policies, however, mostly regard gender and sexuality as distinct and as fixed categories. The same holds true for national legislations in Germany and the Netherlands. What is missing is a common understanding of gender and sexual orientation that goes beyond solely “men and women” and sexual orientation as restricted to gay, lesbian or bisexual. Debates on gender identity and LGBTIQ\* issues are not only present at EU level but also for example in Germany and the Netherlands the matters of intersex and gender identity are being discussed (Adamietz 2011; Plasterk 2016; Baer/Elsuni 2017; College voor de Rechten van de Mens 2017).

The aim of this paper is to analyse how matters of gender equality are embedded in discourse, policies and practices at HE institutions in Germany and the Netherlands. What understanding of gender is present in the institutions’ equality policies and practices? What initiatives are there for a more diverse gender approach? As law shapes gender relations and contributes to the construction of gender (Baer/Elsuni 2017: 270), we take the desideratum of a complex understanding of gender in gender equality law as a point of departure for a comparative discussion of HE gender equality legislation and policies in Germany and the Netherlands. Most strikingly, the chosen examples show how differently EU non-discrimination and gender equality legal frameworks are transferred into national contexts. Methodologically, their varying approaches necessitate a tailor-made analysis of how gender is conceptualised in the respective gender equality policies and if or how queer approaches are herein considered. First, we will give a brief overview of the legal situation in Germany and the Netherlands regarding equality and non-discrimination followed by an analysis of gender equality work in the German and Dutch national contexts. For Germany, there exists a history of criticism from gender studies scholars with regard to the binary model of gender in gender equality work as well as some suggestions to the modes of incorporating a more diversified model of gender into gender equality work (see Blome et al. 2013 for an overview). But there is still a gap between gender theory and the equality work done in institutions of HE. Therefore, we will present an overview of the situation in Germany and sketch recent developments of initiatives, which questions the heteronormative concepts of gender equality policies. As for the Netherlands, there are various projects that deal with equality work in the field of HE (e. g. Talent naar de Top, Charter Diversiteit, Workplace Pride), but how gender equality measures are designed and implemented exactly differs considerably across institutions. Unlike in Germany, national law does not determine equality measures at Dutch HE institutions. We therefore chose to closely analyse one university and take their gender equality work as an example of how matters on gender identity are reflected in policies and practices of Dutch HE institutions. A comparative consideration of both national contexts will demonstrate the importance of single players and groups for queering and diversifying gender in HE. We conclude this paper with an outlook for the future.

The accounts are by no means a complete representation of the landscapes in HE. They are rather intended to give a concrete and contrasting example of how EU gender equality and non-discrimination frameworks are approached on a national level and if and how gender is understood beyond heteronormativity. We advocate a more complex understanding of gender in equality work in HE, which considers the intertwining effects of gender identity and sexual orientation. But before diving into the country examples, we will first illustrate our approach of queering and diversifying the concept of gender.

## 2 Queering and diversifying gender in HE gender equality policies

Queer theories and research analyse the social construction of sexuality and identity and question the origins and effects of concepts and (identity) categories (Brim/Ghaziani 2016). Through the deconstruction of stable sexes, genders and sexualities they challenge any kind of sexuality or identity that falls into normative and deviant categories. Therefore, we understand queer as an anti-categorical concept that follows poststructuralist approaches and that can be linked to postcolonial and some strands of intersectional approaches (Dietze/Haschemi/Michaelis 2009). We use queering and diversifying as modes to move beyond a still persistent understanding of the social category gender as a fixed and homogenised identity in gender equality work in HE.

There have been previous attempts to apply queer approaches to gender equality politics, like the concept “queerversity” (Engel 2013). This concept is based on the understanding that identities are neither one-dimensional nor immutable, but emerge from complex power relations. Queer theories herewith critically analyse how identity politics create hierarchically positioned identity categories. Whereas emancipatory and identity politics focus on the inclusion of marginalised groups, queer theories aim to disrupt pre-established categories. The mechanisms of classification and definition of social identities indirectly support discrimination and oppression, as the recognition for minorities always affirms the majority as the defining centre (Engel 2006; 2013). Criticising identity politics, however, also bears the risk of neglecting how questions of categorization play an important role in the (re)production of power relations, mechanisms of inclusion and exclusion as well as in matters of visibility and invisibility. Activists and scholars in the context of black lesbian feminism (cf. Moraga/Anzaldúa 1981) and in the field of “queer of color critique” (Brockenbrough 2016) have been pointing out the complex intersection of multiple identities and experiences of discrimination and the need to designate these marginalised positions. Therefore, we follow Anthias’ (2011) concept of positioning and belonging. In our view the attempt to balance identity-based positions of belonging with notions of fluidity and reflections upon positioning is vital for both, theory and practice. In this sense, belonging is of

“experiential, practical and affective dimensions [...]. Belonging is not just about membership in a community [...] It is also about the social places constructed by such identifications and memberships, and the ways in which social place has resonances on stability of the self, on feelings of being part of a larger whole, and it is about the emotional and social bonds that are related to such places” (Anthias 2011: 208f.).

Yet, integrating queer approaches into gender equality work at institutions of HE as well as balancing out the temporality of fluent gendered concepts with the demands of policy-making is not an easy task. Not only is gender equality work an applied field with its own knowledge and experience, but it is also based on a legal framework.

### 3 Country laws and policies in Germany and the Netherlands

The aim for gender equality in HE is framed by EU, federal and state legislation. As stated above, the EU directives on equal treatment<sup>4</sup> were strong drivers for the implementation of a legal framework on non-discrimination policies. Though Germany and the Netherlands have quite similar legal systems, their approaches towards legislation on non-discrimination differ (Mulder 2017). Whereas the Dutch Equal Treatment Act came into existence in 1994, Germany is one of the European latecomers concerning non-discrimination policies. In the following section we will present a short overview on the legal frameworks in both countries and identify their inherent gender concepts.

#### 3.1 Germany

The Basic Law is the foundation for all legislation regarding equal rights or non-discrimination policies in Germany. Article 3(2), passed in 1994, not only states that men and women have equal rights, but obliges the state and its institutions to actively promote equality between men and women and to work towards the elimination of existing disadvantages. Article 3(3) of the Basic Law prohibits discriminations or privileges based on sex, parentage, race, language, homeland and origin, faith, or religious or political opinions and bans discrimination based on disability. Of particular note is the lack of protection against discrimination based on sexual orientation.

Therefore, the achievement of the objective of gender equality at institutions of HE is a constitutional duty. This means that on the one hand, the legal framework strengthens gender equality work. On the other hand, it confirms a binary definition. According to Adamietz (2011) sex, respectively gender, is an indeterminate legal concept in German law. Over the past years, the legal interpretation of sex/gender has relied on the assumption of a binary and heteronormative model (cf. Baer/Elsuni 2017). Nevertheless, the legal concept of gender has been extended by means of case law of the Federal Constitutional Court on behalf of jurisdiction on transgender and intersex issues and equal rights for same-sex couples (Adamietz 2011).<sup>5</sup>

A more multidimensional perspective on equality work has been introduced through the enactment of the General Equal Treatment Act (German abbreviation: AGG) in 2006. The AGG covers the prohibition of discrimination on the grounds of racial or ethnic origin, sex, religion or belief, disability, age and sexual identity. It also defines sexual

4 Council Directive 2000/43/EC of 29 June 2000 implementing the principle of equal treatment between persons irrespective of racial or ethnic origin; Council Directive 2000/78/EC of 27 November 2000 establishing a general framework for equal treatment in employment and occupation; Council Directive 2004/113/EC of 13 December 2004 implementing the principle of equal treatment between men and women in the access to and supply of goods and services; Directive 2002/73/EC of the European Parliament and of the Council of 23 September 2002 amending Council Directive 76/207/EEC on the implementation of the principle of equal treatment for men and women as regards access to employment, vocational training and promotion, and working conditions.

5 How far the Federal Constitutional Court's decision from October 2017 that the Civil Status Act does not provide for a third option – besides the entry 'female' or 'male' – and is hence incompatible with the Basic Law (BVerfG 2017) will foster changes in the binary legal gender definition cannot be stated at present (July 2018).

(or other) harassment as a form of discrimination, because harassment on the grounds of gender or sexual orientation is a violation of the principle of equal treatment (Kocher/Porsche 2015: 9). With the adoption of the AGG, the category sexual identity<sup>6</sup> as a ground for discrimination was applied for the first time in German law. Similar to the legal concept of gender, there is no formal definition of ‘sexual identity’. The term covers discrimination related to an individual being, who is – or is perceived as – lesbian, gay, bisexual or heterosexual (Bell 2012: 137). And differing from the EU, the category also covers discrimination on the behalf of gender identity or intersex issues (Kocher/Porsche 2015). The AGG primarily focuses on discrimination at work. Therefore, the application of the AGG at institutions of HE addresses mainly staff. However, this also means that a protection gap for students still exists in Germany (see also Kocher/Porsche 2015). In sum, it can be stated that gender equality work at HE is embedded in a strong legal framework, whereas diversity policies do not yet have a comparable legal foundation, despite the enactment of the AGG. Furthermore, they lack a coherent meaning of the different dimensions they cover (Klein 2016: 151).

### 3.2 The Netherlands

In the Netherlands, the content and implementation of gender equality policy measures at universities are not prescribed by national law. It is in the hands of the universities how they implement equality policies. However, the Dutch Equal Treatment Act and the Equal Treatment Act for Men and Women are in force. These legal policies on gender equality and non-discrimination were already established before the Amsterdam Treaty of 1997 and are anchored in the Dutch Equal Treatment Act of 1994 which prohibits unequal treatment on grounds of gender, marital status, race, nationality, religion, faith, political opinion and hetero- or homosexual preference. Both direct and indirect discrimination based on these grounds are illegal. Direct discrimination refers to the different treatment of persons based on for example their gender. Indirect discrimination refers to supposedly neutral regulations, norms and/or actions that affect persons differently compared to other persons in the same situation. This applies to all aspects of employment and professions and to the supply of goods and services.

Although the laws on equal treatment forbid any form of discrimination based on gender, the Dutch Equal Treatment Act still maintains a binary and unified understanding of gender with men and women as the only two gender categories. This is not to say that the Equal Treatment Act in this form is exclusionary of other gender categories or that discrimination based on gender, race and sexual orientation are not prohibited under this law, but it does not explicitly broaden the concept of gender. Recent debates on trans identities led to the presentation of a new parliamentary bill that advocates the explication of discrimination against transgender and intersex persons to be included in the Equal Treatment Act (Plasterk 2016; College voor de Rechten van de Mens 2017). Petitioners of the bill demand that prohibition of discrimination based on sexual characteristics, gender identity and gender expression be added to the already existing gender category in order to enhance the attention of this form of discrimination and to show the affected

6 Whereas the EU Directive 2000/78 and the EU non-discrimination policies use the term ‘sexual orientation’, German law speaks of ‘sexual identity’.

persons that ‘the law is on their side’ (Telegraaf 2017, translation SV). This parliamentary bill is currently being processed but has not yet been passed and implemented. Thus, the question remains how this probable change in law will affect equality policies.

## 4 Gender equality policies and practices in German and Dutch Higher Education

The overview of the legal frameworks on gender equality and non-discrimination in Germany and the Netherlands has demonstrated the distinct role of national legislation on institutions of HE. In Germany, a strong legal framework with institutionalised gender offices is on hand whereas the legal system in the Netherlands pursues an open approach towards equality. The following portraits illustrate different areas of queering and diversifying gender and how these areas are challenged and changed by smaller groups and individual players.

With regard to Germany, we draw our data from secondary literature and a selection of universities websites for statements and initiatives on queer issues. We also analysed documents and statements from the Federal Conference of Women’s Representatives and Equal Opportunities Officers at Universities (German abbreviation: BuKoF)<sup>7</sup>. These data indicate that issues of sexual orientation and diverse gender identities, much less a queer approach to gender, are rarely incorporated in policies as well as practices at HE institutions in Germany. With regard to the Netherlands and their diverse equality policies, we decided to take a single university (Leiden) as an example. We analysed the university’s equality policies and conducted an interview with Isabel Hoving, the diversity officer of the university, on her work and the university’s policies with regard to gender equality. At Leiden University (as in many Dutch HE institutions) no distinction is made between gender equality and diversity policies and officers. Matters regarding gender identity and LGBTIQ\* are therefore part of the diversity programme.

### 4.1 Germany

In Germany, gender equality work at institutions of higher education is presently well established and a leadership task (see Blome et al. 2013 for an overview). The introduction of gender mainstreaming, diversity and non-discrimination policies in the course of implementing new public management principles have contributed to major changes in gender equality work in HE (Klein 2016; Löther/Riegraf 2017). New players, besides the officers for women’s affairs or gender equality, have entered the field and new divisions such as central staff units or diversity divisions have emerged (Czock/Donges/Heinzelmann 2012). These developments are as controversially discussed as the concept of gender in gender equality work (cf. Andresen/Koreuber/Lüdke 2009; Riegraf/Plöger 2009) for various reasons. Critics have referred to the entanglement of gender

7 We also draw on our knowledge and expertise in the field of gender equality work and as (former) members of the BuKoF and especially as members of two commissions of the BuKoF, which tackle the heteronormative and one-dimensional understanding of gender in gender equality work in German gender equality in HE.

mainstreaming with neoliberalism as well as to the conceptualisation of gender in equality work as a still binary category. Thus, the claim for broadening the concept of gender is not a new one in the German-speaking context.

What is striking in the German context is that the dimensions of sexual orientation/identity and gender identity/expression remain mostly invisible in gender equality as well as in diversity programmes (Czock/Donges/Heinzelmann 2012; Klein/Heitzmann 2012). There are a few regional studies (cf. Klein/Rebitzer 2012), but large-scale surveys on the experiences of LGBTIQ\* students, faculty and staff have not yet been conducted. Furthermore, a sufficient body of literature and research addressing queer and LGBT issues is pending in HE in Germany. The lack of LGBT and queer research related to HE can be explained by the fact, that Queer or LGBT Studies in Germany are rarely institutionalised<sup>8</sup> and gender research on higher education does seldom go beyond a binary gender concept. Support structures and political representation for LGBTIQ\* students are mostly provided by the usually autonomous organised student association. With few exceptions, neither gender equality offices nor diversity divisions provide support for or incorporate LGBTIQ\* issues comprehensively (Czock/Donges/Heinzelmann 2012). Furthermore, there are hardly any drop-in and counsel centres for students, teachers and administrative staff who are exposed to racist, queer and/or transphobic violence as Thompson and Vorbrugg (2018: 91) show. This is in line with the findings of the expertise on sexual harassment in universities, commissioned by the Federal Anti-Discrimination Agency (Kocher/Porsche 2015). The expertise showed that guidelines on gender-based violence and sexual harassment tend to exclude LGBTIQ\* students and employees. However, currently we can witness some change on this topic, as the German Rectors' Conference (HRK) launched a statement on the prevention for sexual harassment in April 2018. This statement included the dimensions sexual orientation and gender identity (Hochschulrektorenkonferenz 2018).

Moreover, the binary interpretation of gender has been challenged due to activist work, queer and gender theorising. Joint initiatives like the working group "Gender and Queer Studies" at the University of Rostock have emerged and intend to bring in a queer approach to research as well as to teaching and HE politics (Behrens/Zittlau 2017). There is also some effort to provide support to trans and inter rights. For example, the Equal Opportunities and Diversity Unit at the University of Göttingen offers peer-to-peer-counselling for trans students.<sup>9</sup> Some universities have installed gender-neutral toilets and/or provide for early name changes on student records. But still, these activities focus mainly on specific target groups. A comprehensive strategy how to tackle heteronormative patterns in the HE culture and organisational structure is missing.

Moreover, gender equality officers have started to debate how to combat heteronormativity in HE, leading to the foundation of a new commission on Queer Gender Equality Policies in Higher Education (Queere Gleichstellungspolitik an Hochschulen) on their general meeting in 2017<sup>10</sup>. To what extent these initiatives will contribute to a de facto transformation of the two fix gender categories remains to be seen.

8 The first study programme that includes queer in its name is the MA Gender & Queer Studies programme at the University of Cologne, which was launched in winter term 2017.

9 Retrieved 16 July 2018 from <https://www.uni-goettingen.de/en/580847.html>.

10 For more detail see: <https://www.bukof.de/queere-gleichstellungspolitik.html> (retrieved 16 July 2018).

## 4.2 The Netherlands

Unlike Germany, the content of equality policy measures at Dutch HE institutions is not prescribed by national law. For the scope of this paper we decided to take Leiden University as an example. Leiden University was founded in 1575 and is one of the Netherlands leading universities. It is comprised of seven faculties in the Arts, Sciences and Social Sciences that are spread out over several locations in Leiden and The Hague. The University has over 6 500 staff members and 26 900 students. Its focus on diversity began in 2012, when the newly appointed *rector magnificus* decided to systematically implement diversity policies at all levels of the university. As part of this programme, Isabel Hoving was appointed diversity officer in 2014. Under the banner of ‘Diversity through Excellence’, the university launched a programme focusing on the potential of diversity, thereby breaking with target group policies that had previously been used as a measure for inclusion. In an interview with one of the authors of this paper, Isabel Hoving states that this type of politics was the result of the idea that “they” (minority groups) were different and that “we” (the university) had to help “them” in order to keep up with “our” norms and standards. With the new programme, the university wants to turn this around and critically evaluate its policies, focusing on where they are excluding people, and on how to attract a more diverse group of students and employees.

Isabel Hoving also explains how in her work, it is important to approach diversity not as a sum of categories, but that diversity work is always tailored work: “We want to approach everyone as an individual and offer support and mentoring where individuals themselves find that necessary. They are the directors of the process we support” (translation SV). As a result of this approach, the university does not have equality programmes exclusively for certain groups. There are networks in place that focus on certain interest groups such as a women’s scientist network and a transgender network, but these are initiated and coordinated by students and employees themselves and not established by the diversity office. This does not mean that the diversity officer does not work closely together with these interest groups in the establishment of policies or the execution of practices. For example, the transgender network together with the diversity office, has compiled a brochure on trans identities that is available for download at the university’s diversity website. With the instalment of gender neutral toilets at the university, both parties worked hand in hand. But as Isabel Hoving explains, “when people come to us, we do not say: you are like that, so go to that group” (translation SV). Instead, the emphasis should be on individuality, inclusiveness and tailor-made solutions. In practice, this means that everybody can come to the diversity office regardless of what their issues or questions are, and it is the university’s task to tackle these issues. This may take the shape of awareness training, policy measures or individual support. Sometimes, procedures need to be made visible and changed where possible. For example, this has been the case with regard to maternity leave and adoption leave for families with two fathers, or procedures concerning visibility and language in official statements and documents.

One aim of this paper is to point to the binary and uniform understanding of gender in equality policies in HE and examine where and how insights from queer theory can be meaningfully brought together with equality practices at universities. Taking Leiden University as an empirical example, how are equality policies designed? What does this

mean for the concept of gender? Where are (hetero)normative structures reproduced and how can they be disrupted? Queer theory in this analysis is not used to solve the question of inequality, nor as a new form of diversity management, but as a lens to reflect on the universities' equality policies.

With its concept 'Excellence through Diversity', Leiden University wants to break with an equality politics that focuses on target groups and minorities. This includes gender and LGBTIQ\* minorities. As Isabel Hoving explains, such politics reinforce and reproduce normative expectations that minorities have to live up to, and as such do not take into account the complexities of discrimination. So instead of relying on identity politics, Leiden University purposely focuses on supporting individuals in their particular, unique and complex position. Hereby, established normative expectations and pre-defined identity categories such as man and woman are questioned and not used as a basis for participation or inclusion (and exclusion). Instead of referring to diversity as different from the norm, diversity is approached as a form of excellence. Difference is understood not as deviance or opposition, but as a source for greater potential. The danger here lies in the instalment of excellence as a new norm, therewith reproducing inequalities and using diversity as a form of neoliberal exploitation (Thompson/Zablotsky 2016). As such, the meaning and definition of excellence requires continuous questioning. In their selection process, for example, Leiden University tries to diversify their selection procedures, trying to attract and welcome creativity, social involvement and students who think critically and from non-privileged positions. Since the university is an academic institution though, quality measures as well as access to education remain linked to certain standards and are difficult to constantly diversify. In addition, it should be taken into account that exclusion and inequality affect certain groups and that identity politics make visible how discriminatory mechanisms lead to unequal categorical positions.

In order to work on equality not only within the university but also with regard to access to HE, the university aims to reflect its own exclusionary mechanisms. As Isabel Hoving explains, the question that the university asked itself is: where is it excluding people? And where is it not addressing forms of discrimination? Asking this question and critically reflecting on its mechanisms of inclusion, exclusion and participation have been a first step in the disruption of normative structures. This does not mean that structures at the university have been de-normalized and de-hierarchized as a whole or that everybody is granted access to higher education, neither that identity categories no longer play a role. But the diversity office's intention is to focus on inclusion and tailor-made solutions for every individual creates room to reflect on the effects of equality policies' effects on gendered identities and is a powerful step towards disrupting (hetero)normative structures and the reproduction of fixed gender categories as well as towards making individuals' lived experiences a pivotal aspect of policy-making.

## 5 Comparative discussion of the German and Dutch examples

We started our exploration from the desideratum of a complex notion of gender within EU legislation and national law. Comparing the policies of HE institutions in Germany

and the Netherlands has shown two contrasting implementations of EU directives into national policies and highlighted their possibilities and constraints.

Due to distinct national legislation and administrative structures, equality policies are embedded differently in HE policies in Germany and the Netherlands. In the former, the appointment of equality officers is formally organised by state law, resulting in high levels of engagement and resources in generating equal opportunities between men and women. However, because legislation determines to a large extent the content of equality programmes at Germany's HE institutions, there seems to be limited room to incorporate a more diversified understanding of gender into the existing policies and practices. There are some initiatives that focus on the needs of LGBTIQ\*, but these have up to now not been transposed within formal structures. Usually they come from student and activist groups that act outside the legal framework and official policies. The recent establishment of the 'Queer Gender Equality Policies in Higher Education' initiative might change this, but it is still to be seen what its effects on the current policies are going to be.

In contrast to Germany, the Dutch equality policies at HE institutions are less strongly embedded in national law. As a result, the institutions' equality programmes differ gravely in their content, available resources and staff. Also, matters of gender equality are often discussed within a larger (legislative) framework of diversity and non-discrimination in general. As the case of Leiden, among initiatives at other Dutch universities, exemplifies, this leaves room for a different approach toward (gender) equality. Hence, in the Netherlands it is easier to integrate new ideas on gender, queer and difference into policies and practices because there is no official framework. Alterations are, however, not straightforward and strongly depend on the work of individual players. As our cases show, there is not one way or one solution, but in order to do justice to the complexity of multiple discriminations and gendered identities, a critical analysis of the current equality policies at HE institutions and the including and excluding mechanisms is necessary to combat heteronormative structures and ongoing discriminations. Insights from queer theory can be helpful as a basis to think different about gendered identities and how they are reflected in current equality policies. One strategy could be to not solely rely on identity politics but to focus on the (heteronormative) mechanisms behind excluding policies and practices and take that as an incentive for structural change.

## 6 Outlook

Bringing queer approaches together with HE gender equality policies and practices is not an easy task. Also, there is no all-encompassing solution how to integrate a more diversified understanding of gender identity into equality work. With this paper we argue for the development of strategies that take the complexities of gendered identities and discriminations into account. Gender diversity and non-discrimination work can benefit from a more precise ability to analyse the complex reasons for discrimination and the subsequently possible solutions. Players in the field should be keenly aware that non-discrimination policies focusing only on single dimensions of discrimination or on the individual risk are shifting responsibility on to that individual experiencing discrimina-

tion, while also confirming and reproducing fixed identities. Analysis of discriminatory practices as well as the underlying power relations should be reflected clearly in policy and practice. As a next step, we would like to see further and more in-depth research – using a queer lens – into European Higher Education itself.

## References

- Adamietz, Laura (2011). *Geschlecht als Erwartung. Das Geschlechtsdiskriminierungsverbot als Recht gegen Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845233222>
- Andresen, Sünne; Koreuber, Mechthild & Lüdke, Dorothea (eds.). (2009). *Gender und Diversity. Albtraum oder Traumapaar? Interdisziplinärer Dialog zur „Modernisierung“ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91387-2>
- Anthias, Floya (2011). Intersections and Translocations. New Paradigms for Thinking about Cultural Diversity and Social Identities. *European Educational Research Journal*, 10(2), 204–217. <https://doi.org/10.2304/eej.2011.10.2.204>
- Baer, Susanne & Elsun, Sara (2017). Feministische Rechtstheorien. Charakteristika und Leitfragen feministischer Rechtstheorie. In Eric Hilgendorf & Jan C. Joerden (eds.), *Handbuch Rechtsphilosophie* (pp. 270–277). Stuttgart: J. B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05309-1>
- Behrens, Christoph & Zittlau, Andrea (eds.). (2017). *Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)*. Rostock: Universität. [https://doi.org/10.18453/rosdok\\_id00000110](https://doi.org/10.18453/rosdok_id00000110)
- Bell, Mark (2012). Gender Identity and Sexual Orientation. Alternative Pathways in EU Equality Law [Antidiscrimination Law in Europe and North America]. *The American Journal of Comparative Law*, 60(1), 127–146. <http://dx.doi.org/10.5131/AJCL.2011.0017>
- Bell, Mark (2002). *Anti-Discrimination Law and the European Union*. Oxford: Oxford University Press. <http://dx.doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199244508.001.0001>
- Barry, Jim; Berg, Elisabeth & Chandler, John (2011). Movement and Coalition in Contention. Gender, Management and Academe in England and Sweden. *Gender, Work & Organization*, 19(1), 52–70. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1468-0432.2011.00578>
- Binner, Kristina; Kubicek, Bettina; Rozwandowicz, Anja & Weber, Lena (eds.). (2013). *Die unternehmerische Hochschule aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Zwischen Aufbruch und Beharrung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Blome, Eva; Erfmeier, Alexandra; Gülcher, Nina & Smykalla, Sandra (2013). *Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Von der Frauenförderung zum Diversity Management*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93157-9>
- Brim, Matt & Ghaziani, Amin (2016). Introduction: Queer Methods. *Women's Studies Quarterly*, 44(3), 14–27.
- Brockenbrough, Edward (2016). Queer of Color Critique. In Nelson M. Rodriguez, Wayne Martino, Jennifer C. Ingrey & Edward Brockenbrough (eds.), *Critical Concepts in Queer Studies and Education. Queer Studies and Education* (pp. 285–297). New York: Palgrave Macmillan. [https://doi.org/10.1057/978-1-137-55425-3\\_28](https://doi.org/10.1057/978-1-137-55425-3_28)
- BVerfG (2017). Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017 – 1 BvR 2019/16 – Rn. (1–69). Retrieved 16 July 2018 from [www.bverfg.de/e/rs20171010\\_1bvr201916.html](http://www.bverfg.de/e/rs20171010_1bvr201916.html).
- Charter of Fundamental Rights of the European Union (2000). Solemn Proclamation of the European Parliament, the Commission and the Council of 7 December 2000, OJ 2000 C346/1. Retrieved 16 July 2018 from [www.europarl.europa.eu/charter/pdf/text\\_en.pdf](http://www.europarl.europa.eu/charter/pdf/text_en.pdf).

- College voor de Rechten van de Mens (2017). *Bescherming transgender personen en mensen met een intersekse conditie explicieter door wijziging Algemene wet gelijke behandeling*. Retrieved 16 July 2018 from [www.mensenrechten.nl/toegelijk/bescherming-transgender-personen-en-mensen-met-een-intersekse-conditie-explicieter-door](http://www.mensenrechten.nl/toegelijk/bescherming-transgender-personen-en-mensen-met-een-intersekse-conditie-explicieter-door).
- Czock, Heidrun; Donges, Dominik & Heinzelmann, Susanne (2012). *Diskriminierungsfreie Hochschule. Mit Vielfalt Wissen schaffen* (Endbericht zum Projekt). Antidiskriminierungsstelle des Bundes: Berlin.
- Dietze, Gabriele; Haschemi, Elahe & Michaelis, Beatrice (2009). „Checks and Balances“. Zum Verhältnis von Queer Theory und Intersektionalität. In Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt & Kerstin Palm, *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (pp. 107–141). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Engel, Antke (2006). A queer strategy of equivocation. The destabilisation of normative heterosexuality and the rigid binary gender order. *Interalia; a journal of queer studies*, 1, 1–10.
- Engel, Antke (2013). Lust auf Komplexität. Gleichstellung, Antidiskriminierung und die Strategie des Queerversity. *Feministische Studien*, (1), 39–45. <https://doi.org/10.1515/fs-2013-0109>
- European Commission (2016). *She Figures 2015. Gender in research and innovation*. Luxembourg: Publications of the European Union.
- European Institute for Gender Equality, EIGE (2018). *Gender identity*. Retrieved 16 July 2018 from <http://eige.europa.eu/rdc/thesaurus/terms/1179>.
- European Union Agency for Fundamental Rights (FRA) (2014). *EU LGBT survey. European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey. Main results*. Luxembourg: Publications Office.
- Evans, Nancy. J. & Rankin, Sue (1998). Heterosexism and campus violence. Assessment and intervention strategies. In Allan Michael Hoffman, John H. Schuh & Robert H. Fenske (eds.), *Violence on Campus. Defining the problems, strategies for action* (pp. 169–86). Gaithersburg/MD: Aspen Publishing.
- Hochschulrektorenkonferenz (2018). Empfehlung. Gegen sexualisierte Diskriminierung und sexuelle Belästigung an Hochschulen. Retrieved 16 July 2018 from [https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-01-Beschluesse/HRK\\_MV\\_Empfehlung\\_sexBelaestigung\\_24042018.pdf](https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/02-01-Beschluesse/HRK_MV_Empfehlung_sexBelaestigung_24042018.pdf).
- Kantola, Johanna E. (2014). The paradoxical gendered consequences of the EU policy on multiple discrimination. The Nordic case. In Elaine Weiner & Heather MacRae (eds.), *The persistent invisibility of gender in EU policy* (pp. 1–19). *European Integration online Papers (EIoP), Special issue 1*(18), Article 7. <http://dx.doi.org/10.1695/2014007>
- Klein, Uta (2016). Gender Equality and Diversity Politics in Higher Education. Conflicts, Challenges and Requirements for Collaboration. *Women's Studies International Forum*, 54, 147–156. <http://dx.doi.org/10.1016/j.wsif.2015.06.017>
- Klein, Uta & Heitzmann, Daniela (eds). (2012). *Hochschule und Diversity. Theoretische Zugänge und empirische Bestandsaufnahme*. Weinheim: Juventa Beltz.
- Klein, Uta & Rebitzer, Fabian A. (2012). Diskriminierungserfahrungen von Studierenden. Ergebnisse einer Erhebung. In Uta Klein & Daniela Heitzmann (eds.), *Diversity konkret gemacht. Wege zur Gestaltung von Vielfalt an Hochschulen* (pp. 118–136). Weinheim: Juventa Beltz.
- Kocher, Eva & Porsche, Stefanie (2015). *Sexuelle Belästigung im Hochschulkontext. Schutzlücken und Empfehlungen* (Expertise). Berlin: Antidiskriminierungsstelle des Bundes.
- Löther, Andrea & Riegraf, Birgit (eds.). (2017). *Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. Veränderte Governance und Geschlechterarrangements in der Wissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

- Moraga, Cherríe & Anzaldúa, Gloria (eds.). (1981). *This Bridge Called My Back: Writings by Radical Women of Color*. Watertown/Massachusetts: Persephone Press.
- Mulder, Jule (2017). *EU Non-Discrimination Law in the Courts. Approaches to Sex and Sexualities Discrimination in EU Law*. Oxford: Hart Publishing.
- Plasterk, Ronald (2016). *Verkenning expliciteren verbod van discriminering op grond van genderidentiteit en genderexpressie*. Retrieved 30 January 2018 from [www.rijksoverheid.nl/documenten/kamerstukken/2016/06/24/kamerbrief-over-verkenning-opname-transgenders-in-algemene-wet-gelijke-behandeling-awgb](http://www.rijksoverheid.nl/documenten/kamerstukken/2016/06/24/kamerbrief-over-verkenning-opname-transgenders-in-algemene-wet-gelijke-behandeling-awgb).
- Riegraf, Birgit & Plöger, Lydia (eds.). (2009). *Gefühlte Nähe – Faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Squires, Judith (2013). Equality and Universalism. In Georgina Waylen, Karen Celis, Johanna Kantola & S. Laurel Weldon (eds.), *The Oxford Handbook of Gender and Politics* (pp. 731–755). Oxford: Oxford University Press. <http://dx.doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199751457.013.0029>
- Telegraaf (2017). *Discriminatie transgenders bij wet verbieden*. 15 January 2017. Retrieved 30 January 2018 from <https://www.telegraaf.nl/nieuws/1312394/discriminatie-transgenders-bij-wet-verbieden>.
- Thompson, Vanessa E. & Vorbrugg, Alexander (2018). Rassismuskritik an der Hochschule. Mit oder trotz Diversity-Policies? In Mike Laufenberg, Martina Erlemann, Maria Norkus & Grit Petschick (eds.), *Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft* (pp. 79–99). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-11631-6>
- Thompson, Vanessa E. & Zablotsky, Veronika (2016). Rethinking Diversity in Academic Institutions. *Wagadu: A Journal of Transnational Women's and Gender Studies*, 16, 77–95.
- Timmer, Tanya; Willemsen, Tineke & Tijdens, Kea (2010). Gender diversity policies in universities. A multi-perspective framework of policy measures. *Higher Education*, 59(6), 719–735. <http://dx.doi.org/10.1007/s10734-009-9276-z>
- Verloo, Mieke (2006). Multiple Inequalities, Intersectionality and the European Union. *European Journal of Women's Studies*, 13(3), 211–228. <https://doi.org/10.1177/1350506806065753>

## Author's details

*Lisa Mense*, Dr., Deputy Coordinator of Women's and Gender Research Network NRW, University of Duisburg-Essen. Research focus: gender equality policies in higher education, gender and diversity in university teaching, gender studies, queer theory.

Contact: University of Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

Email: [lisa.mense@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:lisa.mense@netzwerk-fgf.nrw.de)

*Stephanie Sera*, M. A., Research Associate at the Gender Equality Office, University of Duisburg-Essen. Research focus: gender and gender studies in higher education, family-friendly university, theory and history of science.

Contact: University of Duisburg-Essen, Universitätsstraße 9, 45117 Essen

Email: [stephanie.sera@uni-due.de](mailto:stephanie.sera@uni-due.de)

*Sarah Vader*, Dr., Research Associate at the Gender Equality Office, Rhine-Waal University of Applied Sciences, Kleve. Research focus: gender in organisations; gender, diversity and care.

Contact: Rhine-Waal University of Applied Sciences, Marie-Curie-Straße 1, 47533 Kleve

Email: [sarah.vader@hochschule-rhein-waal.de](mailto:sarah.vader@hochschule-rhein-waal.de)

Melanie Haller

## Implizites Geschlecht – Kleidergrößen in zeitgenössischer Kindermode

### Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt anhand von Größenmaßtabellen für Kindermode, auf welche Weise eine Geschlechterdifferenz in Kleidergrößen impliziert wird. Mit der Einbettung in die Modegeschichte von Kinderkleidung und die Entstehung von Konfektionsgrößen wird über die Methode einer praxistheoretischen Analyse gezeigt, wie zeitgenössische Kinderkleidung auf ein dichotomes Geschlechterkonzept limitiert wird, das dazu beiträgt, Geschlechterstereotypen zu verfestigen.

### Schlüsselwörter

Körper, Kind, Mode, Kinderkleidung, Konfektionsgrößen, Genderstereotype, Größenmaßtabellen

### Summary

Implicit gender – sizes in contemporary children's fashion

Drawing on size guides for children's clothing, the article shows how gender differences are implied in clothing sizes. A practice theoretical analysis, embedded in the history of children's fashion and the emergence of clothing sizes, shows how contemporary children's clothing is limited to a dichotomous concept of gender representation which reinforces gender stereotypes.

### Keywords

body, children's fashion, children's clothes, clothing sizes, gender stereotype, size guide

## 1 Einleitung

Die Entstehung einer eigens für Kinder produzierten Kleidung und Mode wurde erst durch die ‚Entdeckung‘ von Kindheit im 18. Jahrhundert, durch Philosophen und Pädagogen wie Jean-Jacques Rousseau, möglich (Cook 2011: 8). Im Kontext einer jahrhundertealten Modegeschichte ist eine spezifische Kleidung für Kinder historisch also ein noch relativ junges Phänomen. Diese Historie ist durchzogen von verschiedenen Konzepten von Kinderkleidung, in welchen Geschlechterstereotypen unterschiedlich Raum gegeben wird. Die vor allem historischen Forschungen zu Kinderkleidung sind sich jedoch darin einig, dass Kindheit als soziale Konstruktion und nicht als soziale Tatsache zu verstehen ist (Bergemann/Paetz-Schieck 2015a; Gril-Mariotte 2015; Paoletti 2012; Cook 2011; Callahan 2010; Higonnet/Albinson 1997; Weber-Kellermann 1985) und sich dies anhand von Kinderkleidung nachvollziehen lässt. Kinderkleidung zeigt sich demnach als Spiegel verschiedener historischer und soziokultureller Konstruktionen von Kindheit, die kein einheitliches Verständnis von Geschlecht einschließen.

Trotz dieser reflexiven und kritischen Forschungen ist der Blick auf Kindermode aus einer genderkritischen Perspektive bislang nur wenig erforscht (Paoletti 2012), wie Cook hervorhebt: „Fashion Studies, Joanne Entwistle notes, are obsessed with gender. We might extend this observation to children and children's fashion.“ (Cook 2011: 15) Eine solch genderkritische Perspektive auf Kindermode lohnt sich vor al-

lem aus der Perspektive des engen Zusammenhangs von Mode und Körpern, da sie über eine Frage von Repräsentation hinausgeht, wie sie von der Kunst- und der Modengeschichte bereits elaboriert erforscht ist. Die Modewissenschaft hat mit den Forschungen von Joanne Entwistle (2000: 40) Körper für sich entdeckt, ohne genau zu analysieren, auf welche Weise Körper in Kleidung kommen und wie eine Materialität von Kleidung wiederum Körperideale und Körpernormen produziert (Haller 2015). Dieser Ansatz lässt sich mit der Perspektive der Körpersoziologie verbinden, welche die Prozesse einer sozialen Konstruktion von Körpern erforscht und reflektiert (Gugutzer 2006; Haller 2016).

Im Beitrag wird eine solche Verwobenheit von Mode-, Körper- und Gendertheorie am Beispiel zeitgenössischer Kindermode kritisch betrachtet. An Kindermode wird aufgezeigt, wie in der Materialität von Mode ein dichotomes Geschlechterkonzept bereits in einer Konzeption von Kleidergrößen implementiert wird und so gegenderte Körperideale produziert werden.

Im Folgenden soll zunächst ein kurzer Überblick über den Forschungsstand zu Kinderkleidung aufzeigen, wie differenziert in der Modegeschichte Kleidung für Kinder untersucht wird und welche Rolle eine Konzeption von Geschlecht spielt. Daran anschließend wird die Methode und Methodologie dieses Beitrags reflektiert, um dann einen Überblick über die Geschichte der Entstehung von Konfektionsgrößen zu geben, der das Verhältnis von Körpermaßen und Konfektionsgrößen historisch einbettet. Danach soll anhand zeitgenössischer Größentabellen von Kinderkleidungskonfektionären aufgezeigt werden, auf welche Weise Geschlechterstereotype in Größentabellen impliziert sind. In einem Ausblick wird die Relevanz von Geschlechterstereotypen in Größentabellen in ihrem Zusammenhang zu Körpernormen und deren Einfluss auf eine Praxis von Vergeschlechtlichung diskutiert.

## 2 Kindermode in der Forschung

An der Geschichte von Kindermode und Kinderkleidung lässt sich die wechselhafte Konstruktion einer Vorstellung von Kindern, Kindheit und Kinderkörpern ablesen. Vom kleinen Erwachsenen zum romantisierten, unschuldigen und a-sexuellen Ideal, über ein vom Bewegungsdrang dominiertes Konzept bis hin zur zeitgenössischen Limitierung durch Geschlechterstereotype erzählt die Geschichte der Kinderkleidung vor allem den gesellschaftlich normierten Blick auf Kindheit.

In der wissenschaftlichen Forschung zu Kinderbekleidung besteht ein Konsens darüber, dass Kleidung für Kinder bis Ende des 18. Jahrhunderts diese zu „kleinen Erwachsenen“ (Weber-Kellermann 1985: 8; Jornitz 2015: 140; Cook 2011: 9) machte, was im Sinne einer Repräsentation des Elternhauses gelesen wird. Diese historischen Arbeiten legen den Schwerpunkt auf eine Repräsentation von Kinderkleidung. Wie Cook (2011: 7) kritisch betont, reflektieren diese AutorInnen nicht ihre Konzeption von Kindheit und Kindern. Die durchgängig kritische Redeweise von kleinen Erwachsenen steht aus Cooks Perspektive in einem direkten Zusammenhang mit einer ideologisch romantischen Vorstellung von Kindheit, die erst mit der Moderne Einzug gehalten hat:

„The image of the naturally innocent child body – what one might term the Romantic Child – simply did not exist before the modern era. This historical fact has been forgotten partly because the Romantic Child has gradually permeated popular consciousness over more than two centuries.“ (Higonnet/Albinson 1997: 122)

Diese idealistische Sicht auf eine ‚Befreiung‘ des Kinderkörpers von gesellschaftlichen Zwängen spiegelt sich besonders auch in den Diskursen zur Reformkleidung (Adamek 1983) wider, also zu der Zeit, in der mit dem Einzug eines Konzeptes von Kindheit auch eine Vorstellung von eigener bewegungsfreundlicher Kinderkleidung verbunden war.<sup>1</sup> Wie nicht nur einzelne Arbeiten in der Modegeschichte anschaulich zeigen (Weber-Kellermann 1985; Cook 2004, 2011; Higonnet/Albinson 1997; Bergemann/Paetz-Schieck 2015a), sondern auch Forschungen zu Textildrucken (Gril-Mariotte 2015) belegen können, setzt historisch ein Wandel in der Bekleidung für Kinder ein, die mit der Entdeckung von Kindheit als eigener Lebensphase auch eine solche gleichzeitige Idealisierung von Kindheit vollzieht. Ab diesem Zeitpunkt, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt, lässt sich erst von einer eigens für Kinder produzierten Kinderkleidung sprechen.

Interessanterweise wird in den Forschungen zu Kinderkleidung betont, dass ab dieser Zeit zunächst keine oder nur wenig Differenzierung zwischen Jungen- und Mädchenkleidung zu finden ist. Im Gegenteil werden beispielweise Hosen zu längeren Tuniken auch für Mädchen akzeptiert: „Despite earlier controversy about females wearing pants, rompers were accepted without debate as playwear for toddler girls, becoming the first unisex pants outfits.“ (Callahan 2010: 147)

Diese Konzeption einer für beide Geschlechter genderneutralen bzw. Unisex-Kleidung konstatiert Weber-Kellermann auch für das Ende der 1970er-Jahre:

„In einer von Kleiderzwängen befreiten Körperlichkeit lernen Kinder sich selber früher kennen und darüber bestimmen, wie sie aussehen möchten. Die Leitbilder sind mit Jeans, T-Shirt und Pullovern viel einfacher als in früheren Zeiten und überspielen die Grenzen zwischen den sozialen Schichten. Aber andererseits erlauben sie wiederum so viel spielerische Freiheit, daß jedes Kind auch als Individuum auf seine Kosten kommen kann.“ (Weber-Kellermann 1985: 276)

Paoletti problematisiert diese Konzeption einer Unisex-Kleidung, da diese ausschließlich die Übernahme von männlichen Kleidungsstücken für Mädchen umfasste und in Katalogen als „boy to girl size conversion“ (Paoletti 2012: 109) markiert wurde.

Kinderkleidung repräsentiert in diesen Untersuchungen also vor allem den gesellschaftlich normativen Blick auf Kindheit, wie Cook pointiert herausstellt: „It is not the dress that makes the child, but rather the (stated or unstated) view of childhood that makes the meaning of the dress.“ (Cook 2011: 15)

Zu zeitgenössischer Kinderkleidung lässt sich entgegen den ausdifferenzierten historischen Arbeiten nur wenig wissenschaftliche Literatur finden.<sup>2</sup> Eine der wenigen

1 Wie Adamek anschaulich in ihrer Arbeit zeigen kann, sind dies kaum mehr als ideologische Diskurse in der Reformbewegung, da etwa das Kinderkorsett zwar modernisiert, aber keineswegs abgeschafft wurde (Adamek 1983: 211f.).

2 Dass die Forschungen zu Kinderkleidung bisher noch eher vereinzelt sind, belegt auch die Tatsache, dass die erste internationale Konferenz zu Kinderkleidung im 20. Jahrhundert im Jahr 2008 am Foundling Museum in London stattfand unter dem Titel: Clothing Childhood, Fashioning Society: Children's Clothing in Britain in the Twentieth Century, organisiert von Dr. Kaori O'Conner (University College London).

Arbeiten ist die Überblicksarbeit von Paoletti aus dem Jahr 2012, die dafür auch die Geschichte der Genderzuschreibungen aufarbeitet. Sie problematisiert wie Cook vor allem die Entdeckung von Kindern als KonsumentInnen und damit als wachsende ökonomische Ressource (Cook 2004; Paoletti 2012: 5ff.). Dieses zunehmende Interesse an Kindern zeigt sich auch in der Bekleidungsindustrie, die vermehrt Labels und DesignereInnenmarken für Kinder (Koppenwallner 2008; Bou 2012) lanciert. Paoletti betont: „Central to understand children’s commercial culture is the notion of the ‚symbolic child,‘ which is neither real nor ideal but a constructed image of ‚the baby,‘ ‚the toddler,‘ ‚the boy,‘ and ‚the girl““ (Paoletti 2012: 7). Im Folgenden wird es um diese auf einem dichotomen Konstrukt von Geschlechtern basierende Produktion eines „symbolic child“ (Paoletti 2012: 7) gehen, die in der zeitgenössischen Kindermode bereits in Größentabellen implizit repräsentiert wird. Auf welche Weise diese Repräsentation vollzogen wird, soll aus der methodischen Sichtweise der Praxistheorie veranschaulicht werden, die im Folgenden skizziert wird.

### 3 Methode

Der methodische Ansatz dieses Beitrags verortet sich in einer praxeologischen Kultursoziologie, d. h., die Methodik wird aus der Praxeologie Pierre Bourdieus (Bourdieu/Wacquant 1996) entwickelt. Die Praxistheorie versteht das Soziale als von Menschen gemachten, gestalteten Raum und somit als sozial konstruiertes Feld, das durchdrungen ist von einer Verflechtung von Strukturen und Handlungen, von Individuen und Gesellschaft. Ihr Anliegen ist es, nicht nur die Methode im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand zu reflektieren, sondern auch die Methode der Forschenden selbst, um „zugleich auch die des Beobachters, soziologisch zu objektivieren“ (Schmidt 2006: 315f.). Diese Position dient einer „theoriekritische[n] Pointe praxeologischer Soziologie, [...] auf die intellektuellen Praktiken, auf deren implizite soziale Voraussetzungen“ (Schmidt 2006: 315). In dieser Verschiebung auf Praktiken gewinnt die Empirie an Relevanz für die Theoriebildung und beide stehen in einem engen, nicht hierarchischen Wechselverhältnis zueinander (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008). Dies beinhaltet vor allem, die über Praktiken produzierten Wissensordnungen innerhalb der Praxisfelder offenzulegen. Wissensordnungen sind in und mit Praktiken und Diskursen verwoben, deren Aufdeckung ist eine zentrale Aufgabe einer praxistheoretischen Analyse: „Für die Praxistheorie ist zum erklärenden Verstehen von Praktiken hingegen eine Rekonstruktion der Wissensordnungen notwendig, die als mental verankerte, von körperlichen Akteuren ‚inkorporierte‘ kulturelle Schemata beschrieben werden.“ (Reckwitz 2006: 589)

Diese Konzentration auf Praktiken und Praxis verweist gleichzeitig auf die Dimension einer Materialität von Wissensordnungen, d. h. deren Verankerungen in Dingen und Artefakten. Die in diesem Beitrag eingenommene methodische Perspektive auf Kindermode als Kleidungsmode legt ihren Fokus auf diese explorierende Materialität des Artefakts Kleidung und verbindet somit die Materialität von Kindermode mit theoretischen Diskursen und der kulturellen Konstruktion von Geschlecht. Sprachliche, Geschlecht konstruierende Diskurse hängen also explizit mit der durch Praktiken produzierten Ma-

terialität von Kindermode zusammen und „können als Bestandteile der gleichen Konfiguration“ (Reckwitz 2008: 202) bzw. Wissensordnung gelten.

Aus Sicht dieser Methodologie werden im Vollzug von Praktiken Wissensordnungen produziert: So sind die auf Websites zur Verfügung gestellten Größentabellen für Kinder eine Praktik, die Kinderkörper in eine spezifisch gegenderte Wissensordnung einteilt. Anhand einer komparatistischen Vorgehensweise lassen sich die Differenzen in der Bildung dieser gegenderten Wissensordnung von Größentabellen rekonstruieren, indem sich anhand der einzelnen Tabellen die Praktiken der Einführung von Geschlechterdifferenz aufzeigen lassen. Das Artefakt Kinderkleidung wird über Zahlen als Maßeinheiten erfasst und in dieser Darstellung in einen normativen Diskurs um Zweigeschlechtlichkeit eingepasst. Diskurse um Zweigeschlechtlichkeit werden in Größentabellen in Zahlen repräsentiert, die in ihrer Darstellungsform als scheinbar objektiv vermessene Daten als mittelbare Konstruktion von Kinderkörpern beschreibbar sind. Um diesen Konstruktionsprozess nachvollziehbar zu machen, soll im Folgenden die Entstehung von Konfektionsgrößen historisch hergeleitet werden, um dann näher auf die zeitgenössische Praxis einzugehen.

## 4 Das Maß der Konfektion

Die Entstehung von Konfektionsgrößen in der Bekleidungsindustrie zu erfassen, stellt sich als eine Herausforderung dar. Wie Daniela Döring in ihrer umfassenden Arbeit nachweisen kann, ist eine Entstehungsgeschichte der Konfektionsgrößen bisher nur wenig untersucht und dokumentiert (Döring 2011: 147). Sie selbst verweist daher auf die Notwendigkeit, nur „markante Ausschnitte“ (Döring 2011: 148) aufzeigen zu können. Die Entstehung von Konfektionsgrößen ist historisch mit der Entstehung von Konfektionstextilien (Kraft 2001: 51) verbunden. Konfektionsgrößen sind eine Proportionierung und Vereinheitlichung von Körpermaßen für die Schnittkonstruktion und damit die Grundlage einer textilen Massenproduktion. Auf diese Weise wurde es möglich, Kleidung zu einer schnell produzierten Ware werden zu lassen, die für große Bevölkerungsgruppen finanziell erschwinglich war. Diese Vereinheitlichung in Konfektionsgrößen entwickelte sich historisch zunächst nur langsam. Daneben standen vielfältige Weisen, menschliche Körper in ihren Proportionen zu vermessen. Diese unterschiedlichen Vermessungssysteme führten zunächst auch zu verschiedenen Größensystemen. Wie Daniela Döring nachweisen kann, sind diese von vorneherein kulturell aufgeladen und als ein „stetes Ringen mit und gegen die Klischees kultureller und geschlechtlicher Zuschreibungen“ (Döring 2011: 203) zu verstehen.

Erst im Zuge der bürgerlichen Moderne, mit der Entstehung einer Konfektionsindustrie, gab es immer wieder Bestrebungen, diese Größensysteme zu vereinheitlichen. Aus einer globalen Perspektive lässt sich trotz dieser Bestrebungen bis heute nicht von einem einheitlichen Größensystem sprechen, sondern allenfalls von nationalen Konfektionsgrößen, die eine große Varianz zwischen den Normgrößen einzelner HerstellerInnen und somit auch in den von ihnen transportierten Körpermaßen aufweisen (Gribbin 2014). Der Entstehung von Konfektionsgrößen geht historisch das Vermessen des menschlichen Körpers voraus. Diese Praxis hat ihren Ursprung im Schneiderhand-

werk und lässt sich in mannigfaltigen Lehrbüchern zu „Zuschnitt, Maßnehmen und Nähen“ (Döring 2011: 149) nachweisen. Die Entstehung von Konfektionsgrößen zeichnet eine ähnlich historische Vielfalt wie die Vermessung von Körpern, sodass entsprechend „nahezu jedes Geschäft ein eigenes Größensystem entwickelte.“ (Döring/Draude 2012: 69) Die Konfektionsgrößen haben ihren Ursprung in der Produktion von Uniformen, für die erstmalig einheitliche Größen entworfen wurden, um Heere einzukleiden (Kraft 2001: 52; Döring/Draude 2012: 61). Insofern ist es nicht überraschend, dass der männliche Körper „wissenstheoretisches Fundament der Konfektionsgröße“ (Döring/Draude 2012: 73) war und die ersten Schnittbücher bis Mitte des 19. Jahrhunderts auch für die Damenkleidung galten. Ein weiteres Beispiel für die Vielfalt von Größen in der Damenkonfektion stellt die Differenzierung zwischen Altersklassen zu Beginn des 20. Jahrhunderts dar, welche noch metaphorisch zwischen „Putte, Backfisch, Maid und Dame“ (Mentges 1993: 89) unterschied.

Die komplexe Übersetzung des dreidimensionalen, menschlichen Körpers in Streckenmaße wurde historisch mit sehr unterschiedlichen Techniken und Gerätschaften, bzw. Artefakten durchgeführt:

„Ende des 19. Jahrhunderts entsteht zunächst eine unüberschaubare Vielzahl von Maß- und Zuschnittssystemen. Mit diesen will sich das Schneiderhandwerk professionalisieren, treibt dabei aber paradoxerweise gerade die Weiterentwicklung der Konfektion voran.“ (Döring/Draude 2012: 64)

Erst die Erfindung des einheitlichen Maßbandes im Jahr 1815 machte es möglich, einen Menschen exakt zu vermessen und vor allem aufgrund der metrischen Maße vereinheitlichend zu vergleichen (Döring/Draude 2012: 64; Sprenger 2009: 108; Gaugele 2014). Während das Schneiderhandwerk Körper noch immer manuell mit dem Maßband vermisst, haben sich in der Bekleidungsindustrie digitale Technologien etabliert. Im internationalen Kontext vermessen inzwischen 3-D-Bodyscanner (Body Surface Scanner) menschliche Körper sehr viel detaillierter, als es ein Maßband je könnte (Gaugele 2014: 124; Seidl/Trieb/Wirsching 2008a,b,c).

Aus der Vermessung menschlicher Körper wurden dann an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erste Konfektionsgrößen entwickelt, die jedoch weder national noch international einheitlich waren. Es wurden „zahlreiche, sehr unterschiedliche Systeme entwickelt, um den Körper zu vermessen und dabei für die Kleiderproduktion möglichst genaue, normierte Maße zu erzeugen“ (Döring/Draude 2012: 61). Die für die industrielle Umsetzung notwendige Vereinheitlichung menschlicher Körper in Konfektionsgrößen wurde über „geometrische Prinzipien“ als einem „postulierten Idealkörper“ vollzogen (Kraft 2001: 51), die „Ideal und Norm“ (Döring/Draude 2012: 62) miteinander verband. Diese normierende Vereinheitlichung von vermessenen Körpern bildet sich auch in großen Differenzen bei internationalen Reihenmessungen (Gaugele 2014: 124) ab, die sich wiederum in international differenten Konfektionsgrößen widerspiegeln. Diese digital vollzogenen Reihenmessungen werden von großen Textilunternehmen finanziert und die erhobenen Daten auch nur diesen zur Verfügung gestellt. Es ist nicht transparent, welche Firmen diese Reihenmessungen finanzieren (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a,b,c).

Diese kurze Skizze einer Vermessung von Körpern macht deutlich, dass die den Konfektionsgrößen zugrunde liegenden Daten keineswegs auf ‚objektiv faktischen‘ Daten beruhen, sondern vor allem an Idealmaßen, Proportionen und Körperkonzepten

ausgerichtet sind. Trotz der großen Differenzen zu Beginn der Einführung von Konfektionsgrößen führten diese langfristig zu einer Systematisierung und Standardisierung von Maßen und Körperkonzepten:

„Anhand der Entstehung der Konfektionsgrößen lässt sich zuvor eine weitere, dem vorausgehende Zäsur beschreiben: der Wandel der Wissensordnungen von der Vermessung zur Berechnung. So vollzieht sich im 19. Jahrhundert ein komplexer Übergang von proportionalen, relativen Bestimmungsversuchen hin zur statistisch-arithmetischen Erfassung des Körpers.“ (Döring/Draude 2012: 62)

Diese statistisch-arithmetische Erfassung von Körpern wurde auch in den mit digitalen Body Scannern durchgeführten Reihemessungen in den Jahren 2000 bis 2008 durchgeführt: beginnend mit *SizeUK* im Jahr 2000, Schweden in 2004, Frankreich 2005, China und Spanien 2007 und Deutschland im Jahr 2007/2008 (Seidl/Trieb/Wirsching 2008b: 397). Finanziert wurde die Reihemessung in Deutschland von 90 Bekleidungsfirmen und 5 Automobilherstellern. Vermessen wurden gut 12.000 Personen im Alter von 6 bis über 65 Jahren. Ihr Ziel war eine umfassende Erfassung von Körpermaßen für die Bekleidungs- und Automobilindustrie. Um daraus jedoch Konfektionsgrößen abzuleiten, die für die Schnittkonstruktion notwendig sind, müssen diese Daten wiederum standardisiert werden. Dies geschieht darüber, dass die Größentabellen auf der „Basis der bestehenden Größensysteme“ (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 392) erstellt werden. Im Übertrag von Körpermaßen und Größentabellen werden also Maßgruppen zusammengefasst und einer Größe zugeordnet. Die Konfektionsgrößen sollen auf diese Weise möglichst alle Körpermaße abbilden, sodass idealtypisch für jede Körperform eine Konfektionsgröße vorhanden ist. Dieser Art der Standardisierung liegt ein „genuin normalistisches Dispositiv“ (Link 2005: 51) zugrunde, da die Staffelung durch die Proportionslehre von einer Idealverteilung des Körpers ausgeht. Diese Idealverteilung des Körpers findet sich in Maßtabellen in den sogenannten Normgrößen: „Der ‚normale Körper‘ bildet die wissenschaftstheoretische Voraussetzung für die Entstehung von Konfektionsgrößen. [...] Die entstehenden Normalgrößen sind stark mit ästhetisch-normativen Setzungen verwoben.“ (Döring 2011: 167)

Diese Idealverteilung wurde zunächst für Männer, später auch für Frauen entwickelt (Döring 2011). Ihr liegt eine Differenz zwischen Geschlechtern zugrunde und damit auch unterschiedlich ideale Körperproportionen. In welcher Weise sich diese Prinzipien einer Differenz zwischen Frauen- und Männerkörpern auch in der Konstruktion von Kindergrößen widerspiegelt, soll im Folgenden ausgeführt werden.

## 5 Zeitgenössische Kindermode: Größentabellen ‚lesen‘

Die zunächst offensichtlichen Gendertypisierungen in zeitgenössischer Kindermode zeigen sich über Farbzuzuweisungen und Aufdrucke, auf welche in der Literatur zu Kinderkleidung und Kindermode an vielen Stellen verwiesen wird (Giudice 2012, 2017; Paoletti 2012; Bergemann/Paetz-Schieck 2015b: 7; Callahan 2010: 148). Die ersten nach Geschlecht differenzierenden Motive lassen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts finden (Callahan 2010: 147). Die Debatte um eine symptomatische ‚Pinkifizierung‘ und Begrenzung von Geschlechterrollen in Slogan-Shirts von Astronaut/Chef bis Prinzessin/

Zicke in der Kindermode hat längst den öffentlichen Diskurs erreicht. So diskutieren der Verein Pinkstinks<sup>3</sup> und sehr anschaulich auch die englische Website Let clothes be clothes<sup>4</sup> diese Limitierung aktiv im Netz. Wie der historische Blick aber auch hier belegt, ist eine Farbverteilung nach Geschlecht keineswegs tradiert: „[A]s illustrated by this 1916 statement from the trade publication *Infants' and Children's Wear Review*: ‘[T]he generally accepted rule is pink for the boy and blue for the girl’.“ (Callahan 2010: 148)

Doch nicht allein zeitgenössische Farbuweisungen und Aufdrucke produzieren Vorstellungen von Geschlecht, sondern viel weitreichendere Elemente von Gendernormen lassen sich in der Materialität von Kleidung ausmachen. Ein grundlegendes Beispiel sind Größenmaßtabellen von TextilproduzentInnen, welche die Firmen auch auf ihren Websites für KundInnen zur Verfügung stellen. Die These, dass in der Repräsentation von Größentabellen für Kindermode eine geschlechterstereotype Vorstellung von Kinderkörpern produziert wird, ist die Grundlage für den folgenden Abschnitt. Die Geschlechterstereotypen basieren auf der Vorstellung von idealproportionierten Geschlechtertypen, so wie sie sich historisch im Bild der Sanduhr-Silhouette für Frauen und des auf den Kopf gestellten Dreiecks für Männer als Idealtypus abbilden.

Grundsätzlich ist es so, dass auf Internetseiten von AnbieterInnen bei jedem angebotenen Kleidungsstück hinsichtlich der Auswahl der Größen mit einem Link auf die Maßtabelle verwiesen wird, indem dort ‚Größentabelle‘ oder ‚Größenberater‘ steht. Bei diesen Größentabellen wird anhand von Zeichnungen oder Fotos von Kinderkörpern aufgezeigt, an welcher Stelle vom Körper welche Maße genommen werden. Das Maßnehmen lässt sich hier als Implikation einer Passform interpretieren, indem numerische Maße in einer Tabelle als statistisch verlässliche Quelle auftreten. Auf den Websites wird nicht darauf verwiesen, dass diese Maßtabellen die Grundlage für die angebotenen Kleidungsstücke sind und nicht objektive Maße von Kinderkörpern. Die Implikation mit dem Verweis auf das Nachmessen ordnet Kinderkörper vielmehr in die Wissensordnung um normative Konfektionsgrößen ein. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass Körpermaße für Konfektionsgrößen standardisiert werden, um in der Schnittkonstruktion konkret mit diesen standardisierten Werten Schnitte zu konstruieren. Größentabellen geben also keineswegs reale Maße von Körpern wieder, sondern sind die Übersetzung von gemessenen Werten in ein Proportionalsystem, das der Schnittkonstruktion als Grundlage dient. Diese Systeme der Schnittkonstruktion gehen davon aus, dass bei einem bestimmten Taillenwert Brust und Hüfte proportional berechnet werden können – sie also einer idealtypischen Norm des menschlichen Körpers entsprechen.<sup>5</sup>

Diese Norm lässt sich bereits anhand der Systematik von Kindergrößentabellen erklären: In der Konfektionskleidung für Kinder, die bei den Größentabellen zwischen Mädchen und Jungen unterscheiden, werden Maße für Körperhöhe sowie Brust-, Taillen- und Hüftumfang angegeben. Die Körperhöhe entspricht der Konfektionsgröße bei Kindern, die im Abstand von 6 cm gradiert werden und im Gegensatz zur ‚Damen‘- und ‚Herrenkonfektion‘ keine Geschlechterdifferenz aufweist. Die Konfektionsgrößenangaben von Größe 50, 62, 68 etc. implizieren also zunächst gleiche Körper bei allen

3 <https://pinkstinks.de> (Zugriff am 23. Oktober 2017).

4 <https://letclothesbeclothes.uk> (Zugriff am 23. Oktober 2017).

5 Die Schnittkonstruktion nimmt entsprechend nachdrücklich Bezug auf das aus der Kunst stammende Ideal des Goldenen Schnitts.

Kindern, da nur die Körperlänge als Größenangabe zählt. Auf diese Weise beginnen die meisten Größentabellen bei Größe 50 und gehen bis 182, immer im Abstand von 6 cm. Die Aufteilung des Körpers in Brust-, Taillen- und Hüftumfang ist jedoch eine direkte Übertragung des Proportionsmodells für Erwachsene. Einige Anbieter differenzieren zusätzlich, indem bei Mädchen in der Tabelle Taillenumfang, bei Jungen aber Bundumfang angegeben wird. Hier gibt es einen direkten Bezug zu den Maßen der Bekleidung für Erwachsene, wo diese geschlechterdifferente Bezeichnungen üblich sind.

Ein Vergleich von Körpermaßtabellen mit einer weiteren Sammlung von Körpermaßen in Bezug zu Kinderkörpern zeigt das komplexe Werk „Childdata“, das im Hinblick auf Sicherheitsaspekte von Designprodukten für Kinder als Metastudie angelegt ist (Norris/Wilson 1995). Hier werden z. B. allein am Oberkörper fünf Werte gemessen (Norris/Wilson 1995: 11ff.), da der Fokus nicht auf einem proportionalen Körperideal, sondern auf den Sicherheitsaspekten in der Entwicklung und dem Design kindgerechter Produkte liegt. Dementsprechend sind hier die Daten wesentlich ausdifferenzierter und im Gegensatz zu den Konfektionsgrößen so vielfältig wie möglich.

Anhand von Maßtabellen zeitgenössischer HerstellerInnen von Kinderkleidung lassen sich sehr genau detaillierte Normvorstellungen von Geschlecht ausmachen. Für die vorliegende Untersuchung wurden neun AnbieterInnen<sup>6</sup> in den Blick genommen, die sowohl deutschlandweit in vielen Städten vertreten sind als auch im Internet ihre Produkte anbieten. Ausgewählt wurden führende nationale Unternehmen im Textileinzelhandel, die in der Statistik für führende Unternehmen im Textileinzelhandel und bei den umsatzstärksten Onlineshops in den letzten beiden Jahren gelistet sind (Statista 2017, 2018). Diese Firmen bieten ausschließlich oder zusätzlich Kinderkleidung in ihrer Produktpalette an. Zunächst zeigt sich, dass bei allen neun ausgewählten AnbieterInnen in den Größentabellen bei Babykleidung von Gr. 50 bis 92 keine Geschlechterdifferenz vorliegt. Keine der Firmen differenziert in Bezug auf die Größen der Babybekleidung zwischen den Geschlechtern, wenn auch bei der Auswahl bzw. dem Design der Kleidung die Kategorien Mädchen und Jungen durchaus abgebildet sind.

Zum Teil wird dieses einheitliche Verständnis von Kinderkörpern bis ins Kleinkindalter und darüber hinaus, d. h. bis zu Größe 122, 128 oder sogar 140, also bis ca. 12 Jahre, weitergeführt. Zwei Firmen haben keine eigentlichen Maßtabellen, da sie nur die Konfektionsgrößen im Verhältnis zum Alter angeben, und eine Firma hat keinerlei Differenzen in den Maßen für beide Geschlechter und dementsprechend auch nur eine Maßtabelle. In dieser gemeinsamen Maßtabelle werden die Maße für beide Geschlechter in Varianzwerten ‚von-bis‘ wiedergegeben, was wahrscheinlich auf den Varianzen in den zugrunde liegenden Maßen der jüngsten deutschen Reihenmessung<sup>7</sup> basiert.

Bei den anderen sechs AnbieterInnen beginnen die geschlechterdifferenzierten Größentabellen jedoch nicht unbedingt bei der Anschlussgröße, sondern überschneiden sich teilweise, indem sich etwa Größe 92 sowohl in der genderneutralen Tabelle für Babys als auch in der geschlechterdifferente Maßtabelle wiederfindet. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass alle Firmen in ihren Designs zwischen Babykleidung und Kleidung für (Klein-)Kinder unterscheiden. Während für die Babykleidung in der Schnittkonstruktio-

6 Es handelt sich um folgende Firmen: Otto, C&A, Jako-o, NKD, Ernesting's Family, H&M, Peek & Cloppenburg, Esprit und Tchibo.

7 Auf *SizeGermany* von 2007/2008 wird im Weiteren näher eingegangen.

on nicht zwischen den Geschlechtern unterschieden wird, lässt sich eine Differenz zwischen beiden Geschlechtern bereits bei Schnitten für Kleinkindergrößen wahrnehmen.

Hervorzuheben sind zwei EinzelhändlerInnen, bei welchen die Größentabellen bereits ab Größe 86/92 nach Geschlechtern differenziert sind.<sup>8</sup> Auffallend sind bei einem Vergleich dieser Werte die Idealvorstellungen von Mädchen- und Jungenkörper. Die Daten zeigen, dass bei Mädchen eine deutlich schmalere Taille und breitere Hüfte angenommen wird als in der Tabelle für Jungen. Aufgrund der Datenanalyse und des Vergleichs lässt sich sagen: Je kleiner die Konfektionsgröße ist, also je früher die Geschlechterdifferenz der Heranwachsenden in einer Größentabelle behauptet wird, desto größer ist die geschlechterspezifische Differenz der Maße für Jungen und Mädchen.

Allerdings lassen sich die Vorstellungen einer idealen weiblichen, bzw. einer idealen männlichen Proportion auch bei den Größentabellen beobachten, die z. B. erst ab Konfektionsgröße 128 eine Geschlechterdifferenz einführen. Auch hier steigen die Werte sukzessive an, sodass in der Mädchentabelle geringere Werte beim Taillenumfang und steigende Werte beim Hüftumfang nachzuweisen sind, wohingegen bei Jungentabellen der Wert beim Brustumfang ansteigt. Es gibt hier keine nachvollziehbare Setzung in den Maßtabellen, ganz im Gegenteil verändern sich bei einer Konfektionsgröße zur nächsten willkürlich die Maße für Jungen und Mädchen, die sich bislang noch entsprachen, in einer Differenz von bis zu 4 cm. So führen zwei Firmen eine Geschlechterdifferenz in Größe 86/92, vier Firmen eine Differenz in Größe 128/134 und eine Firma erst in Größe 152 ein. Die Grundlagen der Daten und Maße werden bei den einzelnen Firmen nicht offengelegt. Deutlich wird hier, dass außer zwei Firmen alle AnbieterInnen unterschiedliche Maße verwenden und auffallende Differenzen für Geschlechter an verschiedenen Stellen einführen.

In den Jahren 2007/2008 wurden deutschlandweit in dem Projekt *SizeGermany* erstmalig standardisierte Körpervermessungen an 12.000 Menschen in der Altersspanne von 6 bis 65 Jahren durchgeführt. In dieser Reihemessung wurden die Körper mit digitalen Körperscannern vermessen. Die Studie wurde durch das Forschungsinstitut Hohenstein mit der Bodyscanner-Firma Human Solutions GmbH durchgeführt und unter anderem durch 90 Firmen der Bekleidungsindustrie finanziert. Die letzte manuelle Reihemessung war eine Vermessung von Frauen (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 391) in den Jahren 1992 bis 1994. Hervorzuheben ist, dass es bis zu der Reihemessung von 2007/2008 keine „konstante und repräsentative Reihemessung von Kindern“ (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 391) gab. Interessanterweise sind die Informationen darüber, welche Firmen die Reihemessungen finanziert haben, nicht transparent. Es lassen sich zum Teil nur Rückschlüsse aufgrund des KundInnenstamms der Firma Human Solutions schließen oder vereinzelt Presstexte finden, in denen QualitätsmanagerInnen einzelner Firmen zitiert werden, die sich explizit auf *SizeGermany* beziehen. Aus den Größentabellen zweier großer Bekleidungsfirmen (Otto, C&A) geht jedoch deutlich hervor, dass diese Firmen dieselben Körpermaße in ihren Tabellen nutzen. Daraus lässt sich schließen, dass diese Maße auf der Reihemessung von 2007/2008 basieren. Interessant sind hier aber nicht die Angaben der Maße, sondern die Übersetzung der gemessenen Körpermaße in Körpergrößentabellen.

8 Gr. 86 und Gr. 92 entsprechen etwa einem Kind im Alter zwischen einem und anderthalb Jahren.

Denn wie die ersten Ergebnisse der Reihenmessungen von *SizeGermany* zeigen, lassen sich die durch die digitalen Bodyscanner erfassten Daten „nur unzureichend durch gedruckte Tabellen“ (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 394) darstellen und werden daher auf einem eigens entwickelten Internet-Portal zur Verfügung gestellt. Dies eröffnet den Bekleidungsfirmen die Möglichkeit, „firmenspezifische Auswertungen“ (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 394) zu erstellen oder auch „auf die standardisierten Auswertungen“ (Seidl/Trieb/Wirsching 2008a: 394) zuzugreifen. Die bei den einzelnen Firmen abrufbaren Größentabellen, auch Größenberater genannt, lassen sich als eine solche firmenspezifische Auswertung begreifen. So sehr sich die Werte bei den beiden genannten großen Firmen gleichen, so unterschiedlich ist ihre Repräsentation. Einer der größten Anbieter in Deutschland führt eine gemeinsame Größentabelle für Jungen und Mädchen unter d: „Größentabelle Kinder von Gr. 50–146“ ein, um dann aber ab Größe 152 doch zwei verschiedene Größentabellen für Mädchen und Jungen in den Größen 152–186 zu führen. Hier wird in der Aufteilung in Körperhöhe, Brust-, Tailen- und Hüftumfang jedoch eine Spanne ‚von-bis‘ angegeben, sodass die normative Setzung auf den ersten Blick einen Spielraum aufweist. Demgegenüber stehen die Größentabellen anderer AnbieterInnen, die jeweils nur ein Maß für Brust, Taille und Hüfte aufweisen und so viel stärker einen geschlechtsspezifischen Idealtypus repräsentieren, denn die Differenz zwischen Mädchen und Jungen liegt dort vor allem in der Differenz von weniger Taille und mehr Hüfte bei Mädchen und dem wachsenden Brustumfang bei Jungen. Aber selbst bei einer Spanne bei ‚von-bis‘-Angaben ändern sich ab Größe 164 die Zuschreibungen, die in der Größentabelle für Mädchen ein geringeres Tailenmaß, dafür aber mehr Hüfte vorgeben. Auch hier liegen die Differenzen häufig nur in einem kleinteiligen Bereich von 1 cm, müssen aber in ihren Variablen hinsichtlich der Vorstellung von Geschlechterkörpern eng geführt werden. Als anschauliches Beispiel wird in der Tabelle für Jungen in Größe 164 bei der Taille eine Variable von 69 bis 72 cm (also 3 cm Spielraum) angegeben, für Größe 170 von 72 bis 76 cm (also 4 cm Spielraum). Bei Mädchen in Größe 164 bewegen sich die Variablen hingegen bei der Taille von 69 bis 71 cm (also nur 2 cm Spielraum), bei Größe 170 die Maße von 71 bis 74 cm (also gerade mal 3 cm Spielraum). Bei Werten für den Hüftumfang ändert sich dieses Verhältnis für Jungen in 85–88 cm (3 cm), bei Mädchen in 87–91 cm (4 cm). Während also die Spanne in den ‚von-bis‘-Werten zunächst vermittelt, dass die Zuweisung von Maßen für Konfektionsgrößen nicht von so großer Relevanz ist, wird an anderer Stelle eine geschlechterstereotype Idealproportion impliziert. Bei einigen AnbieterInnen spitzt sich dies an manchen Stellen in den Größentabellen so weit zu, dass etwa für Jungen der Brustumfang bis Größe 122 dem der Mädchen noch gleicht, dann aber der Wert ab Größe 158 pro Größe erst 2 cm, dann 3,5 cm und schließlich dann um 4 cm steigt. Hier implizieren die Maße für Jungen deutlich, wie sehr davon ausgegangen wird, dass der Brustkorb ab Gr. 158 immer breiter wird.

Ausgehend davon, dass die gleichen Variablen in den gemessenen Werten bei der Reihenmessung vorliegen – ganz ähnlich der Größentabelle mit einer Spanne ‚von-bis‘, wird in der Übersetzung und Zuweisung von spezifisch enggeführten Maßen deutlich, wie sehr ein geschlechterstereotypes Körperbild bereits in Maßtabellen für Kinder angelegt ist. An den sogenannten Größenberatern der untersuchten Firmen ist zu sehen, dass alle Firmen unterschiedliche Größentabellen zugrunde legen, aber sechs der untersuch-

ten Firmen an prägnanten Stellen eine Geschlechterdifferenz einführen. Dies ist umso verwirrender, da die Größenbezeichnungen für beide Geschlechter zwar gleich sind, die der Kleidung zugrunde liegenden Maße aber unterschiedliche Werte aufweisen. Damit hat eine ‚Jungenhose‘ in diesen differentiellen Größen mehr Weite im Taillenumfang als eine ‚Mädchenhose‘ in der gleichen Größe, was an der zugewiesenen Größe für die Hose auf den ersten Blick aber nicht erkennbar ist.

## 6 Genderstereotype in zeitgenössischer Kindermode

Zeitgenössische Kindermode materialisiert Genderstereotype als Körperideal, die sich nicht nur in Farben und Dessins zeigen, sondern insbesondere auch in Größentabellen, die als Grundlage der Schnittkonstruktion der Produktion von Kleidungsstücken vorausgehen und die somit eine grundlegend normierende Vorstellung von weiblichen und männlichen Körpern widerspiegeln und manifestieren. Die Websites im Textileinzelhandel weisen nicht darauf hin, dass ihre Maßtabellen vor allem die Grundlage für die Schnittkonstruktion sind, zur Herstellung der späteren Kleidung gebraucht werden und eben nicht auf objektiv erhobenen Maßen von Kinderkörpern basieren. Das Vorhandensein dieser Körpermaßtabellen impliziert hingegen, dass Körper von Kindern in einer bestimmten Körperlänge in entsprechende Körpermaße einordnungsbar sind. Diese Praktik der Produktion einer Wissensordnung von normierten und geschlechtlichen Kinderkörpern wird jedoch an keiner Stelle offengelegt, sondern stellt sich als objektive Tatsache dar. Dass diese gegenderten Körpermaße hingegen aufgrund eines Proportionalsystems in der Schnittkonstruktion notwendig sind, wird durch diese Wissensordnung vollends verdeckt. Konstatiert Weber-Kellermann für die Kinderkleidung bereits im Jahr 1985 „das Ende der Kindheit in den Zeichen der Kleidung“ (Weber-Kellermann 1985: 259), so lässt sich im zeitgenössischen Design feststellen, dass Kinderkörper bereits vor einer Zuweisung von „physischen Attributen“ (Fausto-Sterling 2002: 19f.) normierend gegendert werden. Die scheinbar hellseherische Kraft von Maßtabellen wirkt als Normativ einer Bekleidungsindustrie, die ein explizites Interesse daran hat, dass sich Körper so oft wie möglich verändern, um Kleiderkonsum unbegrenzt voranzutreiben. Dementsprechend sind Firmen auch nur wenig daran interessiert, ihre Körper- und geschlechternormierenden Größentabellen zur Diskussion zu stellen, wie die Antwort der Geschäftsführung der Firma Jako-o zeigt. Sie antwortete auf eine Anfrage zu Forschungszwecken ohne jede persönliche Ansprache Folgendes: „Nein, braucht nur Zeit und bringt uns nix.“

In dieser materiellen Normierung von Kindermode sind in Schnittkonstruktion und Materialauswahl Konzepte von relativen Bewegungsfreiräumen (Spitz 2015; Haller 2017) enthalten, die zu einer geschlechtlichen Habitualisierung von Kinderkörpern beitragen. Wie die Phänomenologin Iris Marion Young bereits 1977 in einem Aufsatz über die Geschlechterdifferenz in der Praxis des Bällewerfens aufzeigt, führt eine differenziell geschlechtliche Sozialisation zu einer Habitualisierung von Kinderkörpern, die sowohl Körperhaltung als auch Bewegungsstile gegendert produziert. Youngs phänomenologisches Konzept auf eine Bekleidungspraxis übertragen zeigt, dass gendernormierende Bekleidungsstücke Geschlechterdichotomien manifestieren und interkorporal

verfestigen (Haller 2016). Wird an den unterschiedlichen Kleidermaßtabellen auch die keineswegs einheitliche Übersetzung von Geschlecht in Maßen sichtbar, so verfestigt allein die Tatsache ihres Vorhandenseins Geschlechterdichotomien. Die Abbildung von Geschlecht in Körpermaßen suggeriert eine „statistisch-arithmetische Erfassung des Körpers“ (Döring/Draude 2012: 62), obwohl dem ein proportionales Körperkonzept zugrunde liegt. Dies führt wiederum zu einer normierenden Rückübersetzung auf einzelne Kinderkörper in dem Kontext, ob sie diesen Normen entsprechen oder nicht. Besonders Maßstabellen für Kindermode sind also mit ihren scheinbar ‚neutralen‘ Zahlenwerten geschlechterstereotype Normen, die Definitionen von groß/klein, dick/dünn, richtig/falsch erst möglich machen. Der komplexe Zusammenhang zwischen einer nicht abbildbaren Varianz von Körpermaßen und den letztendlich davon unabhängig stattfindenden Übersetzungsprozessen in normative Größentabellen ist in diesen Größentabellen nicht ersichtlich. Wie ein differenzierter Vergleich von Größentabellen für Kinder anschaulich zeigt, sind Größentabellen eine Übersetzung von variablen Werten in ein Körperschema, das eine Idealkonstruktion von Konfektionsgrößen und Geschlechterstereotypen gleichsetzt.

## Literaturverzeichnis

- Adamek, Ulrike (1983). *Reformkleidung als Fortschritt? Zur Entstehung einer reformierten Kinderkleidung um die Jahrhundertwende*. Marburg: Philipps Universität.
- Bergemann, Uta-Christiane & Paetz-Schieck, Annette (Hrsg.). (2015a). *Das Bild vom Kind im Spiegel seiner Kleidung: von prähistorischer Zeit bis zur Gegenwart*. Regensburg: Schnell & Steiner.
- Bergemann, Uta-Christiane & Paetz-Schieck, Annette (2015b). Vorwort. In Uta-Christiane Bergemann & Annette Paetz-Schieck (Hrsg.), *Das Bild vom Kind im Spiegel seiner Kleidung: von prähistorischer Zeit bis zur Gegenwart* (S. 7–9). Regensburg: Schnell & Steiner.
- Bou, Louis (Hrsg.). (2012). *Fashion brands for kids*. Barcelona: Inst. Monsa De Ediciones.
- Bourdieu, Pierre & Wacquant, Loïc (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Callahan, Colleen R. (2010). Children's Clothing. In Valerie Steele (Hrsg.), *The Berg Companion to fashion* (S. 145–149). Oxford: Berg.
- Callahan, Colleen R. & Paoletti, Jo B. (2007). *Is it a Girl or a Boy? Gender Identity and Children's Clothing*. In Linda Welters (Hrsg.), *The fashion reader* (S. 125–129). Oxford: Berg.
- Cook, Daniel Thomas (2004). *The commodification of childhood: the children's clothing industry and the rise of the child consumer*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822385431>
- Cook, Daniel Thomas (2011). Embracing Ambiguity in the Historiography of Children's Dress. *Textile History*, 42(1), 7–21. <https://doi.org/10.1179/174329511X12967406189086>
- Döring, Daniela (2011). *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*. Berlin: Kadmos.
- Döring, Daniela & Draude, Claude (2012). Körper nach Zahlen. Vom Maßnehmen und der Simulation von Menschlichkeit. *Bulletin Texte*, (38), 61–87.
- Entwistle, Joanne (2000). *The Fashioned Body. Fashion, Dress and Modern Social Theory*. Cambridge: John Wiley and Sons.

- Fausto-Sterling, Anne (2002): Sich mit Dualismen duellieren. In Ursula Paserol & Anja Gottburgsen (Hrsg.), *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik* (S. 17–64). Wiesbaden: Westdeutscher.
- Gaugele, Elke (2014). Grenzkontrollen. Fashion and Surveillance. *Querformat. Zeitschrift für Zeitgenössisches, Kunst, Populärkultur*, (6), 124–134.
- Giudice, Marco Del (2012). The Twentieth Century Reversal of Pink-Blue Gender Coding: A Scientific Urban Legend? *Archives of Sexual Behavior*, 41(6), 1321–1323. <https://doi.org/10.1007/s10508-012-0002-z>
- Giudice, Marco Del (2017). Pink, Blue, and Gender: An Update, *Archives of Sexual Behavior*, 46(6), 1555–1563. <https://doi.org/10.1007/s10508-017-1024-3>
- Gribbin, Edward A. (2014). Body shape and its influence on apparel size and consumer choices. In Marie-Eve Faust & Serge Carrier (Hrsg.), *Designing apparel for consumers. The impact of body shape and size* (S. 3–16). Philadelphia: Woodhead Publishing. <https://doi.org/10.1533/9781782422150.1.3>
- Gril-Mariotte, Aziza (2015). Children and how they came into fashion on printed textiles between 1770 and 1840. *International Journal of Fashion Studies*, 2(2), 225–244. [https://doi.org/10.1386/inf.2.2.225\\_1](https://doi.org/10.1386/inf.2.2.225_1)
- Gugutzer, Robert (2006). *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839404706>
- Haller, Melanie (2015). Mode Macht Körper – wie die Materialität von Kleidung Modekörper und Körper definiert. *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte* 3(6), 187–211.
- Haller, Melanie (2016). Interkorporalität. In Gabriele Klein, Michael Meuser & Robert Gugutzer (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie. Körpersoziologische Grundbegriffe und theoretische Perspektiven* (S.45–49). Wiesbaden: Springer.
- Haller, Melanie (2017). Tango Argentino und seine Mode – Bewegungsfreiheiten und Kleiderordnungen. In Rita Rieger (Hrsg.), *Bewegungsfreiheit. Tanz als kulturelle Manifestation (1900–1950)* (S. 111–134). Bielefeld: transcript.
- Higonnet, Anne & Albinson, Cassi (1997). Clothing the Child's Body, *Fashion Theory*, 1(2), 119–143.
- Jacobson, Lisa (2005). The Commodification of Childhood: The Children's Clothing Industry and the Rise of the Child Consumer. *Journal of Social History*, 38(4), 1101–1103. <https://doi.org/10.2752/136270497779592093>
- Jornitz, Sieglinde (2015). Kindliche Repräsentation und repräsentierte Kindlichkeit. Die pädagogische Beziehung zwischen Kindern und Eltern unter dem Blickwinkel der Kleidung. In Uta Bergemann & Annette Paetz-Schieck (Hrsg.) (2015a), *Das Bild vom Kind im Spiegel seiner Kleidung: von prähistorischer Zeit bis zur Gegenwart* (S. 136–149). Regensburg: Schnell & Steiner.
- Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan & Lindemann, Gesa (Hrsg.). (2008). *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kraft, Kerstin (2001). kleider.schnitte. In Heike Jenß & Kerstin Kraft & Heike Willingmann (Hg.), *Zeit.schnitte: kulturelle Konstruktionen von Kleidung und Mode* (S. 16–138). Berlin: Edition Ebersbach.
- Koppenwallner, Katharina (Hrsg.). (2008). *Kids fashion designers*. Köln: Daab.
- Link, Jürgen (2005). Textil genormte oder textil differentiell gestylte Körper? Uniformität zwischen Normativität und Normalität. In Gabriele Mentges & Birgit Richard (Hrsg.), *Schönheit der Uniformität. Körper, Kleidung, Medien* (S. 43–58). Frankfurt/Main: Campus.

- Mentges, Gabriele (1993). Der vermessene Körper. In Gabriele Mentges & Christel Köhler-Hezinger (Hg.), *Der neuen Welt ein neuer Rock: Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen aus Württemberg* (S.81–95). Stuttgart: Theiss.
- Meuser, Michael (2005). Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In Markus Schroer (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 271–294). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Norris, Beverley & Wilson, John R. (Hrsg.). (1995). *Childata. The Handbook of Child Measurements and Capabilities. Data for Design Safety*. London Department of Trade and Industry.
- Paoletti, Jo B. (2012). *Pink and Blue. Telling the Boys from the Girls in America*. Bloomington: Indiana University Press.
- Reckwitz, Andreas (2006). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Reckwitz, Andreas (2008). Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 188–209). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Robert (2006). „Geistige Arbeit“ als körperlicher Vollzug. Zur Perspektive einer vom Sport ausgehenden praxeologischen Sozialanalyse. In Robert Gugutzer (Hrsg.), *Body turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 297–319). Bielefeld: transcript.
- Seidl, Andreas; Trieb, Rainer & Wirsching, Hans-Joachim (2008a). SizeGERMANY – die neue deutsche Reihenmessung – Konzeption, Durchführung und erste Ergebnisse. In Gesellschaft für Arbeitswissenschaft (Hrsg.), *Produkt- und Produktions-Ergonomie: Aufgaben für Entwickler und Planer* (S. 391–394). Dortmund: GFA Press.
- Seidl, Andreas; Trieb, Rainer & Wirsching, Hans-Joachim (2008b). Anthropometrische Reihenmessungen mit Bodyscanning im Vergleich mit der klassischen manuellen Vermessung – eine Stärken- und Schwächenanalyse. In Gesellschaft für Arbeitswissenschaft (Hrsg.), *Produkt- und Produktions-Ergonomie: Aufgaben für Entwickler und Planer* (S. 395–398). Dortmund: GFA Press.
- Seidl, Andreas; Trieb, Rainer & Wirsching, Hans-Joachim (2008c). Weltweite anthropometrische Reihenmessungen mit Bodyscanning – Überblick über die wichtigsten Projekte, Verfahren und Ergebnisse. In Gesellschaft für Arbeitswissenschaft (Hrsg.), *Produkt- und Produktions-Ergonomie: Aufgaben für Entwickler und Planer* (S. 399–402). Dortmund: GFA Press.
- Spitz, Maria (2015). Kleidung für junge Abenteurer. C&A-Mode für Kinder. In Uta Bergemann & Annette Paetz-Schieck (Hrsg.), *Das Bild vom Kind im Spiegel seiner Kleidung: von prähistorischer Zeit bis zur Gegenwart* (S. 200–209). Regensburg: Schnell & Steiner.
- Sprenger, Ruth (2009). *Die hohe Kunst der Herrenkleidermacher. Tradition und Selbstverständnis eines Meisterhandwerks*. Wien: Böhlau.
- Statista (2017): ecommerceDB – Top Online-Shops in Deutschland. Zugriff am 9. Juli 2018 unter <https://de.statista.com/statistik/studie/id/55068/dokument/ecommercedb-top-online-shops-in-deutschland>.
- Statista (2018): Textil- und Bekleidungseinzelhandel in Deutschland. Zugriff am 9. Juli 2018 unter <https://de.statista.com/statistik/studie/id/15611/dokument/textil-und-bekleidungseinzelhandel-in-deutschland--statista-dossier>.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1985). *Der Kinder neue Kleider: zweihundert Jahre deutsche Kindermoden in ihrer sozialen Zeichensetzung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Young, Iris Marion (1993 [1977]). Werfen wie ein Mädchen. Eine Phänomenologie weiblichen Körperverhaltens, weiblicher Mobilität und Räumlichkeit. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 41(4), 707–725.

## Zur Person

*Melanie Haller*, Dr., 1971, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Mode- und Körpersoziologie, Gender Studies, Subjekttheorien und qualitative Methoden.

Kontakt: Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften, Institut Kunst-Musik-Textil, Fach Textil, Warburger Str. 100, 33098 Paderborn

E-Mail: [melanie.haller@uni-paderborn.de](mailto:melanie.haller@uni-paderborn.de)

# „Die Kinder gehören zur Mutter!?“ – Implizite Genderkonzepte und deren Bedeutung für die Genese von Wohnarrangements und Arbeitsteilung nach einer Trennung

## Zusammenfassung

Trennung und Scheidung bieten Paaren die Möglichkeit, Arbeitsteilungsarrangements neu zu gestalten. Dieser Beitrag zeigt, dass einige zentrale Entscheidungen nicht explizit ausgehandelt werden, sondern sich aus den vormals paarintern als selbstverständlich erachteten Gender-, Beziehungs- und Elternschaftskonzepten ergeben. Dennoch ist im Trennungsprozess eine vorsichtige Modernisierung des Sorge- und Erwerbsarrangements in Richtung einer eher paritätischen Aufteilung der Arbeit unter den Eltern erkennbar. Anhand von vier systematisch ausgewählten Fällen werden vier Muster der Transformation von Arbeitsteilungsarrangements nach einer Trennung rekonstruiert.

### *Schlüsselwörter*

Gender, Arbeitsteilung, Trennung, Scheidung, Wohnarrangement, Qualitative Forschung

## Summary

“Children belong with their mother!?” Implicit concepts of gender in establishing living arrangements and the parental division of labour after separation

After separation and divorce couples have the opportunity to renegotiate their living arrangements and the parental division of labour. The article shows that crucial decisions at this turning point are often based on implicit concepts of gender, relationship and parenthood which were agreed in the course of the relationship. Nevertheless, we can observe a gradual modernization of the care and labour arrangements taking place during the process of separation. Based on four systematically chosen case studies we reconstruct four types of transformation of the division of labour after separation.

### *Keywords*

gender, division of labour, separation, divorce, living arrangements, qualitative research

## 1 Fragestellung

Wenn Eltern sich trennen, setzen sie eine große Transformation ihres Familienalltags in Gang. Unser Interesse richtet sich auf die Frage, wie sich dabei ihre Arbeitsteilung verändert und welche Rolle in diesem Zusammenhang unreflektierte gemeinsame Orientierungsrahmen spielen.

Über diese Transformationsprozesse wissen wir bisher verhältnismäßig wenig. Qualitative Studien zum Zustandekommen von Erwerbs- und Sorgearrangements konzentrieren sich bisher nämlich auf Eltern in bestehenden Paarfamilien (Jurczyk/Rerrich 1993; Kassner/Rühling 2005; Bathmann/Müller/Cornelißen 2011; Leinfellner 2014; Grunow/Evertsson 2016). Die Arbeitsteilung von Eltern nach einer Trennung steht hingegen seltener im Fokus. Eine Ausnahme stellt die Studie von Bakker/Karsten (2013)

dar, die sich explizit mit der Arbeitsteilung der Eltern nach Trennung und Scheidung in den Niederlanden beschäftigt. In den letzten Jahren wird zudem der Zusammenhang zwischen dem Doppelresidenzmodell und einer egalitären Arbeitsteilung untersucht (Sünderhauf 2013; Walper/Lux 2016). Die Trennungsforschung befasst sich ihrerseits vor allem mit den psychosozialen Belastungen und Folgen der Trennung für Kinder und Eltern (Walper/Langmeyer 2008). Weniger interessiert sie sich für den praktischen Vollzug der Trennung und die Praktiken der Alltagsgestaltung in Nachtrennungsfamilien.<sup>1</sup> Wir verstehen die Auflösung einer eingelebten Haushaltsgemeinschaft als einen Turning Point, an dem untersucht werden kann, ob und wie sich bei den Eltern im Auflösungsprozess neue Sorge- und Erwerbsarrangements herausbilden.

Verschiedene quantitative Studien zeigen, dass in den letzten Jahrzehnten bei zusammenlebenden Eltern in Westdeutschland der vormals vorherrschende Alleiner-nährerhaushalt an Bedeutung verloren hat und in Ostdeutschland die Dominanz des doppelten Ernährermodells geschwunden ist. So konvergiert die Arbeitsteilung von zusammenlebenden Eltern in Deutschland in den letzten Jahrzehnten in Richtung des modernisierten Ernährermodells, in dem Väter Vollzeit und Mütter Teilzeit erwerbstätig sind (Grunow 2013; Tölke/Wirthwein 2013; Peukert 2015). Die Wünsche vieler Paare mit Kindern richten sich allerdings auf eine weitergehende Egalisierung ihrer Erwerbsbeteiligung (vgl. Jurczyk/Klinkhardt 2014: 46ff.; Institut für Demoskopie in Allensbach 2015: 50ff.).

Im europäischen Ländervergleich wird deutlich, dass nationale wohlfahrtsstaatliche und familienpolitische Regelungen sowie gesellschaftlich verankerte Geschlechterkulturen die Arbeitsteilung zwischen Eltern beeinflussen, sodass der Anteil erwerbstätiger Mütter bzw. der Anteil Teilzeit arbeitender Eltern sowie die außerfamiliale Betreuung von Kindern unter drei Jahren zwischen verschiedenen europäischen Staaten deutlich variieren. Deutschland wird in diesem Zusammenhang auf der Basis verschiedener Indikatoren immer als konservativer Wohlfahrtsstaat eingeordnet, der die ungleiche Beteiligung von Müttern und Vätern an Erwerbs- und Sorgearbeit fördert (Pfau-Effinger 2014; Evertsson 2016; Dechant/Rinklage 2016).

Auch in anderen westlichen Staaten werden nationale Genderregime dafür verantwortlich gemacht, dass es bei zumeist gleichermaßen berufstätigen Paaren nach der Geburt eines Kindes zu einer (Re-)Traditionalisierung ihrer Arbeitsteilung kommt (vgl. bspw. Kaufman/Bernhardt 2015; Yarwood/Locke 2016; Käsälä/Oinas 2016; Schmidt et al. 2017). Mit einer Trennung kann die von vielen Eltern praktizierte ungleiche Erwerbsbeteiligung in Deutschland zum Problem werden. Die höheren Kosten einer getrennten Haushaltsführung und das reformierte Unterhaltsrecht verstärken den Druck auf Mütter, wieder mehr Erwerbseinkommen zu erwirtschaften und letztlich wieder für sich selbst aufzukommen. Deshalb sehen sich viele Mütter dann vor die Frage gestellt, wie sie ihre Erwerbsarbeitszeiten steigern können, die sie im Rahmen einer bestehenden Paarbeziehung zugunsten der Kinderbetreuung reduziert hatten.

Im Trennungsfall wird die herkömmliche Arbeitsteilung oft auch für Väter fragwürdig. Sie sehen sich in der Gefahr, am Leben ihrer Kinder kaum noch teilhaben zu kön-

1 In Deutschland ist die Studie „Multilokale Nachtrennungsfamilien“ eine der wenigen, bei denen explizit die Alltagspraktiken der Nachtrennungsfamilien im Fokus der Untersuchung stehen (vgl. Schier 2013, 2015; Cornelißen/Monz 2016).

nen. Jahrzehntlang haben deutsche Gerichte im Scheidungsfall fast immer den Müttern das alleinige Sorgerecht für ihre Kinder zugesprochen und den Wohnsitz der Mütter für die Kinder bevorzugt. Inzwischen trägt die Rechtsprechung den Wünschen vieler Väter nach mehr Gleichberechtigung insofern Rechnung, als sie die Fortführung der gemeinsamen Sorge als neue Norm etabliert hat.<sup>2</sup> Auch die Wohnmodelle für die Kinder ändern sich. Neben dem Residenzmodell, bei dem über 90 Prozent der Kinder noch heute ihren Hauptwohnsitz bei ihren Müttern haben (Walper 2016: 124), beginnt sich ein zweites Modell zu etablieren, das Wechselmodell bzw. Doppelresidenzmodell.<sup>3</sup> Bei diesem Modell verbringen die Kinder ungefähr die Hälfte der Zeit bei ihrer Mutter und die andere bei ihrem Vater. Je nach Stichprobe ergibt sich, dass 5 bis 15 Prozent aller Trennungskinder in Deutschland derzeit mit vermutlich steigender Tendenz im Wechselmodell leben (Walper 2016: 124).

Vor diesem Hintergrund befasst sich der vorliegende Beitrag anhand von vier Fallbeispielen mit der Frage, wie sich die elterlichen Wohn-, Erwerbs- und Sorgearrangements nach einer Trennung verändern.

## 2 Theoretische Konzepte

Wir verstehen Familie in Anlehnung an Schadler (2016) als eine sich ständig verändernde Konfiguration, an der sowohl Individuen und deren Beziehungen als auch materielle Dinge, räumliche Entfernungen, lokale Gegebenheiten und gesellschaftlich-strukturelle Rahmenbedingungen mitwirken. Wie Schmidt et al. 2017 die Geburt des ersten Kindes als Turning Point begreifen, an dem sich das innerfamiliäre Engagement entscheidend verändert, fassen wir auch die Trennung von Eltern als einen solchen familialen Turning Point auf: Mit der Auflösung der familialen Haushaltsgemeinschaft werden neue Wohnarrangements geschaffen, in die Sorge- und Erwerbsarrangements neu eingepasst werden müssen.

Zur Konzeptualisierung der elterlichen Arbeitsteilung wird der Begriff der familialen Lebensführung (Jürgens 2001) herangezogen. Wir verstehen familiäre Lebensführung allerdings ausdrücklich als einen dynamischen Prozess. Die Familienmitglieder erzeugen durch ihre aufeinander bezogene Handlungspraxis eine sich laufend verändernde Familienwirklichkeit (Schadler 2016). Zwar begreifen sich nicht mehr alle Eltern nach einer Trennung als Familie, doch wenn sich beide Partner in irgendeiner Form an der Sorge für ihre Kinder beteiligen wollen, müssen sie ihre individuellen Lebensführungen zumindest auf einigen Ebenen oder zu manchen Zeiten aufeinander abstimmen (vgl. Schier 2013; Cornelißen/Monz 2016).

Mit dem Auszug eines Elternteils werden allerdings auch neue Grenzen zwischen den Familienmitgliedern gezogen. Im Alltag von Eltern und Kindern werden insbesondere zeitliche Grenzen und räumliche Distanzen virulent. Eltern, die sich die Sorgear-

2 Seit der Kindschaftsrechtsreform 1998 wird die Fortführung der gemeinsamen Sorge als Normalfall nach Trennung und Scheidung betrachtet. Der Gesetzgeber nimmt an, dass der Kontakt mit beiden Eltern dem Wohl des Kindes am besten entspricht (§ 1626 BGB Abs. 3, § 1684 BGB).

3 Gelegentlich wird ein drittes Modell erwähnt, das aber kaum praktiziert wird: das „Nestmodell“. Es sieht vor, dass das Kind an einem Ort wohnt und seine Eltern es abwechselnd an diesem Ort versorgen.

beit<sup>4</sup> für ihre Kinder in irgendeiner Form teilen, stehen somit nach einer Trennung vor der Herausforderung, ihre Lebensführungen in einigen Bereichen weiter aufeinander abzustimmen und gleichzeitig neue Grenzen zu etablieren bzw. zu respektieren. Dabei bewegen sie sich in einem Handlungsfeld, das kaum spezifische Vorgaben für sie bereithält.<sup>5</sup> Die familiäre Lebensführung verstehen wir hier im Anschluss an praxeologische Ansätze als ein Tun, das auf sozial strukturierten Erfahrungen basiert und in den Körpern und im gemeinsamen „praktischen Wissen“ von Handelnden verankert ist (vgl. Reckwitz 2003). Keinesfalls befinden sich Eltern immer im Modus des Abwägens, Planens und Steuerns (Hirschauer 2016: 49). Dies gilt auch – so lautet unsere These – für das Handeln und Aushandeln an Turning Points. Oft bestimmen unhinterfragte Routinen und implizites Wissen ihr Handeln.

Um dem impliziten Orientierungswissen von Eltern im Trennungsprozess auf die Spur zu kommen, greifen wir Ergebnisse aus zwei Paarstudien auf, in denen sich unhinterfragte Gender-, Beziehungs- und Elternschaftskonzepte als besonders bedeutsam für Paararrangements erwiesen haben (Hirsland/Herman/Schneider 2005; Bathmann/Müller/Cornelißen 2011; ausführlicher in Cornelißen 2013: 47ff.). In der hier gebotenen Kürze sollen die impliziten Konzepte skizziert werden, die sich in dem Projekt Karriereverläufe von Frauen in Partnerschaften (vgl. Bathmann/Müller/Cornelißen 2011) als handlungsleitend für Paararrangements erwiesen:

Es wurden drei verschiedene Genderkonzepte rekonstruiert. Ein erstes von bürgerlichen Traditionen geprägtes, traditionales Genderkonzept setzt „natürliche“ Unterschiede zwischen den Geschlechtern voraus. Ein zweites nontraditionales bzw. egalitäres Genderkonzept betont die Egalität und Gleichberechtigung der Geschlechter. Ein drittes (neo-traditionales) hebt wie das traditionale die „natürlichen“ Unterschiede wie „weibliche“ Fürsorglichkeit und „männliche“ Durchsetzungskraft hervor, zeigt sich aber offen für Abweichungen, wenn die Mütter nur die ihnen zugedachten Familienaufgaben weiter erfüllen.

Ferner ließen sich die folgenden beiden Elternschaftskonzepte, in die Geschlecht ebenfalls als strukturierende Dimension eingelassen ist, als handlungsleitend rekonstruieren: ein traditionales Elternschaftskonzept, nach dem die Mutter für das Kind ganz besonders in den ersten Lebensjahren als unersetzlich gilt, und ein pragmatisches, bei dem Eltern vorbehaltlos auch die Väter oder außerfamiliale Betreuung in den Alltag ihrer Kinder einbeziehen. Ferner erwiesen sich zwei unterschiedliche Beziehungskonzepte als prägend für die Paararrangements: ein individualistisches einerseits und ein kollektivistisches bzw. solidarisches Beziehungskonzept andererseits. Partner\_innen, die sich solidarisch verbunden sahen, suchten stets nach Lösungen, die für sie beide tragbar schienen, und sie kooperierten bei der Umsetzung dieser Lösungen (Cornelißen 2013: 47ff.).

4 Mit Sorgearbeit ist die alltägliche Sorge für die Kinder gemeint. Geteilte Sorgearbeit bezeichnet daher hier das tatsächliche, alltagspraktische Sorgearrangement. Die Regelung des (alleinigen oder gemeinsamen) Sorgerechts ist davon zu unterscheiden.

5 Jugendämter und andere Institutionen betonen z. B. regelmäßig, dass der Umgang eines Kindes mit dem Elternteil, bei dem das Kind nicht lebt, notwendig und sinnvoll ist. Wie Offe ausführt, wird diese Aussage aber „sehr schnell relativiert, wenn es irgendwelche Schwierigkeiten mit dem Umgang gibt“ (Offe 2006).

Wir gehen in diesem Beitrag davon aus, dass in konflikthaften Beziehungen, zumal in der Trennungsphase, bis dahin selbstverständlich geteilte Orientierungsrahmen<sup>6</sup> für den ein oder anderen Partner oder die Partnerin an Verbindlichkeit verlieren können. In dieser Phase entsteht nämlich ein Transformationsdruck, weil Handlungsoptionen zum Teil verloren gehen und andere neu entstehen (Kramer 2013: 28).

### 3 Methodisches Vorgehen

#### 3.1 Sample

Im Zentrum der Analyse stehen Elternpaare nach einer Trennung oder Scheidung und die Frage, wie sich ihre Wohn-, Erwerbs- und Sorgearrangements nach diesem familialen Turning Point verändert haben. Die hier analysierten Daten stammen aus dem Sample der Schumpeter-Forschungsgruppe „Multilokalität von Familien“.<sup>7</sup> Im Rahmen der Teilstudie „Multilokales Familienleben nach Trennung und Scheidung“ wurden elf Nachtrennungsfamilien mit unterschiedlichen Methoden untersucht. Um die Analyse vergleichend und kontrastierend anlegen zu können, wurden für diesen Beitrag die Einzelinterviews von vier Elternpaaren ausgewertet, zwei mit Kleinkindern, Eckarts und Hofers, und zwei mit Kindern im Kindergarten- und Schulalter, das Paar Strobl/Reinert und das Paar Beck/Hofmann.<sup>8</sup> Die ausgewählten Familien bieten in der jeweiligen Altersgruppe ihrer Kinder einen maximalen Kontrast in Bezug auf die Wohnarrangements und die Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit.<sup>9</sup> Sie verfügen überwiegend über einen Hochschulabschluss, eine Frau, Frau Hofer, und ein Mann, Herr Hofmann, haben die Mittlere Reife. Die Paare sind insgesamt der unteren bis gehobenen Mittelschicht zuzurechnen. Bei drei Elternpaaren verfügt der Ex-Partner über ein höheres Nettoeinkommen als seine Ex-Partnerin; in einem Fall (Beck/Hofmann) ist dies umgekehrt. Drei der Ex-Paare leben in einer Großstadt, ein Paar, die Eckarts, in ländlichem Gebiet.

#### 3.2 Auswertungsverfahren

Die Interviews wurden in Anlehnung an die Dokumentarische Methode der Interpretation ausgewertet (Bohnsack 2007). Die Methode bietet die Möglichkeit, insbesondere im Rückgriff auf erzählende Passagen und sog. Fokussierungsmetaphern die selbstverständlichen Orientierungsrahmen der Elternteile paarintern und paarübergreifend zu rekonstruieren. Um die Auswertung vorzustrukturieren, wurden die folgenden Vergleichsdimensionen bestimmt:

---

6 Zum Begriff des Orientierungsrahmens in der Dokumentarischen Methode siehe z. B. Bohnsack 2007.

7 Sie wurde von Michaela Schier geleitet.

8 Bei den hier genannten Namen von Eltern und Kindern handelt es sich um Pseudonyme.

9 Das hier vorliegende Material wurde bereits unter einer anderen Fragestellung mit dem Fokus auf Praktiken des Coparenting der Eltern nach einer Trennung ausgewertet und veröffentlicht (vgl. Cornelißen/Monz 2016).

- 1) Trennungsgeschichte
- 2) Gefühle und das Management der Familiendynamik nach der Trennung
- 3) Die Herstellung und Ausgestaltung des Wohnarrangements im Trennungsprozess und im Nachtrennungsalltag
- 4) (Praktiken der) Arbeitsteilung vor und nach der Trennung

## **4 Wohnarrangements und Arbeitsteilung von vier Elternpaaren vor und nach ihrer Trennung**

Im Folgenden wird anhand von vier Fallbeispielen herausgearbeitet, wie Eltern in Nachtrennungsfamilien ihr Wohnarrangement und ihre Arbeitsteilung verhandeln und gestalten. Um die relevanten Erfahrungsräume der Partner\_innen darstellen zu können, werden zunächst die Trennungsgeschichten vorgestellt. Sie beleuchten die Entstehung der neuen Wohnarrangements. An diese Darstellung schließt sich die Rekonstruktion der unterschiedlichen Transformationsmuster der Erwerbs- und Sorgearrangements der getrennten Eltern an.

### **4.1 Von der Elternzeit der Mutter zu einem Doppelpersonenarrangement mit geringer väterlicher Beteiligung an der Sorgearbeit: das Elternpaar Frau und Herr Eckart**

Der Sohn der Eckarts ist gerade ein Jahr alt, als Frau Eckart feststellt, dass ihr Mann fremdgeht. Sie fordert vergeblich, dass er diese Beziehung beendet. Er sagt, „das ist einfach passiert“ und „das Leben ist so.“ Als Normalität kann Frau Eckart diese Dreiecksbeziehung absolut nicht akzeptieren und fordert seinen Auszug. Dem kommt er nach. Fortan ist sie von dem Wunsch getrieben, möglichst nichts mehr mit ihrem Ehemann zu tun zu haben. Aus ihrem vormals solidarischen Beziehungskonzept wird ein individualistisches.

Für die Eckarts ist selbstverständlich, dass der einjährige Sohn bei der Mutter bleibt. Ein traditionelles Elternschaftskonzept, nach dem das Kind zumindest in den ersten Jahren seines Lebens zur Mutter gehört, greift völlig undiskutiert. Frau Eckart verfolgt die Strategie, ihre Welt von der ihres Ex-Partners zu trennen. So möchte sie ihren Ex-Mann z. B. am liebsten über Elternangebote des Kindergartens gar nicht mehr informieren. Diese Grenzziehung akzeptiert der Vater nicht. Er möchte trotz der Trennung am Leben seines Sohnes, soweit es ihm mit seinem Beruf vereinbar scheint, teilhaben. Sie nimmt seine Bemühungen um Austausch und Teilhabe wahr, verweigert beides aber, soweit ihr das rechtlich möglich ist. So unterrichtet sie ihn über Krankheiten des Kindes auch dann nur lückenhaft, wenn er den Sohn übernimmt. Aus ihrer Sicht hat er mit seinem Seitensprung die bis dahin „intakte Familie“ zerstört, in der sie großzügig kooperierte. Seit ihr dieser soziale Zusammenhang verloren ging, fehlt ihr jede Bereitschaft dazu.<sup>10</sup>

Herr Eckart erwägt nie, seine Erwerbsarbeit zu reduzieren, um sich an der Sorgearbeit zu beteiligen. Frau Eckart aber setzt alles daran, ihre Elternzeit so schnell wie möglich zu beenden und wieder an ihren alten Arbeitsplatz zurückzukehren. Ganz prag-

<sup>10</sup> Zum Habituswandel siehe Kramer 2013.

matisch sucht sie nun nach einer Ganztagsbetreuung für ihren Sohn. Sie findet diese im Betriebskindergarten ihres Arbeitgebers. Um die Zeiten, die Herr Eckart von nun an mit seinem Sohn verbringt, gibt es bei Eckarts langwierige Auseinandersetzungen. Nachdem sich die Eltern zunächst grundsätzlich verständigt haben, dass Herr Eckart ihn an jedem zweiten Wochenende zu sich nimmt, schlägt er immer wieder Änderungen und Ausnahmen vor. Er ist nicht gewohnt, seinen Zeitplan verbindlich an familialen Verpflichtungen auszurichten. Bald mag sich Frau Eckart auf dieses Hin und Her um Termine nicht mehr einlassen. Sie lässt den Turnus der Besuche des Kindes beim Vater mit präzise festgelegten Anfangs- und Endzeiten in die Scheidungsfolgenvereinbarung aufnehmen. So bleiben die Lebensführungen der beiden Ex-Partner\_innen auf sehr rigide Weise miteinander verschränkt. Anders als in der alten Familienkonstellation ist Herr Eckart nun gefordert, als Vater termingetreu jedes zweite Wochenende präsent zu sein und Vorsorge für den Besuch seines Sohnes zu treffen.

Bei diesem Paar führt die Trennung zu einer einseitigen Transformation ihres Arbeitsteilungsarrangements, die überwiegend den mütterlichen Arbeitsbereich betrifft: Nach Jahren, in denen Frau Eckart voll berufstätig war und gleichzeitig die komplette Hausarbeit übernahm, nimmt sie als Einzige nach der Geburt Elternzeit und übernimmt selbstverständlich Haus- und Sorgearbeit. Diese Traditionalisierung der Arbeitsteilung findet nach der Trennung ein jähes Ende, weil sie innerhalb weniger Wochen die Rückkehr an ihren alten Arbeitsplatz organisiert. Die Trennung trägt in diesem Fall dazu bei, dass Herr Eckart an definierten Wochenenden seine Vaterrolle aktiv und verantwortlich gestalten kann und muss. Gleichzeitig erhält Frau Eckart an jedem zweiten Wochenende freie Zeit für sich. Die alltäglichen Belastungen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf trägt Frau Eckart jedoch alleine.

#### 4.2 Von der Elternzeit der Mutter zu einem flexiblen modernisierten männlichen Ernährermodell: das Elternpaar Frau und Herr Hofer

Die Hofers hatten sich – jahrelang zu zweit erwerbstätig und zuletzt verheiratet – gemeinsam für eine Familiengründung entschieden. Während ihrer Schwangerschaft entdeckt Frau Hofer, dass ihr Mann fremdgeht. Sie verlangt seinen Auszug, wenn er sich nicht von seiner neuen Partnerin trennt. Daraufhin entscheidet er sich für den Auszug. Das traditionale Elternschaftskonzept, nach dem das Kind in den ersten Lebensjahren zur Mutter gehört, greift auch bei Hofers undiskutiert. Frau Hofer ist von ihrem Ex-Mann als Partner zwar schwer enttäuscht, gleichzeitig möchte sie ihn aber als Vater für das Kind erhalten. Auch er möchte sich diesen Kontakt bewahren. Anfänglich besucht er seine Ex-Frau und die kleine Tochter fast täglich. Frau Hofer ist bereit, um das Kind herum ein wie auch immer geartetes Familiengebilde zuzulassen und mitzugestalten. Als Herr Hofer gefragt wird, wie er seine Zeiten mit der Tochter ausgehandelt hat, versteht er die Frage erst gar nicht. Auf Nachfragen der Interviewerin sagt er schließlich: „Ja, wie? So, das, war eher so beiläufig [...] also nicht lange diskutiert.“

Die zeitliche Koordination scheint kein Streitpunkt zwischen den Eltern zu sein. Erst als Herr Hofer mit seiner neuen Partnerin zusammenzieht, wird eine feste Besuchsregelung vereinbart, weil die Freundin sich auch Wochenenden ohne das Kind wünscht. An diesen Wochenenden besucht Herr Hofer seine Ex-Frau und die gemeinsame Toch-

ter für ein paar Stunden. Gerne unternehmen sie dann etwas zu dritt. Er sieht seine Tochter drei- oder viermal pro Woche.

Frau Hofer hatte in ihrem Unternehmen schon vor Antritt ihres Elternurlaubes fest vereinbart, wann sie in Teilzeit in ihr Unternehmen zurückkehrt. Sie hätte ihr Rückkehrrecht verlieren können, wenn sie ihre Arbeit nicht termingerecht wieder aufgenommen hätte. Ein Krippenplatz war aber zum vereinbarten Rückkehrtermin noch nicht in Sicht. In dieser Situation erwirkt ihr Ex-Mann bei seinem\_ seiner Arbeitgeber\_in kurzfristig zwei Monate Teilzeit im Homeoffice, um die gemeinsame Tochter betreuen zu können. Herr Hofer leistet damit einen wichtigen Beitrag, um seiner Ex-Frau den Wiedereinstieg in den Beruf zu ermöglichen.

In der Folge etabliert sich ein modernisiertes männliches Versorgermodell, in dem Herr Hofer auf einer vollen und Frau Hofer auf einer halben Stelle erwerbstätig sind. Die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit zu sichern, gehört zu Frau Hofers Pflichten. Er springt allerdings gelegentlich für sie ein. Solidarität prägt ihre Elternbeziehung. Die Lebensführungen der Eltern bleiben nach der Trennung eng miteinander verflochten. Die Hofers verstehen sich auch nach der Trennung noch ausdrücklich als Familie. Bei diesem Paar vollzieht sich im Vergleich zur Elternzeit nach der Trennung ein deutlicherer Schritt in Richtung einer paritätischen Aufteilung der Sorge- und Erwerbsarbeit. In einem modernisierten Ernährermodell wird Frau Hofers Hauptzuständigkeit für das Kind prinzipiell nicht infrage gestellt. Doch der Vater beteiligt sich an der Versorgung und Betreuung des Kindes flexibel und kooperativ.

#### 4.3 Die Transformation von einem modernisierten männlichen Ernährermodell zu einem Doppelernährermodell: das Elternpaar Frau Reinert und Herr Strobl

Die Trennungsgeschichte des Ehepaares Strobl/Reinert beginnt mit einem Seitensprung von Frau Reinert, woraufhin ihr Mann sie auffordert, die Wohnung zu verlassen, wenn sie die Beziehung nicht aufgibt. Frau Reinert entscheidet sich für den neuen Partner und Herr Strobl besteht darauf, dass die damals 5- und 7-jährigen Töchter bei ihm bleiben. Da Frau Reinert die Kinder seit deren Geburt ganz überwiegend betreut hat, hätte es nahegelegen, die beiden Töchter der Mutter zu überlassen. Herr Strobl konstruiert aber eine andere Kontinuität, die Kontinuität des Wohnens in seiner Dienstwohnung mit einer den Kindern vertrauten, hilfreichen Hausgemeinschaft. Vor diesem Hintergrund vertritt er die Auffassung, es sei, wie er mehrfach betont, „völlig klar“, dass die Kinder bei ihm blieben.

Gegen ihren Willen akzeptiert die Mutter zunächst, dass sie ihre Töchter nur an jedem zweiten Wochenende sehen darf. Obwohl das väterliche Residenzmodell empirisch einen Ausnahmefall darstellt, bezeichnet Herr Strobl es als „klassisch“. Herr Strobl hat zu diesem Zeitpunkt offensichtlich die Definitionsmacht darüber, was für die Kinder in dieser Situation das Beste ist. Um das väterliche Residenzmodell unter Kontrolle zu haben, etabliert Herr Strobl von Anfang an eine rigide Abschottung seines Territoriums. Er versucht zu erreichen, dass sich die Mutter keine Wohnung in seiner Nähe nimmt. Er setzt durch, dass nicht nur der Face-to-face-Kontakt, sondern auch der telefonische Kontakt der Kinder zu ihrer Mutter aufs Nötigste begrenzt wird. Zudem besteht er da-

rauf, dass beide Töchter an seinem Wohnsitz gemeldet bleiben und er das Kindergeld bezieht. So sichert sich Herr Strobl auch noch im Rahmen des später vereinbarten Wechselmodells eine Vormachtstellung.

Frau Reinert, die sich, wie sie betont, „von Anfang an“ ein Doppelresidenzmodell wünschte, kann erst in einem langwierigen Mediationsprozess erreichen, dass Herr Strobl sich auf dieses Arrangement einlässt. Selbstkritisch kommentiert er sein anfängliches Insistieren auf dem väterlichen Residenzmodell mit den Worten: „Ich war am Anfang wirklich der Auffassung, ich bin auch noch die bessere Mutter.“ Trotz der strikten Abgrenzung, die Herr Strobl durchsetzt, bleiben die Lebensführungen der Ex-Partner durch einen minutiös aufeinander abgestimmten, wenig flexiblen Zeitplan aufeinander bezogen. Per Mail werden die notwendigen Informationen über die Kinder, ihre Probleme und Vorhaben regelmäßig ausgetauscht.

Vor der Trennung war die Arbeitsteilung des Paares Strobl/Reinert entgegen Frau Reinerts beruflichen Ambitionen im Sinne eines modernisierten Ernährermodells organisiert: Herr Strobl war beruflich hoch engagiert und seiner Frau fiel die Rolle zu, ihm den Rücken freizuhalten und ihre Erwerbstätigkeit mit seinen Terminen und der Sorgearbeit für die gemeinsamen Kinder abzustimmen. So, wie Herr Strobl sich bis zur Trennung beruflich engagierte, wäre ein väterliches Residenzmodell gar nicht möglich gewesen, da er tagsüber kaum präsent war. Angesichts der Trennung entscheidet sich Herr Strobl zu einer radikalen Veränderung seiner Lebensführung. Er reduziert seine Erwerbsarbeit auf Teilzeit und übernimmt nun den größeren Anteil der Sorgearbeit. Frau Reinert dagegen, die vor der Trennung hauptverantwortlich für die Sorgearbeit war, wird nun von dieser Arbeit weitgehend freigestellt. Sie leidet unter der Trennung von ihren Töchtern. Die neue Wohnsituation ermöglicht ihr aber immerhin, nun ihren beruflichen Ambitionen zu folgen.

Auf ihre Initiative hin wird im Rahmen eines Mediationsprozesses ca. ein Jahr später ein Doppelresidenzmodell etabliert, in dem die Kinder abwechselnd eine Woche bei ihrer Mutter und eine bei ihrem Vater verbringen. Beide Eltern arbeiten nun Vollzeit und beteiligen sich zu gleichen Teilen an der Sorgearbeit für ihre Kinder. In der Woche, in der die Kinder bei ihnen sind, reduzieren sie ihre Arbeitszeit. In der jeweils „kinderfreien Woche“ gleichen sie dies durch Mehrarbeit wieder aus. Die Möglichkeit, die Arbeitszeiten an die An- und Abwesenheitsrhythmen der Kinder anzupassen, ist mit den Arbeitgeber\_innen abgesprochen bzw. durch die selbstständige Arbeitszeiteinteilung ohne Absprache möglich. Der Trennungsprozess führt bei diesem Paar anfangs zu einer Umkehrung des Erwerbs- und Sorgearrangements, langfristig findet jedoch eine Transformation zu einer paritätischen Arbeitsteilung statt.

#### 4.4 Die Kontinuität eines Doppelernährermodells: das Elternpaar Frau Beck und Herr Hofmann

Die Trennungsgeschichte dieses Elternpaares beginnt für beide mit einem langen Gespräch, in dem die Partner einvernehmlich feststellen, dass sie sich „auseinander geliebt“ haben. Während Herr Hofmann bereit gewesen wäre, die Paarbeziehung „für die Kinder“ aufrechtzuerhalten, besteht Frau Beck auf einer räumlichen Trennung. Beide vermeiden wechselseitige persönliche Vorwürfe. Die Eltern einigen sich von Anfang an

einvernehmlich darauf, nach der Trennung ein Doppelresidenzmodell zu praktizieren, wonach die 4- und 6-jährigen Kinder abwechselnd jeweils eine Woche bei Frau Beck und eine Woche bei Herrn Hofmann wohnen.

Ein zentraler Orientierungsrahmen für das Paar ist ein Konzept egalitärer Arbeitsteilung, insbesondere was die Teilhabe am Alltag und an der Sorge für ihre Kinder betrifft. Dies wird nicht nur abstrakt mit der Wichtigkeit von Mutter und Vater für die Kinder begründet, sondern auch damit, dass Herr Hofmann bereits den Kontakt zu einem seiner Kinder aus einer vorangegangenen Beziehung verloren hat und ihm ein weiterer Verlust nicht zumutbar ist. Das paritätische Arbeitsteilungskonzept wird von einem pragmatischen Elternschaftskonzept flankiert. Die Eltern kombinieren ihre paritätische Teilung der Care- und Erwerbsarbeit schon vor der Trennung mit einer außerfamilialen Ganztagskinderbetreuung. Keiner der beiden Elternteile konstruiert eine vorrangige Zugehörigkeit der Kinder zum eigenen Haushalt oder eine besondere Bindung an die eigene Person. Das Doppelresidenzmodell ist für beide unstrittig das Beste, nur über dessen konkrete Ausgestaltung wird verhandelt.

Das Paar Beck/Hofmann entscheidet vieles pragmatisch, was bei den Stobls wegen seiner symbolischen Aufladung hart umkämpft ist. Sie suchen gemeinsam eine zweite Wohnung in der Nähe der ersten, damit alle von kurzen Wegen profitieren können. Für beide ist es völlig unproblematisch, wenn es im Alltag zu Begegnungen zwischen dem jeweils nicht zuständigen Partner und den Kindern kommt. Herr Hofmann überlässt seiner Ex-Frau das Kindergeld, weil er sich mit den Einkäufen für die Kinder eher überfordert sieht. Gleichzeitig wird der ältere Sohn vor der Einschulung am Wohnsitz des Vaters angemeldet, um dort in einer von beiden Elternteilen als besser erachteten Grundschule angenommen zu werden. Die Entscheidung über den Wohnsitz und das Kindergeld trägt bei ihnen keine machtstrategischen Züge. Die Eltern entscheiden vielmehr auf der Basis gegenseitigen Vertrauens ganz im Interesse ihrer Kinder über die Ausgestaltung ihres Wohnarrangements.

Herr Hofmann und Frau Beck teilen sich die Sorgearbeit sowohl vor als auch nach der Trennung paritätisch. Herr Hofmann legt trotz einer belastenden Erwerbssituation mit wechselnden Arbeitgebern, frühen Arbeitszeiten und einem geringen Einkommen großen Wert darauf, seine Vaterrolle aktiv auszuüben. Herr Hofmann sucht nach der Trennung einen neuen Arbeitsplatz und macht dabei zur Bedingung, dass er seine Arbeitszeiten mit der im Wochenrhythmus anfallenden Sorgearbeit für seine Kinder vereinbaren kann. Frau Beck vereinbart mit ihrer Firma eine entsprechende Arbeitszeitergung.

Durch kurze Wege und eine kleine zusätzliche Wohnung, in der der Vater immer auf der Couch im Wohnzimmer schläft, wenn seine Kinder anwesend sind, halten Frau Beck und Herr Hofmann die Kosten für ihr Doppelresidenzmodell vergleichsweise niedrig. Das Paar Beck/Hofmann hat im Prozess der Trennung seine Orientierungsrahmen hinsichtlich der Organisation von Sorge- und Erwerbsarbeit nicht geändert. Der durch das Doppelresidenzmodell induzierte Wochenrhythmus ist für die Familie allerdings neu.

## 5 Fazit und Diskussion der Ergebnisse

Die Analyse der Fallbeispiele zeigt, wie relevant implizite Gender-, Paar- und Elternschaftskonzepte bei der Genese neuer Arbeitsteilungsarrangements nach einer Trennung sein können. Deutlich werden aber auch die Möglichkeiten, an einem solchen familialen Turning Point, die Arbeitsteilung neu zu gestalten.

### 5.1 Die Genese neuer Arrangements

Der Beschluss von Eltern, die Paarbeziehung und die Haushaltsgemeinschaft aufzulösen, hat für die familiäre Lebensführung weitreichende Folgen, denn die neuen Wohnarrangements erzeugen einen neuen Rahmen für die Sorge- und Erwerbsarrangements der Eltern. Zwar können Eltern Verantwortung auch an außerfamiliale Betreuungsinstanzen abgeben, doch im Binnenverhältnis der Eltern kommt dem Wohnsitz bzw. dem Wohnsitzwechsel der Kinder eine Schlüsselfunktion bei der Herausbildung der Zuständigkeit für die Sorgearbeit zu.

Bisher haben mehrere Untersuchungen gezeigt, dass die Genese der Wohnarrangements von äußeren Rahmenbedingungen und von den Ressourcen der Eltern abhängig ist. Es wird z. B. darauf verwiesen, dass die Rahmenbedingungen der Erwerbsarbeit oder die Verdienstmöglichkeiten der Eltern den Wohnarrangements häufig Grenzen setzen (vgl. Schier 2015). Auch Feijten und van Ham zeigen, dass Wohnentscheidungen von Müttern und Vätern häufig von finanziellen und räumlichen Restriktionen abhängig sind (vgl. Feijten/van Ham 2007). Mit wachsender Entfernung zwischen den Wohnorten der getrennt lebenden Eltern, entsteht z. B. ein größerer (finanzieller und organisatorischer) Aufwand für die Eltern, die sich Versorgung und Betreuung ihrer Kinder regelmäßig teilen (vgl. Schier 2015). Das Vorhalten von zwei kindgerecht ausgestatteten Wohnungen verursacht zudem hohe Kosten. Das Doppelresidenzmodell wird dementsprechend vor allem von Eltern praktiziert, die nah beieinander wohnen und über ein hohes Einkommen verfügen (Schier 2013; Bakker/Mulder 2013; ähnlich auch Schlinzig 2017: 74ff.).

Einige Autorinnen machen auch deutlich, dass gesellschaftliche und professionelle Diskurse über die „richtige“ Trennung eine Rolle bei der Herausbildung von Wohn- und Sorgearrangements spielen (vgl. Schier 2013, 2015). Solche Zusammenhänge sollen hier keineswegs bestritten werden. Es soll nur deutlich werden, dass bei der Transformation des Familiengefüges im Zusammenhang mit der Trennung oft unreflektiertes habitualisiertes Wissen relevant wird.<sup>11</sup>

Was die handlungsleitenden Gender- und Elternschaftskonzepte betrifft, so scheint für die beiden Paare mit Kindern unter drei Jahren über die Elternzeit und die Trennung hinaus undiskutiert festzustehen, dass Väter ihrer Berufstätigkeit unbedingte Priorität einräumen und dass die Erwerbstätigkeit der Mütter zur Disposition steht. In dem Moment, in dem sie ihre Erwerbsarbeit wieder aufnehmen, scheint ihnen das Management der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zuzufallen. Den Müttern bleibt die Hauptverantwortung für die Kinder, egal wie sehr sie ihre Erwerbsarbeit beansprucht. Dies

11 Zu diesem handlungsleitenden impliziten Wissen gehören am Turning Point der Trennung bei unseren Paaren auch Familienkonzepte und Vorstellungen von Untreue, Schuld und Fairness im Fall einer Trennung. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden.

entspricht gesellschaftlichen Konventionen, die weit über ihr bürgerliches Milieu hinaus gelten (vgl. Dreßler 2018) und in ihren paarinternen Routinen während der Elternzeit schon eingeübt werden.

Bei den von uns rekonstruierten Fällen ermöglicht das Doppelresidenzmodell den Eltern am ehesten eine paritätische Aufteilung der Sorgearbeit und bietet damit den Müttern bessere Bedingungen dafür, auch in Vollzeit erwerbstätig zu sein.<sup>12</sup>

Auf einer breiteren empirischen Grundlage konnte in einer Studie, in der unterschiedliche Wohn- und Sorgearrangements verglichen wurden, ebenfalls gezeigt werden, dass Mütter, die ständig mit ihren Kindern zusammenwohnen, größere Schwierigkeiten erleben, Anforderungen aus Erwerbs- und Sorgearbeit miteinander zu vereinbaren als die Mütter mit Doppelresidenzmodell (vgl. Bakker/Karsten 2013). Die Eltern, die ihre Kinder im Doppelresidenzmodell betreuen – das zeigen auch unsere Fälle –, wechseln in einem festgelegten Rhythmus zwischen langen und kurzen Arbeitszeiten. Um diese Lebensführung zu verwirklichen, sind die Eltern auf Arbeitgeber\_innen angewiesen, die diesen Rhythmus akzeptieren.

## 5.2 Arbeitsteilung: Transformation oder Kontinuität

Bakker und Mulder zeigten, dass sich die Auflösung des gemeinsamen Haushalts sehr unterschiedlich auf die Lebensführung von Eltern nach einer Trennung auswirkt: Häufig nahm die Sorgearbeit für die Väter zu und für die Mütter ab (vgl. Bakker/Mulder 2013). Wir konnten feststellen, dass die Trennung immer einen Zwang und eine Gelegenheit schafft, eingelebte Muster der Arbeitsteilung neu zu organisieren. Die quantitative Umverteilung der Arbeit ist bei manchen Paaren gering, doch die Qualität der Zeit mit und ohne Kinder verändert sich. Für die Väter entsteht erstmals Zeit, in der sie wirklich allein für die Kinder verantwortlich sind. Die Mütter werden ganz anders als vor der Trennung zeitweise, etwa für ein Wochenende, klar vorhersehbar von dieser Arbeit freigestellt. So ergeben sich für die Mütter Freiräume, in denen sie ihrer Erwerbsarbeit erneut oder verstärkt nachgehen, an Fortbildungen teilnehmen oder Freizeit genießen können. Der Trend zur Egalisierung der Arbeitsteilung fällt von Paar zu Paar allerdings unterschiedlich stark aus.

Die Paare Eckart und Hofer sind ein Beispiel dafür, dass zwei Paare mit gleichem Wohnarrangement – die vergleichsweise kleinen Kinder bleiben bei der Mutter –, doch sehr unterschiedliche Sorge- und Erwerbsarrangements entwickeln können. Gegenüber der Phase, in der die Frauen in Elternzeit waren, ergibt sich bei Eckarts eine „halbierte Transformation“, die sich im Wesentlichen auf die Erwerbsarbeit von Frau Eckart bezieht: Sie weitet ihre Erwerbsbeteiligung auf eine volle Stelle aus, Herr Eckart aber bleibt „Wochenendvater“. Die neue Familiensituation verlangt ihm in seiner Vaterrolle allerdings mehr Verbindlichkeit als bisher ab. Bei Hofers verändern sich nach der Trennung Erwerbs- und Sorgearrangement. Herr Hofer erweitert seine Sorgearbeit, Frau Hofer steigert ihre Erwerbsbeteiligung von der erwerbsfreien Elternzeit auf eine halbe Stelle. Die Arbeitsteilungsarrangements von Eckarts und Hofers entwickeln sich also recht unterschiedlich.

12 Inwiefern unterschiedliche Wohnarrangements förderlich für die Alltagsgestaltung und das psychische Wohlergehen der Kinder sind, stand nicht im Fokus dieser Auswertung, sollte aber an anderer Stelle kritisch hinterfragt werden (siehe hierzu bspw. Walper/Langmeyer 2008).

Bei den Paaren Strobl/Reinert und Beck/Hofmann wird deutlich, wie unterschiedlich auch eine weitergehende Modernisierung der geschlechtsbezogenen Arbeitsteilung verlaufen kann. Beim erstgenannten Paar sind zwei gegenläufige Transformationsprozesse zu beobachten. Zunächst kommt es ausgehend von einem von Frau Reinert nur ungern mitgetragenen männlichen Ernährermodell mit der Trennung zu einem vom Vater durchgesetzten Rollentausch mit väterlichem Residenzmodell. So schwer Frau Reinert die Trennung von ihren Töchtern auch fällt, sie nutzt die Gelegenheit, um beruflich wieder voll einzusteigen. So kommt es zu einer Umkehr der bisherigen Arbeitsteilung. Im von Frau Reinert angestoßenen Mediationsprozess verhandeln die Eltern nach Monaten, in denen sie Erfahrungen mit dem Rollentausch gemacht haben, nicht nur den Wohnsitz ihrer Kinder und die Arbeitsteilung, sondern sie entwickeln auch neue Konzepte von Vaterschaft und Mutterschaft. Sie finden zu einem gemeinsam getragenen Doppelresidenzmodell und einer paritätisch geteilten Sorge.

Die Arbeitsteilung des Paares Hofmann/Beck ist dagegen von großer Kontinuität geprägt. Eine paritätische Arbeitsteilung, die bereits vor der Trennung bestand, wird von den Partnern einvernehmlich vereinbart. Dafür scheint beiden Partnern von Anfang an das Doppelresidenzmodell geeignet. Bisher geteilte Orientierungsrahmen bestehen weiter. Das ermöglicht dem Paar einen Transformationsprozess, den sie mit wenig Brüchen und Belastungen vollziehen können. Die kontinuierliche paritätische Aufteilung der Sorgearbeit wird beim Paar Beck/Hofmann durch ein intaktes Vertrauensverhältnis der Eltern und ihre anhaltende Bereitschaft zu gegenseitiger Unterstützung flankiert.

Anhand der Fallbeispiele konnten wir vier Muster der Transformation von Arbeitsteilungsarrangements nach einer Trennung rekonstruieren:

1. die einseitige Transformation, die primär nur einen elterlichen Aufgabenbereich und nur einen Elternteil betrifft: von der Elternzeit der Mutter zu einem Doppelernährerarrangement mit konstant geringer väterlicher Beteiligung an der Sorgearbeit,
2. eine ausgewogene Transformation: die Etablierung eines modernisierten Ernährermodells mit deutlicher Beteiligung des Vaters an der Sorgearbeit,
3. die Transformation von einem modernisierten männlichen Ernährermodell zu einem Doppelernährermodell mit paritätischer Aufteilung der Sorgearbeit,
4. die Kontinuität eines Doppelernährermodells mit paritätischer Aufteilung der Sorgearbeit.

Das Ausmaß, in dem sich die Arbeitsteilung nach der Trennung verändert, ist sehr unterschiedlich. Durchweg aber wächst für die Väter die Verantwortung für ihre Kinder und für die Mütter steigen die Chancen, sich beruflich besser zu integrieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Trennung und Scheidung als familialer Turning Point die Möglichkeit bietet, Arbeitsteilungsarrangements neu zu verhandeln und zu gestalten und dass in diesem Transformationsprozess sowohl implizite Gender-, Beziehungs- und Elternschaftskonzepte als auch Familienkonzepte sowie strukturelle Rahmenbedingungen in Form von Unterhalts- und Erwerbspflichten sowie die finanziellen Ressourcen der Eltern eine Rolle spielen. Es wurde versucht, eine breite Variation der Transformationsprozesse für diesen Beitrag bereitzustellen. Dies ist allerdings nur

beschränkt gelungen. Die hier vorgestellten Paare lösen sich von der Vorstellung, ein Kind gehöre zur Mutter nur so weit, dass sie ein Wechselmodell und eine Teilung der Sorgearbeit praktizieren.

## Literaturverzeichnis

- Bakker, Wilma & Karsten, Lia (2013). Balancing paid work, care and leisure in post-separation households: A comparison of single parents with co-parents. *Acta Sociologica*, 56(2), 173–187. <https://doi.org/10.1177/0001699312466178>
- Bakker, Wilma & Mulder, Clara H. (2013). Characteristics of post-separation families in the Netherlands: Shared residence versus resident mother arrangements. *GeoJournal*, 78(5), 851–856. <https://www.jstor.org/stable/42002552>.
- Bathmann, Nina; Müller, Dagmar & Cornelißen, Waltraud (2011). Karriere, Kinder, Krisen. Warum Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen scheitern oder gelingen. In Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi & Ruth Becker (Hrsg.), *Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt* (S. 105–149). Wiesbaden: VS. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92629-2\\_4](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92629-2_4)
- Bohnsack, Ralf (2007). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die qualitative Methode* (6. Aufl.). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Cornelißen, Waltraud (2013). Der konzeptionelle Rahmen der eigenen Untersuchung. In Nina Bathmann, Waltraud Cornelißen & Dagmar Müller (Hrsg.), *Gemeinsam zum Erfolg? Berufliche Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen* (S. 34–64). Wiesbaden: VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93186-9>
- Cornelißen, Waltraud & Monz, Anna (2016). Coparenting: Wie kooperieren Eltern in Bezug auf die Versorgung, Betreuung und Erziehung ihrer Kinder nach einer Trennung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 36(1), 23–38.
- Dechant, Anna & Rinklage, Annika (2016). Anticipating motherhood and fatherhood: German couple's plans for children and paid work. In Daniela Grunow & Marie Evertsson (Hrsg.), *Couples' Transitions to Parenthood. Analysing Gender and Work in Europe* (S. 103–124). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781785366000.00015>
- Dreßler, Sabine (2018). *Mutterschaft aus Sicht von Müttern. Die Vielgestalt kollektiven Orientierungswissens*. Weinheim: Beltz/Juventa.
- Evertsson, Marie (2016). Institutional context, family policies and women's and men's work outcomes in eight European welfare states. In Daniela Grunow & Marie Evertsson (Hrsg.), *Couples' Transitions to Parenthood. Analysing Gender and Work in Europe* (S. 34–60). Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781785366000>
- Feijten, Peteke & van Ham, Maarten (2007). Residential mobility and migration of the separated. *Demographic research*, 17(21), 623–654. <https://doi.org/10.4054/DemRes.2007.17.21>
- Grunow, Daniela (2013). Zwei Schritte vor, eineinhalb Schritte zurück. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Sozialisation aus Perspektive des Lebensverlaufs. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 33(4), 384–398.
- Grunow, Daniela & Evertsson, Marie (Hrsg.). (2016). *Couples' Transitions to Parenthood. Analysing Gender and Work in Europe*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781785366000>

- Hirschauer, Stefan (2016). Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 45–67). Bielefeld: transcript.
- Hirsland, Andreas; Herma, Holger & Schneider, Werner (2005). Geld und Karriere – Biographische Synchronisation und Ungleichheit bei karriereorientierten Paaren. In Heike Solga & Christine Wimbauer (Hrsg.), „*Wenn zwei das Gleiche tun...*“ *Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples* (S. 163–186). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Institut für Demoskopie in Allensbach (2015). *Weichenstellungen für die Aufgabenteilung in Familie und Beruf. Untersuchungsbericht zu einer repräsentativen Befragung von Elternpaaren im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Zugriff am 26. April 2018 unter [www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_studies/Weichenstellungen.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/Weichenstellungen.pdf).
- Juby, Heather; Le Bourdais, Céline & Marcil-Gratton, Nicole (2005). Sharing Roles, Sharing Custody? Couples' Characteristics and Children's Living Arrangements at Separation. *Journal of Marriage and Family*, 67(1), 157–172. <https://doi.org/10.1111/j.0022-2445.2005.00012.x>
- Jürgens, Kerstin (2001). Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In Günter G. Voß & Margit Wehrich (Hrsg.), *Tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung* (S. 33–60). München, Mering: Rainer Hampp Verlag. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-324310>.
- Jurczyk, Karin & Klinkhardt, Josefine (2014). *Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte*. Zugriff am 26. April 2018 unter [https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/imported/leseprobe/LP\\_978-3-86793-543-2\\_1.pdf](https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/imported/leseprobe/LP_978-3-86793-543-2_1.pdf).
- Jurczyk, Karin & Rerrich, Maria S. (1993). Lebensführung weiblich – Lebensführung männlich. Macht diese Unterscheidung heute noch Sinn? In Karin Jurczyk & Maria S. Rerrich (Hrsg.), *Die Arbeit des Alltags* (S. 279–309). Freiburg: Lambertus. <http://dx.doi.org/10.17877/DE290R-4283>
- Känsälä, Marja & Oinas, Tomi (2016). The division of domestic work among dual-career and other dual-earner couples in Finland. *Community, Work & Family*, 19(4), 438–461. <https://doi.org/10.1080/13668803.2015.1057105>
- Kaufman, Gayle & Bernhardt, Eva (2015). Gender, work and childbearing: couple analysis of work adjustments after the transition to parenthood. *Community, Work & Family*, 18(1), 1–18. <https://doi.org/10.1080/13668803.2014.928610>
- Kassner, Karsten & Rülting, Anneli (2005). „Nicht nur am Samstag gehört Papa mir!“ Väter in egalitären Arrangements von Arbeit und Leben. In Angelika Tölke & Karsten Hank (Hrsg.), *Männer – das vernachlässigte Geschlecht in der Familienforschung* (S. 235–264). Wiesbaden: VS.
- Kramer, Rolf-Torsten (2013). „Habitus(-wandel)“ im Spiegel von „Krise“ und „Bewährung“. Strukturtheoretische Überlegungen zu einer dokumentarischen Längsschnittforschung. *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 14(1), 13–32. <https://doi.org/10.3224/zqf.v14i1.15450>
- Leinfellner, Stefanie (2014). „Ich hatte ein paar mehr Kämpfe auszustehen als mein Mann.“ Dual-Career-Couples auf der Suche nach den Faktoren für gutes Leben und Arbeiten in der Wissenschaft. *GENDER*, 6(3), 78–93. <https://doi.org/10.3224/gender.v6i3.18547>
- Offe, Heinz (2006). Warum eigentlich Umgang? – Normative Überlegungen, theoretische Begründungen und empirische Befunde. In Thomas Fabian & Sabine Nowara (Hrsg.), *Neue Wege und Konzepte in der Rechtspsychologie* (3. Aufl., S. 105–118). Berlin: LIT.

- Peukert, Almut (2015). *Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit: Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen?* Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07071-7>
- Pfau-Effinger, Birgit (2014). Geschlechterarrangements in Europa: Kulturelle Leitbilder, Politik und Arbeitsmarkt. In Detlev Lück & Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa* (S. 175–197). Stuttgart: Lucius & Lucius. <https://doi.org/10.1515/9783110508987-007>
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Schadler, Cornelia (2016). How to Define Situated and Ever-Transforming Family Configurations? A New Materialistic Approach. *Journal of Family Theory & Review*, 8(4), 503–514. <https://doi.org/10.1111/jftr.12167>
- Schier, Michaela (2013). Multilokale Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung. In Oliver Schwedes (Hrsg.), *Räumliche Mobilität in der zweiten Moderne. Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten* (S. 189–211). Berlin: LIT.
- Schier, Michaela (2015). Post-separation Families: Spatial Mobilities and the Need to Manage a Multi-local Everyday Life. In Can Aybek, Johannes Huinink & Raya Muttarak (Hrsg.), *Spatial Mobility, Migration, and Living Arrangements* (S. 207–226). Dordrecht: Springer. [https://doi.org/10.1007/978-3-319-10021-0\\_10](https://doi.org/10.1007/978-3-319-10021-0_10)
- Schlinzig, Tino (2017). *Identitätspolitik multilokaler Nachtrennungsfamilien. Praktiken der Vergemeinschaftung im paritätischen Wechselmodell* (Dissertation). Technische Universität Dresden. Zugriff am 26. April 2018 unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-226556>.
- Schmidt, Eva-Maria; Rieder, Irene; Zartler, Ulrike; Schadler, Cornelia & Richter, Rudolf (2017). Turning points in the transition to parenthood: Variability of father involvement over time. *Zeitschrift für Familienforschung*, 29(2), 139–155. <https://doi.org/10.3224/zff.v29i2.01>
- Sünderhauf, Hildegund (2013). *Wechselmodell: Psychologie – Recht – Praxis*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19019-8>
- Tölke, Angelika & Wirthwein, Heike (2013). Der Wandel partnerschaftlicher Erwerbsarrangements und das Wohlbefinden von Müttern und Vätern in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 33(4), 365–383.
- Trappe, Heike; Pollmann-Schult, Matthias & Schmitt, Christian (2015). The Rise and Decline of the Male Breadwinner Model: Institutional Underspinnings and Future Expectations. *European Sociological Review*, 31(2), 230–242. <https://doi.org/10.1093/esr/jcv015>
- Walper, Sabine (2016). Arrangements elterlicher Fürsorge nach Trennung und Scheidung: Das Wechselmodell im Licht neuer Daten aus Deutschland. In Deutscher Familiengerichtstag e. V. (Hrsg.), *Brühler Schriften zum Familienrecht. 21. Deutscher Familiengerichtstag* (Band 19, S. 99–143). Bielefeld: Giesecking Verlag.
- Walper, Sabine & Langmeyer, Alexandra (2008). Auswirkungen einer elterlichen Scheidung auf die Entwicklung der Kinder. Zum Stand der Familienforschung. *Kindschaftsrecht und Jugendhilfe*, 3, 94–97.
- Walper, Sabine & Lux, Ulrike (2016). Das Wechselmodell nach Trennung und Scheidung in der Diskussion. *Frühe Kindheit*, 19(2), 6–15.
- Yarwood, Gemma Anne & Locke, Abigail (2016). Work, parenting and gender: the care-work negotiations of three couple relationships in the UK. *Community, Work & Family*, 19(3), 362–377. <https://doi.org/10.1080/13668803.2015.1047441>

## Zu den Personen

*Anna Monz*, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin, ISF München – Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e. V. Arbeitsschwerpunkte: Erwerbs- und Sorgearbeit, Paarbeziehung und Familie, mobile Arbeit.

Kontakt: ISF München, Jakob-Klar-Straße 9, 80796 München

E-Mail: [anna.monz@isf-muenchen.de](mailto:anna.monz@isf-muenchen.de)

*Waltraud Cornelißen*, Dr., Soziologin im Ruhestand, zuletzt wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut München. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Familienforschung, Paarsoziologie.

E-Mail: [w.cornelissen@online.de](mailto:w.cornelissen@online.de)

# Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext

## Zusammenfassung

Anlass unseres Beitrags ist die Beobachtung, dass sich in aktuellen feministischen Debatten – insbesondere im Kontext der Nachhaltigkeitswissenschaften – vermehrt auf ‚Care‘ als Denk- und Handlungsprinzip bezogen wird. Damit wird ‚Care‘ (auch) auf die Kategorie Natur erweitert. Wir gehen davon aus, dass eine solche Erweiterung die Komplexität und Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse vernachlässigt. Eine Folge könnte die Übertragung macht- und herrschaftsförmiger Momente von Sorgebeziehungen auf den Umgang mit nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ sein. Wir begeben uns auf eine Spurensuche, die über die Auseinandersetzung mit ‚Natur‘ als immanenter Kategorie von (Care-)Debatten der Neuen Frauen- und Ökologiebewegung der 1970er-Jahre bis hin zu einer Untersuchung ausgewählter Arbeiten zu ‚Natur‘ als expliziter Kategorie in ‚Care‘-Beziehungen zwischen Menschen und nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ führt. Der Beitrag richtet sich explizit gegen die Tendenz der Essentialisierung von ‚Natur‘ und ‚Geschlecht‘. Stattdessen plädieren wir für eine nachhaltige Nutzung von ‚Natur/en‘ in vorsorgender Perspektive.

### *Schlüsselwörter*

Care, Feminismus, Emanzipation, Nachhaltigkeit, Natur/en

## Summary

Which ‘nature(s)’ do we care for? Critical feminist perspectives on current care debates in a social-ecological context

Our research was based on the observation that reference is increasingly being made in current feminist debates (especially in the context of sustainability sciences) to ‘care’ as a principle of thought and action. ‘Care’ is (also) extended to the category ‘nature’. We assume that such an extension neglects the complexity and effectiveness of societal relations to nature and gender relations. One possible consequence could be that aspects of power and domination are transferred from care relationships to interaction with nonhuman ‘nature(s)’. We go in search of clues, starting with the analysis of ‘nature’ as a category of (care) debates inherent to the New Feminist and Ecology Movement of the 1970s. We finish by examining select work on ‘nature’ as an explicit category in care relationships between humans and nonhuman ‘nature(s)’. The article explicitly opposes the tendency to essentialize ‘nature’ and ‘gender’ and advocates the sustainable use of ‘nature(s)’ from a ‘Vorsorge’ perspective.

### *Keywords*

care, feminism, emancipation, sustainability, nature(s)

## 1 Einleitung: ‚Care‘ im Fokus genderorientierter Debatten um Nachhaltigkeit

Es sieht aus, als kehrte mit den in jüngerer Zeit geradezu sprunghaft anwachsenden geschlechtertheoretischen oder/und -politischen Rekursen auf ‚Care‘ die Kategorie Natur mit Macht in die feministischen Debatten zurück. Und dies in doppelter Weise:

1. Mit dem berechtigten Hinweis auf die Dringlichkeit nachhaltiger Wirtschafts- und Lebensweisen rücken sog. Sorgearbeiten in den Blick, die insbesondere als personenbezogene Pflege- und Versorgungstätigkeiten auf die ‚*Körper-Natur*‘ von Menschen gerichtet sind.
2. ‚Care‘ wird als Denk- und Handlungsprinzip sowie als Haltung auf den individuellen und gesellschaftlichen Umgang mit *nichtmenschlichen* ‚*Natur/en*‘ – auf Tiere, Pflanzen und Ökosysteme – erweitert und geht in dieser Weise in feministische Ökonomiekritiken sowie Visionen von nachhaltigem Leben ein.

Auf beiden Wegen rücken Natur- und Geschlechterverhältnisse in den feministischen Perspektiven auf Nachhaltigkeit – hier verstanden als (re)produktionstheoretische Orientierung auf sozial-ökologische Zusammenhänge (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006) – zusammen. Damit werden nicht nur neue Visionen, sondern auch alte Dilemmata bedient. Denn auch wenn eine Neuauflage des Ökofeminismus im Hinblick auf eine vermittlungstheoretisch fundierte, feministische Positionierung zur sog. Ökologiefrage und zu Nachhaltigkeitsthemen einerseits notwendig erscheint (vgl. auch Holland-Cunz 2014: 44), ist sie andererseits auch mit der Gefahr verbunden, dass die Kategorien Natur und Geschlecht in essentialistischer Weise verkürzt und zur Legitimierung von Ungleichheitslagen genutzt werden. Indem in feministischen Debatten um Nachhaltigkeit essentialistische Sichtweisen auf ‚*Natur*‘ und ‚*Frau*‘ (wieder) miteinander verbunden werden, wächst das Risiko, dass die „Dekonstruktion der Dekonstruktion“ und die „Rematerialisierung“ feministischer Theorie (Holland-Cunz 2014: 44) in die Reproduktion öko-spiritueller ‚*Frau = Natur*‘-Reduktionismen umschlagen. Unser Anliegen ist es, unserer Sorge um die in Sorge-Debatten eingeschriebenen Naturverständnisse Ausdruck zu verleihen. Dazu fragen wir, wie ‚*Natur*‘ bzw. ‚*Natur/en*‘ in diese Debatten eingelassen sind. Unsere Überlegungen werden von der These geleitet, dass eine unreflektierte Erweiterung von ‚*Care*‘ auf nichtmenschliche ‚*Natur/en*‘ die Komplexität und Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse vernachlässigt. Eine Folge dieser Vernachlässigung könnte sein, dass Momente der Macht- und Herrschaftsförmigkeit von Sorgebeziehungen, wie sie für Mensch-Mensch-Interaktionen beschrieben werden (vgl. z. B. Kittay 1999; Haug 2011; Jochimsen 2013), in die Sphäre des menschlichen und/oder gesellschaftlichen Umgangs mit nichtmenschlichen ‚*Natur/en*‘ übertragen werden. Die in nachhaltigkeitsbezogenen Care-Debatten zum Ausdruck kommende Intention, durch eine (für)sorgende, achtsame Haltung gegenüber ‚*Natur*‘ die gesellschaftlichen, ökonomischen und wissenschaftlichen Zwänge zur Naturbeherrschung unterlaufen oder sie gar aufheben zu können (vgl. z. B. Gottschlich/Katz 2018), würde somit konterkariert.

Eine Ursache für die aktuell vorherrschende Nichtthematisierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, vor allem im Umgang mit nichtmenschlichen ‚*Natur/en*‘, könnte in der Unschärfe des Begriffs Care und der hiermit verbundenen Unklarheit in Bezug auf die Verortung der Debatten auf gesellschaftlicher (und gesellschaftstheoretisch eingebetteter) Ebene und/oder auf individueller (häufig ethisch oder/und psychologisch begründeter) Ebene liegen (Abschnitt 2). Ein Rückblick auf die Kontroversen um ‚*Natur*‘ und ‚*Geschlecht*‘ in den frühen Jahren der Neuen Frauenbewegung ermöglicht es, nach den immanenten Naturverständnissen in Debatten um (sozial) ‚weibli-

che‘ Arbeit sowie in aktuellen Care-Debatten zu fragen (Abschnitt 3). Auf der Basis eines Literaturreviews analysieren wir in Abschnitt 4 schließlich, welche und wie ‚Natur/en‘ in solchen – vorwiegend feministischen – Positionen zu ‚Care‘ adressiert werden, die die Kategorie explizit auf nichtmenschliche ‚Natur/en‘ erweitern. In einem Fazit (Abschnitt 5) reflektieren wir diese Überlegungen, indem wir die unterschiedlichen Positionierungen zu ‚Care‘ und Mensch-Natur-Beziehungen herausarbeiten und zur Diskussion stellen.

## **2 Soziale Reproduktion und ‚Care‘ – Verbindungen, Unterscheidungen und Kontroversen in feministischen Debatten**

Was genau wird von wem und mit welcher Intention unter ‚Care‘ verstanden? Wir wollen in diesem Beitrag kein eigenes Verständnis von ‚Care‘ zugrunde legen oder entwickeln, sondern stellen fest, dass der Begriff aufgrund verschiedener disziplinärer Hintergründe, die in feministischen Care-Debatten zusammenlaufen, sowie auch aufgrund unterschiedlicher Übersetzungen ins Deutsche für einen „Schmelztiigel ganz unterschiedlicher Bedeutungen“ (Haug 2011: 358) zu stehen scheint. Diese reichen von „Nothilfe“ über „Fürsorge“ bis hin zu „mitmenschlicher Tugend“, „Hilfe aus Liebe“, Versorgung und Pflege von Kindern, alten und kranken Menschen. Aus dieser begrifflichen Unschärfe resultiert, so Klinger, die Gefahr, „die vielfältigen konkreten Tätigkeiten und sozialen Praxen aus ihrem historischen und gesellschaftlichen Kontext“ (Klinger 2013: 267) zu reißen und in einem „traveling concept“ (Klinger 2013: 267) verschwinden zu lassen. Sowohl der Care-Begriff als auch die an ihn gebundenen Konzepte, wie „Sorgende Rationalität“ und „Sorgeökonomie“ (Jochimsen 2003, 2013; Knobloch 2013) oder „Sorgende Demokratie“ (Tronto 2016), könnten (ungewollt) dazu beitragen, dass die feministisch ökonomische Kritik an der Trennungsstruktur zwischen Produktions- und sog. Reproduktionssphäre durch die in dem Begriff mitschwingenden positiven Konnotationen und mit ihm transportierten ethisch moralischen Postulate verwässert wird. Die in gesellschaftlichen Sorgeinstitutionen und individuellen Sorgesituationen wirksam werdenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden darin unsichtbar, bleiben unentdeckt oder werden mindestens nicht kritisch reflektiert (vgl. auch Haug 2011). ‚Care‘ wird – gerade weil der Begriff uneindeutig ist – zu einer kaum mehr hinterfragbaren Kategorie (Martin et al. 2015).

Es sieht aus, als stünden mit ‚Care‘ verbundene Postulate in den feministischen Debatten nicht nur für Vieles, sondern auch für viel Unvereinbares. So werden die auf die sog. Hausarbeitsdebatte (z. B. Bock/Duden 1977) sowie auf die mit den Begriffen Fürsorge- und Sorgearbeit assoziierten feministischen Debatten zurückgehenden Diskussionen um (soziale) Reproduktion mit Konzepten im semantischen Begriffsfeld von ‚Care‘ verbunden oder auch in Eins gesetzt. In dieser In-Eins-Setzung verschwimmen jedoch verschiedene, möglicherweise gegenläufige geschlechtertheoretische und -politische Positionen: So geht es einerseits um den Beitrag ökonomisch nicht bewerteter, unbezahlter Arbeiten und Leistungen zu (nicht)nachhaltigem Leben und Wirtschaften. Damit verbinden sich Fragen nach einer Erweiterung der Arbeits- und Ökonomiebe-

griffe um nichtmarktliche (und nichtvermarktbar) menschliche und nichtmenschliche Produktivität, die als nichtökonomische externalisiert und als unproduktive, bestenfalls ‚reproduktive‘ Leistung ökonomisch unsichtbar wird (Biesecker/Hofmeister 2006, 2010). Andererseits aber geht es in Verbindung mit ‚Care‘ um konkrete Arbeit, d. h. um qualitativ bestimmte, besondere Tätigkeiten, die aufgrund ihrer Eigenschaften (komplex, multitemporal, verantwortlich, schützend, pflegend, achtsam) aus einer ethischen Perspektive auf Nachhaltigkeit besonders wertgeschätzt und (soweit es sich um ökonomisch bewertete, bezahlte Arbeiten handelt) durch bessere Bezahlung aufgewertet werden sollen. Geht es also zum einen um eine ökonomie- und gesellschaftskritische Position zu Arbeiten, in der sich eine feministische Perspektive auf die unbezahlten Tätigkeiten der ‚(Haus-)Frau‘ richtet, geht es zum anderen um einen mit ‚Frauen‘ und ‚Weiblichkeit‘ assoziierten Typus von Tätigkeiten, die moralisch aufgeladen mit guter bzw. guttuender Arbeit in Verantwortung für und zum Wohle anderer Menschen ausgeführt werden. In dieses Spannungsverhältnis sind die Debatten um ‚Caring for/with nature/s‘ eingelassen. Wo sich ‚Care‘ konzeptionell und visionär mit Nachhaltigkeit und sozial-ökologischer Transformation, mit ‚Gutem Leben‘ und/oder mit intra- und intergenerationaler Gerechtigkeit (u. a. Gottschlich 2012; Bauhardt 2017; Littig 2018 Méda 2017; Gottschlich/Katz 2018; Nelson/Power 2018) verbindet, geraten die den Sorgebeziehungen inhärenten Macht- und Herrschaftsmomente leicht aus dem Blickfeld.

Dies veranlasst uns, der Frage nach Macht- und Herrschaftsverhältnissen explizit nachzugehen, wie sie in feministische Debatten um Care eingelassen ist oder nicht, wie sie explizit oder implizit, kritisch oder unreflektiert behandelt wird (z. B. Jochimsen 2003, 2013; Murphy 2015; Kittay 1999; Praetorius 2015; Winker 2015; Wichterich 2017). Im Blick auf die in jüngerer Zeit deutlicher artikulierte Übertragung des Care-Begriffs auf den Umgang mit nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ gerät diese Frage in eine heikle Position. Zirkulär wird die Argumentation dann, wenn einerseits die Rede von Nachhaltigkeit im Umgang mit ‚Natur/en‘ mit dem Postulat verknüpft wird, dass die Beherrschung von ‚Natur‘ zurückgenommen werden müsse; andererseits jedoch Macht- und (womöglich) Herrschaftsmomente unhinterfragt mitgenommen werden, weil sie in Sorgebeziehungen eingelassen sind und mit dem Verweis auf die ‚(Körper-)Natur‘ der ‚Care‘-Receiver legitimiert werden. In einem solchen Sorge-Paradoxon gerät ausgerechnet das ins Zentrum der Kritik, was Ausgangspunkt und Anlass der politischen Frauenbewegung und Grundlage kritischer wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit durch Ungleichheitslagen und Ungerechtigkeit gekennzeichneten Geschlechterverhältnissen war: Die Leitziele Emanzipation, Recht auf Selbstbestimmung und (ökonomische) Unabhängigkeit als Ursprünge der kritischen Frauenbewegung in den 1970er-Jahren und darauf aufbauende Frauen- und Gleichstellungspolitiken würden in einer sorgезentrierten Debatte mehr und mehr infrage gestellt, negiert oder sogar konterkariert.

Wie also sind ‚Natur‘ und ‚Natürlichkeit‘ eingelassen in die Debatten um Care? Diese Frage führt zunächst zurück in die Anfänge der Debatten – in die Diskussion um (sozial) ‚weibliche‘ Arbeit und ‚Hausarbeit‘ in den 1970er-Jahren.

### 3 Natur als immanente Kategorie in Care-Debatten

Zu Beginn der Neuen Frauenbewegung in Deutschland begründete die sog. Hausarbeitsdebatte eine spezifisch feministische Kritik an ökonomischem Denken und Handeln: Sie fokussierte auf die Frage nach der „Aufteilung der gesellschaftlichen Arbeit in die marktförmige beziehungsweise bezahlte Erwerbsarbeit und die nicht-marktförmige beziehungsweise unentgeltliche Reproduktionsarbeit im Haushalt“ (Bauhardt/Çağlar 2010: 7). Aus einer marxistisch geprägten und feministisch erweiterten Perspektive wurden die ökonomische Funktion von Hausarbeit als ‚Reproduzentin‘ der Arbeitskraft, die Forderung „Lohn für Hausarbeit“ und das in dieser Sicht problematische Verständnis von Haus- und Versorgungsarbeit als Nicht-Arbeit, als „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1977; Hartmann 2011) kritisch diskutiert. Konsens bestand dabei in der Überzeugung, dass der Arbeitsbegriff um die unbezahlte Reproduktionsarbeit zu erweitern und dass darunter die nicht entlohnte Versorgung von Menschen außerhalb des Marktes zu verstehen sei (Lenz 2008: 149). ‚Care‘-Arbeit wurde meist synonym für Versorgungsarbeit verwendet und als Teil der (privaten) Familienarbeit begriffen (Lenz 2008: 150). Gegen die Behauptung einer biologisch begründeten Zuweisung von Haus- und Familienarbeit an Frauen wurde Kritik an der bestehenden geschlechtlichen Arbeitsteilung als soziales Verhältnis formuliert. Der Verweis auf die ‚natürliche‘ Rolle der Frau als Mutter und Hausfrau wurde entschieden zurückgewiesen. Es galt, einen mindestens gleich großen Anteil an bezahlter Erwerbsarbeit für Frauen und damit verbunden deren ökonomische oder mindestens finanzielle Unabhängigkeit von Männern zu erkämpfen.

Doch entwickelten sich auf der Basis dieses Konsenses über Emanzipationsziele durch ökonomische Unabhängigkeit der Frauen von (Ehe-)Männern und Vätern zwei gegenläufige Positionen: erstens die Überzeugung, dass „Lohn für Hausarbeit“, d. h. die Bezahlung von Hausarbeit als ‚Frauenarbeit‘, geeignet sei, Frauen aus der Falle ihrer gesellschaftlichen Festlegung zu befreien und Emanzipation zu befördern. Und zweitens die Position, dass ein solcher Ansatz umgekehrt dazu beitrage, die Rolle von Frauen als Ungleiche im System der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu festigen – statt einer Verbesserung des Hausfrauendaseins (durch Bezahlung) gälte es, dieses abzuschaffen (Schwarzer 1977 nach Lenz 2008: 159).

Mit dem in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre an Einfluss gewinnenden Differenzfeminismus geriet der Mütteransatz zunehmend in den Vordergrund feministischer Diskussionen. Hiermit wurde ein Frauenbild (wieder) erfunden und neu bedient, das die Eigenschaften von ‚Frauenarbeit‘ auf affektive, emotionale Eigenschaften reduziert – Eigenschaften, die auf im Begriff Care mitschwingende Bedeutungen (Murphy 2015: 721) verweisen und in internationalen feministischen Diskursen ebenso stark umstritten waren. Zugleich aber markierte diese identitätspolitisch begründete Frage nach der biologischen Festlegung ‚der Frau‘ auf Mutterschaft und damit verbunden auf die gesellschaftliche Zuständigkeit für Beziehungen, Solidarität, Fürsorge etc. (Jaeckel/Tüllmann 1979 nach Lenz 2008: 200) die Thematisierung der ‚Naturfrage‘ in den Debatten der feministischen Bewegung dieser Zeit.

Die Behauptung eines ‚natürlichen‘ Zusammenhangs zwischen der ‚(Körper-)Natur‘ ‚der Frau‘ und deren gesellschaftlicher Zuständigkeit für ‚Care‘-Arbeit ging in (West-)Deutschland einher mit einer Entwicklung der sog. Ökologiebewegung: Politi-

sche Bündnisse, personelle und inhaltliche Verbindungen in den Positionen der Frauenbewegung (in der die Mütterfrage dominant diskutiert wurde) und der politischen Ökologiebewegung (in der die Naturfrage mit dem Fokus auf Erhaltung und Schutz diskutiert wurde) stellten sich her. In dieser historischen Situation konnte sich das vonseiten der Mütter mit Rekurs auf die ‚(Körper-)Natur‘ der ‚Frau‘ als (potenziell) Gebärende und Mutter vorgetragene restriktive Frauenbild mit dem Leitbild eines konservativen, ökologischen Lebensentwurfs verbinden. Das Bild von einer als ganzheitlich und harmonisch verklärten nichtmenschlichen ‚Natur‘ entsteht hier in der Allianz mit und komplementär zu einem ebenso essentialistisch verklärten Begriff einer ‚weiblichen (Körper-)Natur‘. Eine so konzeptualisierte menschliche und nichtmenschliche ‚Natur‘ legitimiert die Rolle ‚der Frau‘ als ‚Care‘-Arbeiterin. In dieser Allianz, die die Grundlage des Ökofeminismus im deutschsprachigen Raum bildete und das Ideal einer ökologischen Lebensweise bediente, wurden die emanzipativen Ziele der Frauenbewegung abgewertet und diskreditiert. Im Namen des Leitbilds Ökologie wurden im deutschsprachigen ‚Ökofeminismus‘ (vgl. z. B. Bennholdt-Thomsen/Mies 1997) die tradierten Geschlechterrollen als der ‚weiblichen Natur‘ angemessene gesetzt und Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis naturalisiert.

Mit den aktuellen Debatten zu Care kehrt diese frühe Auseinandersetzung um eine Naturalisierung sozialer Geschlechterverhältnisse versus einer soziozentrischen Sicht auf ‚Geschlecht‘ als Konstruktion in den Feminismus zurück. In diesen Debatten scheinen die inhärenten Essentialisierungen von ‚Natur‘ sowie die aus der Analogisierung ‚Frau = Natur‘ abgeleiteten Naturalismen – eher unbewusst als bewusst – wieder auf. Im Kontext von feministischer Ökonomik und Ethik, die sich ausdrücklich sozial *und* ökologisch positionieren (z. B. Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften 2000; Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften 2013), droht die Debatte um Care dann in ein Dilemma zu geraten, wenn Sorgesituationen und -beziehungen auf Beziehungen zu nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ erweitert werden. Dort, wo ‚Care‘ gar für den gesellschaftlichen Umgang mit ‚Natur‘ normativ und politisch geltend gemacht wird (z. B. Gottschlich 2012; Gottschlich/Katz 2018), gerät immanent ein essentialistischer und paternalistischer Naturbegriff in die aktuellen Debatten hinein, dessen feministische Reflexion und Kritik dringlich wird.

Denn in diesen Debatten weitgehend unausgesprochen und unreflektiert sind die mit ‚Care‘ verbundenen Machtasymmetrien und Herrschaftsverhältnisse in zwischenmenschlicher wie in sozialer Hinsicht: In die Frage nach der Sorgebedürftigkeit von Menschen ist jene nach der ‚(Körper-)Natur‘ immer schon als eine machtanalytisch heikle Frage eingelassen (Mölders/Hofmeister 2018: 69f.). Auch über die Sorge für Menschen hinaus wird diese Frage heikel: Eine Universalisierung der Vorstellung von einer bedürftigen, empfindsamen und empfindlichen (ökologischen) ‚Natur‘, zu deren Erhaltung und Schutz beizutragen sich moderne Gesellschaften moralisch verpflichtet haben, trägt zu einem restriktiven Naturverständnis bei, wie es der Ökologischen Ökonomie sowie politischen Umwelt- und Naturschutzkonzepten zugrunde liegt (Hofmeister/Mölders 2013; Mölders/Hofmeister 2018; Hofmeister/Kanning/Mölders i. E.). Wenn wir im Folgenden auf Ansätze blicken, die den Bezug von ‚Care‘ auf nichtmenschliche ‚Natur/en‘ explizit herstellen, werden deshalb Macht- und Herrschaftsaspekte in den gesellschaftlichen Naturverhältnissen zu bedenken sein.

## 4 Natur als explizite Kategorie in Care-Debatten

‚Care‘ ist ein relationales Konzept: Es fokussiert auf Beziehungen und fragt nach den Inhalten und Formen des (Sich)-In-Beziehung-Setzens. Darin stimmen die auf ‚Care‘ bezogenen Studien unterschiedlicher disziplinärer Herkunft für unterschiedliche Handlungsfelder überein. Diese Grundannahme verbindet auch jene Arbeiten miteinander, die sich mit den Möglichkeiten und Grenzen der Übertragbarkeit von ‚Care‘ auf die äußere ‚Natur‘ des Menschen, d. h. mit der Übertragbarkeit auf Mensch-Natur-*Beziehungen*, auseinandersetzen. Wie verändern sich in der Erweiterung der ‚Care‘-Beziehungen auf nicht-menschliche ‚Natur/en‘ das Naturverständnis sowie die Denk- und Handlungsprinzipien? Hierzu haben wir eine Auswahl an deutsch- und englischsprachigen Veröffentlichungen analysiert, die an der inhaltlichen Schnittstelle von ‚Care‘ und ‚Natur‘ zu verorten sind.

Die Textauswahl basiert auf einem Literaturreview, in dem über die Suchmaschine Google Scholar, die Datenbanken Scopus und Gender Open Repository sowie die Technische Informationsbibliothek nach deutschen und englischen Schlagworten recherchiert wurde. Das Suchergebnis wurde um Texte ergänzt, die über Literaturverweise sowie im Zuge der Dokumentation des Forschungsstandes recherchiert wurden. Insgesamt wurden 15 Texte, in denen explizite inhaltliche Bezüge zwischen ‚Care‘ und ‚Natur‘ hergestellt werden, vertieft analysiert.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Auseinandersetzung mit ‚Natur‘ innerhalb der Care-Debatten keine prominente Rolle einnimmt. Dennoch verweisen verschiedene Autor\*innen darauf, dass Fisher und Tronto ‚Care‘ bereits 1990 auf Menschen *und* ‚Natur‘ bezogen haben:

„On the most general level, we suggest that caring be viewed as a *species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our ‘world’ so that we can live in it as well as possible*. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life-sustaining web“ (Fisher/Tronto 1990 nach Tronto 1993: 103).

Demnach sind sowohl die innere ‚Natur‘ des Menschen („our bodies“) wie auch die – möglicherweise vorschnell auf ‚Natur‘ reduzierte – menschliche Umwelt („our environment“) Gegenstand von ‚Care‘. ‚Care‘ wird dabei als Tätigkeit adressiert, als etwas, das Menschen tun (sollten), um ihre Welt zu erhalten, fortzuführen und zu reparieren.

Der allgemeinste Anknüpfungspunkt, der sich auf dieser Basis für die Auseinandersetzung mit ‚Care‘ und nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ ergibt, ist die Bezugnahme auf das Lebendige. Diese findet sich etwa bei Gottschlich und Katz (2018), die – insbesondere im Anschluss an feministisch posthumanistische Arbeiten – Tieren, Pflanzen und anderen Daseinsformen als „nicht-menschlichen Lebewesen“ einen Anspruch auf ‚Gutes Leben‘ und ‚Care‘-Ethik zusprechen (Gottschlich/Katz 2018: 192). Ausgehend von ethischen und ökonomischen Zugängen als zentralen Begründungszusammenhängen für ‚Care‘ erweitern die Autorinnen ihr Plädoyer für einen sorgenden Umgang mit Menschen und ‚Natur/en‘ aus politikwissenschaftlicher Perspektive (vgl. auch Gottschlich/Bellina 2016) und schließen damit explizit an die Idee einer „Caring Democracy“ von Tronto (2013) an. Außerdem betonen sie, dass ‚Care‘ nicht nur Praxis sei, sondern auch und vor allem eine Rationalität, die sie als Fürsorgerationalität charakterisieren (vgl. auch Gottschlich 2012: 2; Gottschlich et al. 2014: 12). Dabei setzen sie Für- und Vorsorge synonym (Gottschlich et al. 2014: 18).

Auch Puig de la Bellacasa (2011) begreift ‚Care‘ als Praxis und als ethisch-politische Verpflichtung. Und auch sie begründet ihre aus der Perspektive feministischer Science and Technology Studies (STS) abgeleitete Forderung nach ‚Care‘ mit der „awareness of the liveliness of things“ (Puig de la Bellacasa 2011: 87). Diese Dinge sind für sie die vernachlässigten Dinge, deren Lebendigkeit – im Sinne Latours – aus ihrem Akteursstatus in Mensch-Natur-Technik-Netzwerken erwachsen. Dabei führt ihre feministische Lesart Puig de la Bellacasa (2011) dazu, die von Latour vorgenommene Erweiterung von „matters of fact“ zu „matters of concern“ zu „matters of care“ fortzuschreiben. Sie entwickelt ein Verständnis von ‚Care‘, das Sorge nicht im Sinne einer „moralischen Gesinnung“ oder „leeren normativen Haltung“ zu verkürzen sucht (Puig de la Bellacasa 2011: 95). Im Rekurs auf Rose (1983, 1994) stellt sie heraus: „how caring is not a romantic endeavour, nor an exclusive affair of motherly love, but a matter of earthly survival: ‘hand, brain *and* heart’ have to work together *now*, not only in a future utopian world“ (Puig de la Bellacasa 2011: 95). Damit weist sie einerseits vermeintlich essentialistische Bezüge zu Mütterlichkeit zurück, stellt aber zugleich Emotionen und Emotionalität als wichtig für das sorgende Sich-in-Beziehung-Setzen heraus. Sie begründet ihr Verständnis einer emotionalen Komponente jenseits moralischer Imperative mit ihrem relationalen Verständnis von ‚Care‘. Aus ihrer Sicht gehen Sorgende und U/umsorgte (Dinge) eine Beziehung ein, die zu einer Irritation ihres Subjekt-Objekt-Status führt: „transforming things into matters of care is a way of relating to them, of inevitable becoming affected by them, and of modifying their potential to affect others“ (Puig de la Bellacasa 2011: 99). Sie leitet diese von ihr als „affektiv“ kategorisierte Perspektive auf ‚Care‘ aus Haraways Arbeiten zu Interspezies-Beziehungen (insb. Mensch-Hunde-Beziehungen) ab:

„In naturecultures, the affective world of care as an everyday practice is not equivalent to innocent love or the protection of those in need. Taking responsibility for what and whom we care for doesn’t mean being *in charge*. Adequate care requires knowledge and curiosity regarding the needs of an ‘other’ – human or not – and this becomes possible through relating, through refusing objectification“ (Puig de la Bellacasa 2011: 98).

Auch Gottschlich und Katz (2018) kritisieren den Subjektentwurf des Menschen im Humanismus und plädieren – im Anschluss an ökofeministische Überlegungen – für eine Überwindung des Trennungsverhältnisses zwischen einem (menschlichen) Subjekt und einem („natürlichen“) Objekt, da sie in dieser Trennung die Grundlage für Naturbeherrschung sehen. Für sie stellt die Subjektkritik daher einen Schlüsselbegriff einer Politischen Theorie von ‚Care‘ dar (Gottschlich/Katz 2018: 194).

Der Frage nach der Subjektivierung von ‚Natur‘ im Kontext von ‚Care‘ geht auch Harbers (2010) am Beispiel von Mensch-(Nutz)Tier-Beziehungen nach. Dabei sind seine Überlegungen von den persönlichen Erfahrungen des Aufwachsens auf einem Bauernhof angeleitet. Diese „animal farm love stories“ führen auch ihn zu einem relationalen Verständnis von Mensch-Tier-Beziehungen und weisen den Tieren einen Subjektstatus zu (Harbers 2010: 145). Von diesem Verständnis grenzt er das rationalistische Denken ab, das die Subjektivierung des Anderen gerade nicht als Befreiung von herrschaftlichem Zugriff, sondern umgekehrt als eigenständigen Akt herrschaftlicher Zurichtung begreift (Harbers 2010: 144). Entsprechend kommt er mit Blick auf die tier-

ethischen Zugänge, in deren Kontext er seine Überlegungen verortet, zu dem Schluss: „In these ethical theories, animals play no part other than that of the passive entity waiting to be sheltered under the wings of human clemency and loving kindness“ (Harbers 2010: 144). Harbers erachtet solcherart rationalistische Zugänge für geeignet und notwendig im Kontext des Politischen und der Gesetzgebung. Hingegen betrachtet er das von ihm vertretene relationale Verständnis als wichtig, wenn es darum geht, (moralische) Mensch-Tier-Beziehungen zu verstehen (Harbers 2010: 145).

Indem Harbers den Fokus auf Nutztiere und damit auf die Landwirtschaft legt, rückt die Ökonomie als weiteres wichtiges Regulativ auch für die Gestaltung von Mensch-Tier-Beziehungen als Care-Beziehungen in den Fokus seiner Analyse (Harbers 2010: 145). Ausgehend von einem Verständnis von ‚Care‘ als Schutz und Sorge (Harbers 2010: 148) macht er deutlich, dass die Frage, ob Tiere als Partner\*innen oder als Feind\*innen kategorisiert und behandelt werden, vor allem davon abhängt, inwiefern sie Teil des ökonomischen landwirtschaftlichen Systems sind – „the more they, the animals, cared for us, the better we, the humans, cared for them“ (Harbers 2010: 152). Gleichzeitig veranschaulicht er, dass die Praktiken im Mikrokosmos der Farm nie allein durch kapitalistische Nutzenmaximierung angeleitet waren, sondern sich eine eigene „economy of care“ (Harbers 2010: 155ff., 164f.) herausgebildet habe. Entsprechend schlussfolgert er, dass jede Ökonomie ihr eigenes ‚Care‘-Regime hervorbringe (Harbers 2010: 165). Die Frage nach dem guten und richtigen Umgang mit den Nutztieren sei dabei nie durch tierethische Reflexionen angeleitet gewesen, sondern das Ergebnis alltäglicher Praxis im Umgang mit den jeweiligen Tieren (Harbers 2010: 145).

Die alltägliche Care-Praxis in der Landwirtschaft diskutiert auch Singleton (2010), indem sie diesen Praktiken, die sie als „embodied and relational, embedded in a *flow* of events rather than a linear timetable“ charakterisiert (Singleton 2010: 244), die von außen vorgegebenen landwirtschaftlichen Maßgaben und Vorschriften gegenüberstellt. Diese seien „linear, disembodied, and calculable“ (Singleton 2010: 244). Während landwirtschaftliche Praxis in vielerlei Hinsicht ‚Care‘ sei, seien die Versuche, diese Praxis zu vereinheitlichen und zu reglementieren, Kontrolle. Das Verhältnis von ‚Care‘ und Kontrolle ist auch Gegenstand des Aufsatzes „Making time for soil: Technoscientific futurity and the pace of care“ von Puig de la Bellacasa (2015). Die Autorin betrachtet Boden als Beispiel für Mensch-Natur-Verhältnisse und verdeutlicht so die Schwierigkeiten der Grenzziehung zwischen lebendiger und nichtlebendiger Materie. Sie begreift Boden als eine „living community“ (Puig de la Bellacasa 2015: 691), eine „living multispecies world“ (Puig de la Bellacasa 2015: 695), in die auch der Mensch direkt eingebunden sei. Die Entwicklung der Landwirtschaft hin zu mehr und mehr Produktivitätssteigerung führe dazu, dass die Regenerationsfähigkeit dieser lebendigen Materie – die Eigenzeiten von ‚Natur‘ – nicht mehr ge- und beachtet werden könne: „Productionism transforms care from a co-constructed interdependent relation into mere control of the *object* of care“ (Puig de la Bellacasa 2015: 700). Damit folgt sie einer Argumentation, die ‚Care‘ als unvermeidliche alltägliche Praxis beschreibt, ohne dabei jedoch eine „unschuldige“ Kategorie zu sein. Vielmehr sei ‚Care‘ „political, messy and dirty“ (Puig de la Bellacasa 2015: 707). Entsprechend fragt sie danach, „what is actually done under the name of ‘care’“ (Puig de la Bellacasa 2015: 707). Sie kritisiert die auf der Basis einer produktivistischen Logik legitimierte Abspaltung von ‚Care‘-Zeit als entweder „unproduktiv“

oder „reproduktiv“ (Puig de la Bellacasa 2015: 708) und fordert stattdessen eine Integration von Care-Zeiten (Puig de la Bellacasa 2015: 709).

Wells und Gradwell (2001) diskutieren – wie auch Wichterich (2017: 263ff.) – die Community Supported Agriculture (CSA) als Beispiel einer an ‚Care‘ orientierten landwirtschaftlichen Praxis: „In characterizing CSA as caring-practice, we are drawing a contrast to conventional, industrial agriculture, which, we believe, fails the criterion of care-sensitivity“ (Wells/Gradwell 2001: 112). Der von ihnen hergestellte Naturbezug fokussiert dabei auf landwirtschaftlichen Ackerbau als gärtnerische Praktiken. In diesem Sinne begreifen sie Landwirtschaft als Ressourcen-Management und zeigen auf, welchen ‚Care‘-Motiven und Care-Praktiken die Anbauer\*innen folgen. Auch hier geht es vor allem um die Beziehungen zu menschlichen und nichtmenschlichen Anderen, „relations with others with whom we share this place on earth“ (Wells/Gradwell 2001: 118).

Auch Kolar und Baerlocher (2016) betrachten mit der Waldwirtschaft ein Handlungsfeld, in dem die Nutzung von ‚Natur‘ – hier der auch als „Ressource Wald“ (Kolar/Baerlocher 2016: 35) bezeichneten ‚Waldnatur‘ – im Fokus steht. Ausgehend von einem „breiten Care-Verständnis“ (Kolar/Baerlocher 2016: 29) betrachten sie ‚Care‘ als regulative Idee in sozial-ökologischen Waldregimen. In Anlehnung an Conradis (2010) Verständnis von ‚Care‘-Interaktionen fragen sie nach den Praktiken der im Wald tätigen Personen und kommen zu dem Schluss: „Die Forstleute erfüllen die Bedürfnisse des Waldes, indem sie seine Entwicklung unterstützen, sich auf die Situation des Waldes einlassen, den Wald mit Aufmerksamkeit pflegen, auf seine Antworten auf die Eingriffe ‚hören‘ und daraus Konsequenzen ziehen“ (Kolar/Baerlocher 2016: 30). Damit vertreten auch sie ein Verständnis von Mensch-Natur-Beziehungen, das davon ausgeht, dass sich der Dualismus zwischen Subjekt und Objekt überwinden lässt und ‚Natur‘ selbst Subjekt sein kann (Kolar/Baerlocher 2016: 30). Die Autorinnen verorten ihre Forschungsperspektive in der sozial-ökologischen Nachhaltigkeitsforschung und kommen zu dem Schluss: „Wie und ob *Care* als Leitidee der Gestaltung des Waldes zugrunde liegt, wird Auswirkungen auf die Nachhaltigkeit des sozial-ökologischen Waldregimes haben.“ (Kolar/Baerlocher 2016: 29). Damit erscheint ‚Care‘ als Synonym bzw. als Operationalisierung einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung.

Obwohl der Gedanke des (Natur-)Schutzes in verschiedenen Arbeiten aufscheint, setzen sich bislang wenige Arbeiten mit der Frage auseinander, (in)wie(fern) die Verhältnisbestimmung zwischen Sorgenden und zu Umsorgenden einer (paternalistischen) Schutz- oder einer (rationalistischen) Gestaltungsintention folgt (vgl. z. B. Gottschlich 2012: 3; Gottschlich/Katz 2018: 200ff.; Hofmeister/Mölders 2013; Mölders/Hofmeister 2018). Für die bisher aufgezeigten Kontroversen innerhalb der Care-Debatten erscheint diese Frage jedoch zentral. Deshalb werden abschließend grundsätzliche Differenzen in den Verständnissen von Mensch-Natur-Beziehungen zusammengeführt.

## 5 Fazit: wi(e)der Essentialismus?!

Ein wesentlicher Ausgangspunkt unserer Analysen ist, dass ‚Care‘ sowohl im sozialen als auch im sozial-ökologischen Kontext ein relationales Konzept ist. Unterschiede be-

stehen jedoch dahingehend, wie diese Relationalität inhaltlich gefüllt wird. So machen schon die (englischen) Formulierungen eines „caring for“ (Hofmeister/Mölders 2013; Mölders/Hofmeister 2018) im Unterschied zu einem „caring with“ (Gottschlich/Katz 2018) deutlich, dass die Position, die ‚Natur‘ im Kontext von ‚Care‘ jeweils zugewiesen wird, verschieden sein kann. Während ‚Natur‘ im Verständnis eines „caring for“ Objekt bleibt und fürsorgende Haltungen und Praktiken gegenüber diesem Anderen zwangsläufig Gefahr laufen macht- und herrschaftsförmig zu sein, wird bei einem „caring with“ davon ausgegangen, dass ‚Natur‘ selbst Subjekt ist und sein kann. In dieser Erhebung in den Subjektstatus wird der (feministisch motivierte) macht- und herrschaftskritische Beitrag gesehen. Wir haben es also mit einer Gemengelage zu tun, in der in jeweils gleicher macht- und herrschaftskritischer Absicht gegenläufige Positionen auf das Verständnis von ‚Natur/en‘ bzw. Mensch-Natur-Beziehungen formuliert werden.

Hinter diesen gegenläufigen Positionen stehen jeweils unterschiedliche Bezugspunkte und daraus abgeleitete Erklärungsmuster. Erstens zeigt sich, dass die Überlegungen zu Mensch-Natur-Beziehungen und ‚Care‘ vielfach auf der *individuellen* Ebene ansetzen. Es geht um die individuell erfahrenen und gefühlten Beziehungen zur äußeren ‚Natur‘. Wir stellen zur Diskussion, ob und inwieweit es aus einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive sinnvoll ist, aus solcherart individuellen Erfahrungen gesellschaftliche Konsequenzen abzuleiten und entsprechend politische Forderungen zu Strukturänderungen und Systemwandel zu formulieren. Schließlich lehrt uns die Nachhaltigkeitswissenschaft selbst, dass Umweltbewusstsein noch lange nicht zu Umwelthandeln führt. Und feministische Nachhaltigkeitswissenschaftler\*innen haben gezeigt, dass die Verlagerung von Umweltverantwortung auf die individuelle Ebene der Haushalte zu einer ‚Feminisierung der Umweltverantwortung‘ führt, d. h. Geschlechtergerechtigkeit konterkariert (Schultz 1993). Zweitens zeigt sich, dass ‚Care‘ als Denk- und Handlungsprinzip einerseits in verschiedenen Kontexten der Naturnutzung (Land- und Forstwirtschaft) thematisiert und dort zugleich mit Attributen, wie reparieren, schützen und erhalten, verbunden wird. Diese Verbindung erscheint erfolgversprechend mit Blick auf Nachhaltigkeit als integratives Prinzip. Doch hier ist zu fragen, ob nicht die mit ‚Care‘ verbundene Vorstellung einer auf (Für)Sorge überhaupt angewiesenen ‚Natur‘ einen herrschaftsförmigen Akt darstellt. Denn wenn es tatsächlich darum gehen soll, die *Schutz-Nutzen-Dichotomie* aufzulösen, dann wäre drittens konsequent zwischen einer denk- und handlungsleitenden *Fürsorge* und *Vorsorge* zu unterscheiden. Während Fürsorge Macht- und Herrschaftsverhältnisse fest- und fortschreibt, richtet Vorsorge – dem Gedanken der nachhaltigen Entwicklung folgend – den Blick in die Zukunft (Biesecker/Hofmeister 2013). Wird diese nicht als „gegenwärtige Zukunft“, sondern als „zukünftige Gegenwart“ (Adam 2013) begriffen, dann geht es darum, Nutzungsoptionen offen zu halten. Es geht nicht darum, anderen – zukünftigen – Generationen vorzuschreiben, wie sie (gut) leben sollen, sondern darum, ihnen alle Möglichkeiten zu bieten, dies selbstbestimmt herauszufinden. In diesem Sinne sind wir – Haraway (1995) folgend – nicht für die gesamte Welt verantwortlich, wohl aber für diejenigen Positionierungen, die wir als Wissenschaftler\*innen oder andere Geschichtenerzähler\*innen ins „narrative Feld“ tragen (Haraway 1995: 141). Unsere Positionierung wendet sich wider den Essentialismus. Wir möchten davor warnen, dass ein essentialistisch verstandener Ökofeminismus mit den Care-Debatten wieder Einzug in feministische Theorien und Politiken halten könnte.

## Literaturverzeichnis

- Adam, Barbara (2013). Sustainability and Gender from a Time-ecological Perspective. In Sabine Hofmeister, Christine Katz & Tanja Mölders (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit: Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften* (S. 304–312). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bauhardt, Christine (2017). Living in a Material World. Entwurf einer queer-feministischen Ökonomie. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 9(1), 99–114. <https://doi.org/10.3224/gender.v9i1.07>
- Bauhardt, Christine & Çağlar, Gülay (Hrsg.). (2010). *Gender and economics: Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS-Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92347-5>
- Bennholdt-Thomsen, Veronika & Mies, Maria (1997). *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*. München: Verlag Frauenoffensive.
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine (2006). *Die Neuerfindung des Ökonomischen: Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung*. Ergebnisse sozial-ökologischer Forschung (Bd. 2). München: Oekom-Verlag.
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine (2010). Focus: (Re)productivity. *Ecological Economics*, 69(8), 1703–1711. <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2010.03.025>
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine (2013). Zur Produktivität des ‚Reproduktiven‘. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge. *Feministische Studien*, 31(2), 240–252.
- Bock, Gisela & Duden, Barbara (1977). Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In Gruppe Berliner DozentInnen (Hrsg.), *Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Sommeruniversität für Frauen im Juli 1976* (S. 118–199). Berlin.
- Conradi, Elisabeth (2010). Ethik und Politik. Wie eine Ethik der Achtsamkeit mit politischer Verantwortung verbunden werden kann. In Hartmut Remmers & Helen Kohlen (Hrsg.), *Bioethics, Care and Gender. Herausforderungen für Medizin, Pflege und Politik* (S. 91–117). Osnabrück: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Gottschlich, Daniela (2012). *Nachhaltiges Wirtschaften: Zum Verhältnis von Care und Green Economy*. Genanet – Leitstelle Geschlechtergerechtigkeit und Nachhaltigkeit. Zugriff am 17. Oktober 2018 unter [www2.leuphana.de/pona-eu/data/Publikationen/Gottschlich\\_2012\\_Nachhaltiges%20Wirtschaften.%20Zum%20Verhaeltnis%20von%20Care%20und%20Green%20Economy\\_finalx.pdf](http://www2.leuphana.de/pona-eu/data/Publikationen/Gottschlich_2012_Nachhaltiges%20Wirtschaften.%20Zum%20Verhaeltnis%20von%20Care%20und%20Green%20Economy_finalx.pdf).
- Gottschlich, Daniela & Bellina, Leonie (2016). Environmental justice and care: Critical emancipatory contributions to sustainability discourse. *Agriculture and Human Values*, 33(4), 941–953. <https://doi.org/10.1007/s10460-016-9761-9>
- Gottschlich, Daniela & Katz, Christine (2018). Caring with nature/s: Care als Transformationspraxis für die Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In Corinna Onnen & Susanne Rode-Breyman (Hrsg.), *Wiederherstellen – Unterbrechen – Verändern? Politiken der (Re-)Produktion*. L'AGENda (Bd. 3, S. 191–207). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Gottschlich, Daniela; Roth, Stephanie; Härtel, Annika; Röhr, Ulrike; Hackfort, Sarah; Segebart, Dörte & König, Claudia (Hrsg.). (2014). *Nachhaltiges Wirtschaften im Spannungsfeld von Gender, Care und Green Economy: Debatten – Schnittstellen – blinde Flecken* [Sonderheft]. *CaGE Texte*, (1). Zugriff am 17. Oktober unter [www.cage-online.de/wp-content/uploads/2014/10/CaGE-Texte\\_1-2014.pdf](http://www.cage-online.de/wp-content/uploads/2014/10/CaGE-Texte_1-2014.pdf).

- Haraway, Donna (1995): Primatologie ist Politik mit anderen Mitteln. Wissenschaft und das Erzählen von Geschichten. In Barbara Orland & Elvira Scheich (Hrsg.), *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften* (S. 136–198). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Harbers, Hans (2010). Animal farm love stories: About care and economy. In Annemarie Mol, Ingunn Moser & Jeannette Pols (Hrsg.), *Care in practice: On tinkering in clinics, homes and farms* (S. 141–170). Bielefeld: transcript.
- Hartmann, Anna (2011). Wo bleibt die Hausarbeit? Die Unsichtbarkeit der unbezahlten Hausarbeit in Fordismus und Postfordismus. *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*, 53(292), 402–408.
- Hassink, Jan & van Dijk, Majken (Hrsg.). (2006). *Farming for Health. Green-Care Farming Across Europe and the United States of America*. Dordrecht: Springer. <https://doi.org/10.1007/1-4020-4541-7>
- Haug, Frigga (2011). Das Care-Syndrom: Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*, 53(292), 345–365.
- Hofmeister, Sabine & Mölders, Tanja (2013). Caring for natures? Naturschutz aus der Perspektive des Vorsorgenden Wirtschaftens. In Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.), *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens* (S. 85–114). Marburg: Metropolis.
- Hofmeister, Sabine; Kanning, Helga & Mölders, Tanja (i. E.). ‚Natur‘ im Konzept des Vorsorgenden Wirtschaftens: Feministisch ökologische Perspektiven auf gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse. In Ulrike Knobloch (Hrsg.), *Ökonomie des Vorsorgens*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Holland-Cunz, Barbara (2014). Plädoyer für einen theoretischen Neustart: Natur und Geschlechterverhältnisse im kapitalistischen Patriarchat der 2010er Jahre. In Petra Dannecker & Birte Rodenberg (Hrsg.), *Klimaveränderung, Umwelt und Geschlechterverhältnisse im Wandel: neue interdisziplinäre Ansätze und Perspektiven* (S. 30–47). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Jochimsen, Maren A. (2003). *Careful Economics: Integrating Caring Activities and Economic Science*. Boston: Springer US. <https://doi.org/10.1007/978-1-4757-4714-0>
- Jochimsen, Maren A. (2013). To care is to relate – and to embed: Konzept und Analyse personenbezogener Sorgesituationen als Bausteine einer Theorie Vorsorgenden Wirtschaftens. In Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.), *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens* (S. 63–83). Marburg: Metropolis.
- Jones, Ryan (2017). Really shit work? Bodily becoming and the capacity to care for the urban forest, *Social & Cultural Geography*. <https://doi.org/10.1080/14649365.2017.1384046>
- Katz, Christine (2013). Ökofeminismus. In Sabine Hofmeister, Christine Katz & Tanja Mölders (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit: Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften* (S. 79–85). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Kittay, Eva F. (1999). *Love’s labor: Essays on women, equality, and dependency*. New York: Routledge.
- Klinger, Cornelia (2013). Im Gespräch: Interview mit Ute Gerhard und Cornelia Klinger über Care/ Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge. *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*, 31(2), 267–277.
- Knobloch, Ulrike (2013). Versorgen – Fürsorgen – Vorsorgen: Normative Grundlagen einer Sorgeökonomie als allgemeine Wirtschaftstheorie und die Ethik des Vorsorgenden Wirtschaftens.

- In Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hrsg.), *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens* (S. 21–42). Marburg: Metropolis.
- Kolar, Regula & Baerlocher, Bianca (2016). Vielfalt im Wald. Chancengleichheit als Kriterium für eine nachhaltige Waldgestaltung. *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 22(2), 19–39. <https://doi.org/10.3224/fzg.v22i2.27055>
- Leck, Chris; Evans, Nick & Upton, Dominic (2014). Agriculture – Who cares? An investigation of ‘care farming’ in the UK. *Journal of Rural Studies*, 34, 313–325. <https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2014.01.012>
- Lenz, Ilse (Hrsg.). (2008). *Die neue Frauenbewegung in Deutschland: Abschied vom kleinen Unterschied – eine Quellensammlung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Littig, Beate (2018). Good work? Sustainable work and sustainable development: a critical gender perspective from the Global North, *Globalizations*, 15(4), 565–579. <https://doi.org/10.1080/14747731.2018.1454676>
- Martin, Aryn; Myers, Natasha & Viseu, Ana (2015). The politics of care in technoscience. *Social studies of science*, 45(5), 625–641. <https://doi.org/10.1177/0306312715602073>
- Méda, Dominique (2017). Die Erweiterung des Fürsorge-Paradigmas im Sinne einer Postwachstumsgesellschaft. *Feministische Studien*, 35(2), 206–222. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0026>
- Mölders, Tanja & Hofmeister, Sabine (2018). ‚Natur/en‘ als Räume des Vor\_Sorgens: Eine (re-)produktionstheoretische Reflexion des ‚Caring for nature/s‘. In Corinna Onnen & Susanne Rode-Breymann (Hrsg.), *Zum Selbstverständnis der Gender Studies II. Technik – Raum – Bildung*. L’AGENda (Bd. 2, S. 65–82). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Murphy, Michelle (2015). Unsettling care: Troubling transnational itineraries of care in feminist health practices. *Social studies of science*, 45(5), 717–737. <https://doi.org/10.1177/0306312715589136>
- Nelson, Julie A. & Power, Marilyn (2018). Ecology, Sustainability, and Care: Developments in the Field. *Feminist Economics*, 24(3), 80–88. <https://doi.org/10.1080/13545701.2018.1473914>
- Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hrsg.). (2013). *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg: Metropolis.
- Praetorius, Ina (Hrsg.). (2015). *Wirtschaft ist Care oder die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen*. Ein Essay. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Puig de la Bellacasa, Maria (2011). Matters of care in technoscience: Assembling neglected things. *Social studies of science*, 41(1), 85–106. <https://doi.org/10.1177/0306312710380301>
- Puig de la Bellacasa, Maria (2015). Making time for soil: Technoscientific futurity and the pace of care. *Social studies of science*, 45(5), 691–716. <https://doi.org/10.1177/0306312715599851>
- Schultz, Irmgard (1993). Der GlobalHaushalt: der „Naturhaushalt“ und die ökologische Verantwortung der Frauen. In Irmgard Schultz (Hrsg.), *GlobalHaushalt: Globalisierung von Stoffströmen – Feminisierung von Verantwortung* (S. 189–205). Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Singleton, Vicky (2010). Good farming: Control or care? In Annemarie Mol, Ingunn Moser & Jeannette Pols (Hrsg.), *Care in practice: On tinkering in clinics, homes and farms* (S. 235–256). Bielefeld: transcript.
- Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften (2000). Zur theoretisch-wissenschaftlichen Fundierung Vorsorgenden Wirtschaftens. In Adelheid Biesecker, Maite Mathes, Susanne Schön & Babette Scurrell (Hrsg.), *Vorsorgendes Wirtschaften: Auf dem Weg zu einer Ökonomie des guten Lebens*. Eine Publikation aus dem Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (S. 27–69). Bielefeld: Kleine.

- Tronto, Joan C. (1993). *Moral boundaries: A political argument for an ethic of care*. New York, London: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2013). *Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice*. New York: University Press.
- Tronto, Joan C. (2016). Kann „Sorgende Demokratie“ eine politische Theorie der Transformation sein? *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*, 58, 839–848.
- Wells, Betty L. & Gradwell, Shelly (2001). Gender and resource management: Community supported agriculture as caring-practice. *Agriculture and Human Values*, 18(1), 107–119. <https://doi.org/10.1023/A:1007686617087>
- Wichterich, Christa (2017). Viele Orte überall: Care-Logik in alternativen Projekten und Potentiale von Gegenmacht. *Feministische Studien*, 35(2), 259–275. <https://doi.org/10.1515/fs-2017-0029>
- Winker, Gabriele (2015). *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

## Zu den Personen

*Sabine Hofmeister*, Prof. Dr.-Ing., seit 1999 Forschungs- und Lehrgebiet Umweltplanung im Institut für Sustainability Governance, Fakultät Nachhaltigkeitswissenschaft, Leuphana Universität Lüneburg. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Ökologie, nachhaltige Raumentwicklung, Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit.

Kontakt: Leuphana Universität Lüneburg, Universitätsallee 1, 21335 Lüneburg

E-Mail: [hofmeister@uni.leuphana.de](mailto:hofmeister@uni.leuphana.de)

*Tanja Mölders*, Prof. Dr. rer. soc., seit 2013 Maria-Goeppert-Mayer-Juniorprofessorin für Raum und Gender am Forum für GenderKompetenz in Architektur | Landschaft | Planung (gender\_archland), Fakultät für Architektur und Landschaft, Leibniz Universität Hannover sowie aktuell Vertreterin der Professur für Umweltplanung an der Leuphana Universität Lüneburg. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit, gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse, Raum und Geschlecht (rurale Geschlechterforschung).

Kontakt: Leibniz Universität Hannover, Herrenhäuser Straße 8, 30419 Hannover

E-Mail: [t.moelders@archland.uni-hannover.de](mailto:t.moelders@archland.uni-hannover.de)

*Michaela\* Deininger*, M. A., M. Sc., seit 2017 wissenschaftliche\*r Mitarbeiter\*in und Doktorand\*in am Forum für GenderKompetenz in Architektur | Landschaft | Planung (gender\_archland), Fakultät für Architektur und Landschaft, Leibniz Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Ökosystemleistungen, Naturschutz, Geschlechterforschung und Queer Studies.

Kontakt: Leibniz Universität Hannover, Herrenhäuser Straße 8, 30419 Hannover

E-Mail: [m.deininger@archland.uni-hannover.de](mailto:m.deininger@archland.uni-hannover.de)

*Katharina Kapitza*, M. Sc., seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin im Institut für Sustainability Governance, Fakultät Nachhaltigkeitswissenschaft, Leuphana Universität Lüneburg. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Ökologie, Naturschutz und Geschlechterforschung.

Kontakt: Leuphana Universität Lüneburg, Universitätsallee 1, 21335 Lüneburg

E-Mail: [kapitza@uni.leuphana.de](mailto:kapitza@uni.leuphana.de)

## Die Separierung der Geschlechter. Ihre Relevanz für Interaktionen zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten

### Zusammenfassung

Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und alteingesessenen Frauen werden seit den sexuellen Übergriffen in der Silvesternacht 2015 in Köln als problematisch gefasst. Hier wird ein Zugang zur geschlechterübergreifenden Interaktion gewählt, der von positiven Alltagskontakten ausgeht, nämlich der Interaktion zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten. Leitfadengestützte Interviews mit 26 ehrenamtlich Engagierten werden in Anlehnung an die Grounded Theory analysiert. Die aus dieser Analyse heraus entwickelte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“ verweist vor allem auf herkunftskulturelle Zuschreibungen und/oder Sozialisation, aber auch auf weiblich dominierte Unterstützungsnetzwerke und auf geschlechtertrennende Angebote für Geflüchtete. Diese Separierung der Geschlechter führt zu Unsicherheiten bei geschlechterübergreifenden Interaktionen, insbesondere beim Umgang mit Nähe und Distanz. Das Ansetzen von kultureller Differenz wird in der Literatur skeptisch betrachtet. Kritisiert werden ein homogenisierender, statischer und deterministischer Kulturbegriff sowie die Reproduktion und Verstärkung von Vorurteilen und Stereotypen. Dennoch, in der Rekonstruktion von Interaktionen durch die befragten Engagierten spielt kulturelle Differenz eine entscheidende Rolle.

### *Schlüsselwörter*

Geflüchtete, Ehrenamt, Zivilgesellschaft, Grounded Theory, Gender, Geschlechtertrennung

### Summary

Separation of the sexes. A key to understanding interaction between refugees and volunteers

Since the sexual assaults which occurred in Cologne on New Year's Eve 2015, relations between the sexes have been seen as a critical aspect of how male refugees interact with local female residents. However, another perspective is possible, namely one in which both sides regard each other in a favourable light. This ought to be the case in interaction between refugees and the volunteers who support them. The analysis focuses on qualitative interviews with 26 volunteers. The principles of grounded theory were applied when analyzing the data. It turned out that the separation of the sexes is crucial to understanding this interaction. This is mainly due to the cultural background ascribed to refugees, to the mostly female networks of volunteers and professionals, and to certain activities for refugees in which the sexes are separated. One important effect of the separation of the sexes is uncertainty when it comes to interaction between them. In the field under observation, ascribed cultural difference seems to be of major importance. The dominant scientific discourse is sceptical when it comes to the concept of culture: it favours a homogenizing, static and deterministic perspective and leads to the reproduction of stereotypes and prejudices. However, ascribed cultural difference is crucial when the interviewees present and comment on their interaction with refugees.

### *Keywords*

refugees, voluntary work, civil society, grounded theory, gender, separation of the sexes

## 1 Einleitung und Fragestellung

Das Zusammenleben mit Geflüchteten ist zu einem gesellschaftlich relevanten Thema geworden, seitdem ab Spätsommer 2015 eine verstärkte Zuwanderung einsetzte. Eine wichtige Zäsur war die Silvesternacht 2015, in der es insbesondere in Köln zu zahlreichen sexuellen Übergriffen auf Frauen kam. Seitdem werden Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten aus dem muslimisch-arabischen Kulturkreis und alteingesessenen Frauen als problematisch betrachtet (vgl. z. B. Zwengel 2016).<sup>1</sup> Wenn angestrebt wird, Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und alteingesessenen Frauen positiver zu gestalten, könnten Anregungen gefunden werden in Konstellationen, in denen diese sich positiv aufeinander beziehen. Ein möglicher Fokus wären Paarbeziehungen. Binationale Paare sind aber schon recht breit und gut erforscht (vgl. z. B. Hecht-El Minshawi 1990; Pusitz/Reif 1996; Menz 2008). Ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete dagegen ist ein recht wenig bearbeitetes Untersuchungsgebiet (vgl. aber Dünwald 2006; Corsten/Kauppert/Rosa 2008), das durch die aktuell starke empirische Präsenz eine besondere Relevanz erhält. In diesem Kontext stehen häufig männliche Geflüchtete und Unterstützerinnen einander gegenüber.<sup>2</sup>

Untersucht werden soll im Folgenden, wie Geschlecht in Interaktionen zwischen Geflüchteten und Ehrenamtlichen relevant wird. Dabei stellen sich drei Fragen: Wird Geschlecht benannt und als wichtig erachtet? Wird unterschieden in Geschlechterverhältnisse im Herkunfts- und im Aufnahmekontext? Wie wird der Umgang mit Geschlecht in den Beziehungen zwischen Geflüchteten und Ehrenamtlichen interaktiv gestaltet? Bei der Beantwortung dieser Fragen lässt sich anknüpfen an Müller (2003), die zwischen *Doing Gender* und *Doing Ethnicity* unterscheidet. Während *Doing Gender* unvermeidlich sei, sei *Doing Ethnicity* fakultativ (Müller 2003:135). Beide Ebenen können zueinander in Beziehung gesetzt werden. Möglich ist ein sich Überlagern, Verdecken oder Verstärken (Müller 2003: 140). Es ist möglich, dass ein spezifisches *Doing Gender* als Ausdruck von *Doing Ethnicity* gefasst wird. Umgekehrt kann ein spezifisches *Doing Ethnicity* als Ausdruck von *Doing Gender* eingeordnet werden.

Die Studie fokussiert die Perspektive der Ehrenamtlichen. Empirische Basis sind 25 leitfadengestützte Interviews, die Ende 2016 bis Anfang 2017 mit ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten in Hessen geführt wurden. 17 dieser Interviews wurden, orientiert an der *Grounded Theory*, breit und offen zum Thema „Geschlechterverhältnisse“ kodiert. Als zentrales Ergebnis der Datenanalyse ergab sich die empirisch gesättigte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“. Diese Kernkategorie hat mehrere Facetten. Zentral verweist sie auf muslimisch-arabische Kontexte. Dabei geht es um Fremdsozialisation und/oder um Fremdzuschreibung. Daneben ist „Separierung der Geschlechter“ relevant für Unterstützungsnetzwerke. Die oft weiblichen Engagierten wurden häufig über Frauen rekrutiert und arbeiteten zumeist mit weiblichen Haupt- und Ehrenamtlichen zusammen. Zum Teil entstehen gezielt geschlechterseparierende Angebote, vor

- 1 Hammad (2017) zeigt ähnlich, dass sexuelle Übergriffe während der Proteste 2011 auf dem Tahrir-Platz in Kairo zu breiterer und grundsätzlicher Diskussion der Übergriffigkeit von Männern gegenüber Frauen führte.
- 2 Auf Personen, die sich nicht einem dieser beiden Geschlechter zuordnen, bin ich in der Erhebung nicht gestoßen.

allem um ein Empowerment von Frauen zu unterstützen. Die zugeschriebene, vorgefundene oder angestrebte Separierung der Geschlechter wirkt sich auf die Gestaltung und auf die Einordnung geschlechterübergreifender Interaktionen aus. Berichtet wird von Berührungängsten und von Verunsicherungen im Umgang mit Nähe und Distanz. Der Kern der Analyse scheint damit paradox: Die Interaktion zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts wird wesentlich geprägt durch einen zumeist fehlenden Kontakt zwischen den Geschlechtern.

## 2 Ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete und Geschlecht: zum Forschungsstand

Unter Geflüchteten werden hier, recht breit, Personen gefasst, die einen Asylantrag gestellt haben oder stellen möchten. Studien, die sich auf Geflüchtete und Geschlecht beziehen, thematisieren vor allem die spezifische Situation weiblicher Geflüchteter. Hierzu liegen kurze Überblicksdarstellungen vor, in denen quantitative Daten zusammengetragen werden (Schreyer 2017), Berichte des UNHCR besondere Berücksichtigung finden (Sunjic 2012) oder Literatur zu spezifischen Situationen vorgestellt wird (Buckley-Zistel/Krause/Loeper et al. 2014). Daneben sind vertiefende Studien zu einzelnen Flüchtlingsgruppen zu nennen, z. B. zu kurdischen Flüchtlingsfrauen (Busche 2013) oder zu Frauen, die aus Bosnien-Herzegowina geflohen sind (Heyken 2014).

Unter Ehrenamt soll hier mit Stricker eine freiwillige und nicht erwerbstätige, gemeinwohlorientierte und außerhalb des sozialen Nahraumes stattfindende, regelmäßige und eine an eine Gruppe angebundene Tätigkeit verstanden werden (Stricker 2011: 165ff.). Das ehrenamtliche Engagement von Frauen wurde einschlägig untersucht (Notz 1989; Backes 2011). Es ist seltener als bei Männern, aber im sozialen – und gerade nicht im politischen oder sportlichen – Bereich besonders häufig.

Drei neuere Forschungen zum ehrenamtlichen Engagement für Geflüchtete seien kurz vorgestellt.<sup>3</sup> Han-Broich (2012) legte eine erziehungswissenschaftliche Dissertation zu Ehrenamt und Geflüchteten vor. Die qualitative Studie stützt sich auf Leitfadeninterviews mit 25 Ehrenamtlichen, 36 Geflüchteten und 9 Expert\*innen in Münster. Zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die Unterstützung weniger die kognitiv-kulturelle oder die sozial-strukturelle, sondern in erster Linie die seelisch-emotionale Integration der Geflüchteten fördere (Han-Broich 2012: 129). Dieses Ergebnis ist auf etwas problematische Weise entstanden. Verglichen wurde zwischen Geflüchteten mit und ohne Ehrenamtskontakt, obwohl bei der eigenen Befragung von Geflüchteten nur Personen mit Ehrenamtskontakt berücksichtigt worden waren (Han-Broich 2012: 28). Außerdem handelt es sich um eine eher intuitive Quantifizierung, denn es lagen nur qualitative Daten vor.<sup>4</sup> Für die eigene Untersuchung von besonderem Interesse sind die von Han-Broich entwickelten Typologien zu sozialen Beziehungen zwischen Geflüchteten und Unterstützenden. So

3 Zum Forschungsstand aus einer Perspektive der politischen Ökonomie vgl. auch van Dyk/Misbach (2016).

4 Vgl. hierzu auch folgendes Zitat: „Die endgültigen Ist-Werte resultieren jedoch weniger aus der numerischen Häufigkeit dieser Faktoren, sondern mehr aus der subjektiven Gewichtung einzelner Faktoren und aus der Gesamtbewertung aller relevanten Interviewinhalte durch die Forscherin“ (Han-Broich 2012: 128).

unterscheidet sie aus der Perspektive der Ehrenamtlichen zwischen Ersatzkontakt, Zusatzkontakt, Neukontakt und Binnenkontakt (Han-Broich 2012: 110ff.). Für das Verhältnis zwischen beiden kontrastiert sie Ersatzbeziehung, Kompensationsbeziehung, Lernbeziehung und Kapitalbeziehung (Han-Broich 2012: 160ff.). Eine wichtige Ergänzung zur vorliegenden Studie ist die Berücksichtigung der Perspektive der Geflüchteten selbst. Diese äußern sich ebenfalls zur Motivation der Ehrenamtlichen. Sie sehen bei diesen auch egoistische Motive („Eigennützliche Suche nach Zufriedenheit und Bestätigung“). „Am häufigsten wurden Persönlichkeitsmerkmale wie Warmherzigkeit und Menschlichkeit als Motivation vermutet“ (Han-Broich 2012: 89). Gender wird nicht vertiefend untersucht. Es bleibt bei einer Nennung des Frauenanteils unter den ehrenamtlich Engagierten.

Karakayalis und Kleists (2015, 2016; Kleist 2018) quantitative Studie ermöglicht einen Vergleich zwischen verschiedenen Phasen ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete, weil sie sich in erster Linie auf eine Befragung ehrenamtlich Engagierter zu drei Zeitpunkten, und zwar von November bis Dezember 2014, 2015 und 2016 stützt. Eine Repräsentativität konnte nicht sichergestellt werden. Zentrale Ergebnisse der beiden ersten Befragungen seien kurz benannt. Die Zahl der Studierenden ist hoch, nimmt aber ab. Rentner\*innen sind unterrepräsentiert, ihre Zahl nimmt aber zu. Kulturbezogene Motive werden seltener und gesellschaftsgestaltende Motive nehmen zu. Generell wirken Medienberichte motivierend. Der zeitliche Umfang des Engagements ist zum Teil erheblich. Als Tätigkeitsgebiete sind Unterstützungen beim Spracherwerb und bei Behördenkontakten besonders verbreitet. Koordinierung von Aktivitäten Ehrenamtlicher kommt später als ein häufiges Aufgabenfeld hinzu. 2015 sind informelle, projektformige Organisationsformen besonders präsent. Für einen in einem späteren Manuskript verfolgten Blick auf Verstetigung von Ehrenamt ist von Interesse, dass das ehrenamtliche Engagement häufig bereits vor dem Sommer der Migration begann. So nahmen die 2015 Befragten ihre Aktivität zu 34 Prozent bereits 2014 oder früher auf (Karakayali/Kleist 2016: 19). Außerdem ist bemerkenswert, dass später Engagierte oft erst nach dem Sommer der Migration zur ehrenamtlichen Tätigkeit fanden. Dies trifft auf 24 Prozent der 2016 Befragten zu. Für den vorliegenden Aufsatz sind Präzisierungen zur Geschlechterverteilung bei den Ehrenamtlichen von Interesse. Frauen sind mit 70 bis 76 Prozent deutlich überrepräsentiert. Bei den Jüngsten ist der Frauenanteil am höchsten. Unter den über 60-Jährigen dagegen finden sich recht viele Männer (Kleist 2018).

Kommen wir zu einer dritten Untersuchung: Schiffauer, Eilert und Ruloff (2017) stellen ausführlich 90 innovative und erfolgversprechende zivilgesellschaftliche Projekte zur Unterstützung von Geflüchteten vor, die seit dem Spätsommer 2015 entstanden sind. Die Projektberichte bildeten die Basis für eine spätere, analytischere Betrachtung (Schiffauer/Eilert/Ruloff 2018). Die Projektberichte, an deren Erstellung auch Studierende und Absolvent\*innen der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder beteiligt waren, sind aus einer sehr positiven Grundhaltung heraus geschrieben und kommentiert. Zentrales Ergebnis ist eine sehr konkrete Darstellung von Vielfalt und Kreativität zu meist lokaler Initiativen, die Praktiker\*innen eine Fülle von Anregungen bieten. Theoretisch eingeordnet werden die Berichte durch eine Unterscheidung zwischen praktischem und kritischem Fokus auf der einen und zwischen den Zielen Besserstellung der eigenen Gruppe und Verbesserung der Gesellschaft insgesamt auf der anderen Seite (Schiffauer 2017: 28). Im Hinblick auf die eigene Studie ist eine Bemerkung von be-

sonderem Interesse. Schiffauer betont im Anschluss an Karakayali, „dass die meisten Projekte sehr vorsichtig gegenüber kulturalistischen Zuschreibungen sind“ (Schiffauer 2017: 24f.). Von Interesse ist daneben, ob bei der Studie ein Gender-Bezug besteht. In der Bereichszuordnung der Projektberichte und in den Themenstellungen der analytischen Texte wird Gender nicht genannt. Bei den Projektbeschreibungen aber werden zahlreiche Initiativen berücksichtigt, die sich gezielt an Frauen richten. Als einen besonders überzeugenden Ansatz in diesem Bereich ergänzte Rudloff (2018) bei einem Gastvortrag die Initiative „Women in Exile & Friends“.

Die drei hier vorgestellten Studien unterscheiden sich in ihrer empirischen Basis. Im ersten Fall erfolgte die Erhebung über Leitfadeninterviews, im zweiten über Fragebögen und im dritten über Projektberichte. Die eigene Untersuchung knüpft an jede der drei Studien in unterschiedlicher Weise an. Der erstgenannten Studie ist sie in der Erhebung, der zweitgenannten in der Fragestellung und der drittgenannten in der ethischen Ausrichtung nahe.

### 3 Ein qualitatives Forschungsprojekt zur Verstetigung ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete

Die hier verwendeten Daten wurden erhoben im Rahmen eines qualitativen Lehrforschungsprojektes zur Verstetigung ehrenamtlichen Engagements für Geflüchtete. Dieses Thema schien für die betroffenen Studierenden der Studiengänge „Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt Interkulturelle Beziehungen“ (Bachelor) und „Intercultural Communication and European Studies“ (Master) an der Hochschule Fulda besonders relevant, weil viele von ihnen voraussichtlich später hauptamtlich mit Geflüchteten arbeiten werden und dabei eine wichtige Unterstützung durch Ehrenamtliche erfahren könnten. Die hier fokussierte Kategorie Gender wurde bereits im Interviewleitfaden berücksichtigt. Ein Fragekomplex lautete: „Könnten Sie mir sagen, ob Geschlecht eine Rolle in Ihrer Tätigkeit spielt? Wenn ja, könnten Sie mir von einer Situation erzählen, wo Sie das Gefühl hatten, dass dies eine Bedeutung hat?“

Die Studie stützt sich auf eine Befragung von 26 ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten. Ende 2016 bis Anfang 2017 wurden in einer Stadt mittlerer Größe und ihrem Umland 25 leitfadengestützte Interviews geführt. Alle Interviews wurden transkribiert und im Hinblick auf Grundinformationen zur Person und zum Ehrenamt ausgewertet. 17 Interviews wurden vertieft analysiert über ein an die Grounded Theory angelehntes dreischrittiges Kodierungsverfahren.<sup>5</sup> Für das Thema Geschlechterverhältnisse wurden während der Phase des Axial Codings Code Families gebildet. Diese wurden in einem zentralen Network zusammengefügt. Aus der Arbeit mit dem Network heraus entstand als empirisch gesättigte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“.

5 Dabei werden zunächst während der Phase des Open Codings relevante Codes gebildet und Textstellen mit diesen versehen. Dann werden während des Axial Codings zusammenhängende Codes zu Code Families zusammengeführt und es werden, insbesondere mithilfe von Networks, Beziehungen zwischen Codes untersucht. Dabei wird eine Kernkategorie herausgearbeitet. Während der dritten und letzten Kodierungsphase, dem Selective Coding, werden relevante Kategorien um die Kernkategorie herum gruppiert (vgl. ausführlicher Strauss 1987: 34ff., 61ff.).

Um eine Einordnung der Ergebnisse zu erleichtern, seien die befragten Personen und ihre Geflüchtete unterstützenden Aktivitäten kurz vorgestellt. 15 der Interviewpartner\*innen sind weiblich, 11 männlich. Stark vertreten sind Studierende (Anna, Bachir, Björn, Franziska, Gina, Hussein, Janina, Karen, Lisa, Petra, Sigrid, Valery) und Rentner\*innen (Christine, David, Irene, Jens, Ludger, Miriam, Walter).<sup>6</sup> Viele Befragte verfügen über relevante Vorerfahrungen, sei es über den Beruf (insbesondere Lehrer\*innen und Sozialarbeiter\*innen), über das Studienfach (soziale Arbeit oder Sozialwissenschaften), über ein anderes Ehrenamt (DLRG, Sportverein, Kinderbetreuung) oder über Auslandserfahrungen (vor allem im arabischen Raum). Drei der Befragten waren zuvor in der Flüchtlingshilfe in Griechenland und/oder in Jordanien tätig. Bei den Geflüchtete unterstützenden Aktivitäten dominieren Hilfe bei Behördengängen, Deutschunterricht und Begegnungscafés. Im Laufe der Zeit kommt es zu einer Verschiebung von der Erstversorgung vieler zu einer längerfristigen Betreuung einzelner. Organisatorisch angebunden sind ehrenamtlich Engagierte häufig über Unterstützungsnetzwerke, die sich auf jeweils eine Flüchtlingsunterkunft beziehen. Einige von ihnen sind in einer bereits vor der verstärkten Zuwanderung von Geflüchteten existierenden interkulturellen Initiativgruppe tätig. Wohlfahrtsverbände sind selten Träger\*innen, aber zum Teil Unterstützende eigenständiger lokaler Initiativen.

## 4 Zentrale Ergebnisse

Für das Thema Geschlechterverhältnisse wurden folgende Code Families gebildet: Zielgruppe, Familiäre Situation, Handlungsoptionen von Flüchtlingsfrauen, Beziehungsdefinition, Einbettung Ehrenamtlicher, Geschlechterrollen, Geschlechtertrennung.

### 4.1 Geschlechtertrennung im arabisch-muslimischen Kulturkreis

Eine dem arabisch-muslimischen Kulturkreis zugeordnete Geschlechtertrennung spielt in der Darstellung der ehrenamtlich Engagierten eine zentrale Rolle. Als typische Herkunftsländer werden Syrien, Afghanistan, Iran, Irak und Eritrea genannt. Viele Befragte sind selbst mit arabisch-muslimischen Kontexten vertraut, sei es durch eigenen Migrationshintergrund (Bachir, Hussein, Omar) oder durch Reiseerfahrungen (Janina, Günther, Ursula, Valery). Die Herkunftskontexte werden als patriarchalisch charakterisiert. Für Frauen bestehe nur wenig Gestaltungsspielraum. Das Frauenbild im Aufnahmeland werde von einer Geflüchteten als „unheimlich“ wahrgenommen (Christine).<sup>7</sup> Es komme aber auch zur Nutzung von eher neuen Handlungsspielräumen für Frauen wie Besuch von Rechtsanwält\*innen, Nutzung eines Frauenhauses oder Trennung vom Ehemann.<sup>8</sup> Die Befragten thematisieren für den Aufnahmekontext typische Benachteiligungen von

6 Es handelt sich um Decknamen. Die Namen werden hier genannt, um eine erste Einordnung späterer Zitate zu ermöglichen. Zumeist aber wird auf die Befragten nur mit „eine/r, einige, viele“ verwiesen.

7 Ähnlich heißt es bei Brückner et al. zu 2015 und 2016 befragten Geflüchteten: „dass das in Deutschland gelebte Frauenbild bei einigen doch Schwierigkeiten oder zumindest Irritationen hervorruft“ (Brückner et al. 2016: 29).

8 Bei der Wahl eigenständiger Lebensformen gehen Frauen aus dem arabisch-muslimischen Kulturkreis zum Teil große Risiken ein (vgl. z. B. Schiffauer 2008: 22f., 40ff. zu einem „Ehrenmord“ und den Perspektiven der unterschiedlichen beteiligten Akteur\*innen).

Frauen nicht. Dieser erscheint als positive Referenzfolie, als eine geschlechtergerechte soziale Ordnung. Da es sich bei der Geschlechtertrennung im arabisch-muslimischen Herkunftskontext um den zentralen Bezugspunkt der Analyse handelt, sei ein kurzer Bezug zur Fachliteratur hergestellt. Es kann von einer reduzierenden Wahrnehmung durch die Befragten gesprochen werden, denn die Vielfalt der Geschlechterverhältnisse in islamisch geprägten Kontexten wird nicht berücksichtigt (vgl. z. B. die Literaturübersicht in Tazi-Preve 2010: 241ff. und als exemplarische Länderstudie Bahr 2011). Die Interviewten gehen, ähnlich wie Teile der Fachliteratur, davon aus, dass die Geschlechterhierarchie in muslimisch geprägten Gesellschaften besonders groß sei (vgl. z. B. Becher/El-Menouar 2014: 49). Durch eine negative Einordnung beispielsweise von restriktiven Sexualitätsnormen in arabisch-muslimisch geprägten Herkunftskontexten wird „zugleich eine vermeintlich liberale Schablone für die unmarkierte Mehrheit erzeugt“ (Lewicki 2016: 8). Dieses Muster zeigt sich auch im vorliegenden Sample.

Vertrautheit mit Geschlechtertrennung im Herkunftskontext führt zum Teil zu einer selektiven Nutzung von Angeboten Ehrenamtlicher für Geflüchtete. So kommt es vor, dass Frauen an Aktivitäten nicht teilnehmen, die geschlechterübergreifend ausgerichtet sind, wie beispielsweise Begegnungscafés oder Sprachunterricht. Manchmal werden geschlechterübergreifende Angebote explizit zurückgewiesen, so das Angebot eines Mannes, einer geflüchteten Frau Deutschunterricht zu geben. Die Geschlechtertrennung ist zum Teil von den Frauen selbst gewünscht, so bei Arztbesuchen. Zum Teil wird sie aber wohl von Männern erzwungen, so bei Sprachunterricht.<sup>9</sup> Der umgekehrte Fall, dass Männer Angebote zurückweisen, weil sie sich auch an Frauen richten, ist nicht belegt.

Die Angebote ehrenamtlich Engagierter nehmen zum Teil bewusst Rücksicht auf (vermeintlich) verbreitete Geschlechtertrennung in Herkunftskontexten. Belegt sind Aktivitäten für weibliche Geflüchtete, wie ein Beauty Day für Frauen, eine Basketballgruppe für Mädchen unterschiedlichster Herkunft sowie eine Nähgruppe. Angebote, die sich gezielt nur an Männer richten, werden nicht genannt.<sup>10</sup> Zahlreiche Angebote richten sich an Mütter und ihre Kinder und sind damit ebenfalls geschlechterübergreifend angelegt. Männer allerdings werden kaum als Väter wahrgenommen, sondern eher aus dem privaten, familiären Raum ausgegliedert.<sup>11</sup>

## 4.2 Weitere Aspekte der Geschlechtertrennung

Unabhängig von kultureller Differenz wird Geschlechtertrennung von Befragten positiv bewertet. So hält eine Interviewpartnerin Geschlechtertrennung auch für Männer für vorteilhaft:

„hm und das ist manchmal schade weil es glaub ich für die Jungs auch ganz angenehm wäre mal einen männlichen eh[m] [...] Ansprechpartner zu haben und ja weil sie vielleicht andere Dinge mit [...] den mit einem Mann klären würden oder besprechen würden sozusagen“ (Franziska).

9 Es gibt auch muslimische Migranten, die Emanzipationsprozesse von Frauen unterstützen (vgl. z. B. Tunç 2010).

10 Krause (2017) verdeutlicht, insbesondere für Flüchtlingslager außerhalb von Europa, dass es nicht nur um spezifische Angebote für Frauen gehen sollte, sondern dass auch spezifische Bedürfnisse von Männern und das Verhältnis zwischen Männern und Frauen Berücksichtigung finden sollten.

11 Zu Migration und Vaterschaft vgl. insbesondere Westphal, z. B. 2015.

Es scheint also möglich, dass Geschlechtertrennung Vertrauen erleichtert. Ähnlich schreibt eine Befragte Interaktionen zwischen Frauen einen „schneller[en] Zugang“, „ne größere Offenheit“, eine „entspannte Situation“ und „n größeres Verständnis“ zu (Lisa). Es könnten also durch Geschlechtertrennung geschützte Räume entstehen. Dies entspricht Vorstellungen von Empowerment in Teilen der Frauenbewegung und der „Männerbewegung“ der Aufnahmegesellschaft.

Geschlechtertrennung entsteht aber auch noch auf andere Weise, nämlich durch eine spezifische soziale Einbettung ehrenamtlich Engagierter. Dies gilt in dreierlei Hinsicht. Zum einen erfolgt der Einstieg in das Ehrenamt häufig über Frauen. So finden ehrenamtlich Engagierte Zugang über weibliche Familienangehörige, Freundinnen, Kommilitoninnen oder über eine Hochschuldozentin.<sup>12</sup> Daneben ist eine hohe Anzahl von ehrenamtlich Engagierten selbst weiblich. Drittens schließlich kooperieren Ehrenamtliche mit Hauptamtlichen, die ebenfalls häufig weiblich sind, da es sich zumeist um typisch weibliche Berufe im sozialen Bereich handelt.<sup>13</sup> Es entstehen also weiblich dominierte Unterstützungsnetzwerke.

### 4.3 Interaktionen zwischen Unterstützten und Unterstützenden unterschiedlichen Geschlechts

Paradoxerweise ist es die Geschlechtertrennung, welche die Interaktion über Geschlechtergrenzen hinweg prägt. Im Folgenden sind insbesondere Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und Unterstützerinnen im Fokus.

#### 4.3.1 Aufeinander zugehen

Bei Interaktionen zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts kann dieser Unterschied relevant gesetzt werden oder auch nicht. Einzelne Befragte setzen das Geschlecht irrelevant (3 x) oder meinen, es sollte irrelevant sein (1 x). Es kommt vor, dass nach Einschätzung von Befragten Geflüchtete Geschlecht in Situationen relevant setzen, in denen sie selbst dies nicht erwartet hätten. So heißt es, ein Flüchtling habe nach einem kurzen, informellen Gespräch gesagt, dies sei sein erstes Gespräch mit einer deutschen Frau gewesen (Karen).

Befragte setzen Geschlecht für erste Kontakte relevant. Es komme zu Verunsicherungen aufseiten Geflüchteter. So heißt es bezogen auf sieben in einer Wohngemeinschaft lebende Männer aus afrikanischen Ländern: „die hatten ein bisschen Berührungssängste gerade Frauen gegenüber“ (Daniela). Irritierend erscheint auch der Eintritt ehrenamtlich engagierter Männer in weiblich dominierte Räume. So spricht Jens von anfänglicher Distanz ihm gegenüber bei Spielenachmittagen mit geflüchteten Kindern sowie in einer mit einer geflüchteten Familie eingegangenen Patenschaft. Die Beispiele

12 Ein Zugang über „persönliche Ansprache von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten“ (Hollstein 2015: 294) scheint generell typisch für das Ehrenamt zu sein.

13 Aus der Perspektive der Hauptamtlichen können ehrenamtlich Engagierte eine wichtige Unterstützung darstellen. Die Relevanz ehrenamtlichen Engagements für soziale Arbeit wird aber kontrovers diskutiert. Dies zeigte sich zum Beispiel bei einem Workshop in Wiesbaden zu „Flucht, Gender, Menschenrechte – neue Herausforderungen für die soziale Arbeit“ (Scherschel 2016).

zeigen, dass sich Geschlechtertrennung – sei es als Zuschreibung und/oder als Fremdsozialisation – auf geschlechterübergreifende Interaktionen auswirkt.

Für erste Annäherungen zwischen Geflüchteten und Unterstützenden ist auch der Umgang mit Körperlichkeit wichtig. Manche ehrenamtlich engagierten Frauen nehmen sich bewusst zurück: „dass wir nicht im Minirock und im .. zu weiten Ausschnitt in die Unterkunft gehen“ (Franziska). Körperlichkeit ist auch bezogen auf männliche Geflüchtete relevant. So beschwert sich eine Befragte über breitbeiniges Sitzen und Boxershorts.

Eine häufig thematisierte Form von Körperkontakt bei Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und Unterstützerinnen ist der Handschlag. Gängige Zuschreibung ist, dass dieser in der Herkunftskultur zwischen Frauen und Männern nicht erwartet werde.<sup>14</sup> Der Umgang mit der (vermeintlichen) kulturellen Differenz ist unterschiedlich. Eine Ehrenamtliche fasste die fehlende Berücksichtigung der (vermeintlichen) kulturellen Differenz als eigene Übergriffigkeit: „ich bin auch so sehr aggressiv manchmal geh hin und streck denen die Hand entgegen“ (Christine). Eine andere fokussiert nicht auf (vermeintliche) kulturelle Differenzen, sondern setzt auf eine Begegnung von Mensch zu Mensch: „wenn man da dann als Mama einfach nachgeht und ihnen die Hand gibt und sagt ‚ich bin jetzt da‘ dann akzeptieren die das schon“ (Daniela).

Eine erst bei einer gewissen Vertrautheit zu erwartende Form des aufeinander Zugehens ist das Umarmen. Es wird nicht nur seltener thematisiert, sondern vermutlich auch weniger häufig praktiziert. Dabei werden unterschiedliche Praktiken nicht nur verschiedenen Kulturen, sondern auch individuellen Präferenzen zugeordnet. So heißt es bei Franziska: „ja ich bin n Mensch wenn ich bei Freunden die .. ehm umarm ich gerne und so da bin ich sehr nah an den dran“. Eine Sensibilität, die vermutlich kulturelle Differenz relevant setzt, zeigt sich auch beim Thema Umarmen: „ich hab ihn dann auch umarmt ne aber im Nachhinein weiß ich nicht ob es so das Richtige war“ (Karen). Spontanes Handeln gemäß eigener Gewohnheit wird hier im Rückblick problematisiert. Verunsicherungen beim aufeinander Zugehen werden, so zeigt sich, beiden Seiten zugeschrieben.

#### 4.3.2 Professionalisierung oder private Beziehung

Angesichts von dominierenden Geschlechterhierarchien in Herkunftskontexten und in der Aufnahmegesellschaft kann es für Männer schwierig sein, eine asymmetrische Beziehung zu akzeptieren, in der Frauen (überlegene) Unterstützende und Männer (bedürftige) Unterstützte sind. Männliches Dominanzgebaren kann durch eine derartige Konstellation noch verstärkt werden.<sup>15</sup> Ein solches Gebaren wird von den Befragten angesprochen. So heißt es über algerische Männer, sie würden sich wie Machos verhalten. Berichtet wird von einem 15-jährigen Geflüchteten, der sich von einer ehrenamtlich engagierten Frau nichts sagen lasse. Ehrenamtlich engagierte Frauen können männlichem Dominanzgebaren mit eigenem dominantem Verhalten begegnen und sich so Respekt

14 Björn differenziert mögliche Konstellationen: „ob des einfach weil sie niemandem die Hand gibt oder nur mir als Mann oder mir als christlichem Mann“. Immer wieder wird in Ratgebern empfohlen, (als Mann) auf Handschlag zu verzichten: „Geben Sie arabischen Frauen zur Begrüßung bitte nicht die Hand“, heißt es beispielsweise in einer Handreichung der Deutschen Telekom (Terkessidis 2010: 137).

15 Toprak (2010) zeigt, dass Ehrvorstellungen gerade bei prekärem sozialem Status besonders ausgeprägt sein können.

verschaffen. Folgende Zitate legen diese Strategie nahe: „ich denke ich bin da vielleicht auch jemand der schon irgendwie so ein bisschen bestimmt auftritt“ (Janina) und „also ich bin dann schon irgendwo selbstbewusst aufgetreten“ (Ursula).

Die Unterstützenden bemühen sich um professionelle Distanz. So heißt es, es sei wichtig, nicht nach persönlicher Sympathie zu gehen, sondern sich allen Geflüchteten gegenüber offen und zugewandt zu zeigen. Es werden klare Grenzen gezogen. Eine Interviewte erklärte, sie meide zu private Themen mit Rücksicht auf eigene Belastungsgrenzen. Die Anforderungen an Professionalität sind je nach Unterstützungsbereich unterschiedlich. Exemplarisch sei hier eine Aktivität genannt, bei der sich die dominierende Geschlechterrelation umkehrt, und zwar das Dolmetschen von Männern für Frauen. Hier gilt es in Arztgesprächen Vertraulichkeit zu wahren und Schamgrenzen zu respektieren (Omar). Bei der Übersetzung im Frauenhaus oder bei einer Rechtsanwältin muss sichergestellt werden, dass die Interessen der Frau, für die übersetzt wird, ausreichend Berücksichtigung finden („wenn die was für Frauen übersetzen sollen was weiß ich ob er die beschimpft oder ihr was anderes erzählt ganz schwierige Sache“, Christine). Eine zunehmende Professionalisierung der Unterstützenden geschieht durch ihre Unterstützungspraxis. Diese Professionalisierung kann zu Veränderungen der Position in den weiblich dominierten Unterstützungsnetzwerken führen: Ehrenamtliche werden zu Koordinator\*innen anderer Ehrenamtlicher oder wechseln in Positionen für Hauptamtliche.

Die ehrenamtlich Engagierten versuchen auch, Beziehungen der Nähe zu Geflüchteten aufzubauen. Dies zeigt sich an der häufigen Verwendung von Possessivpronomen, wie in „meine Frau hier“ (Christine), „unsere Jungs“ (Daniela) und „meine Familien“ (David). Verwendet werden auch Vornamen. Gerade wenn die entstehenden Beziehungen weniger professioneller und stärker privater Natur sind, kann ihr Abbruch problematisch werden. Nicht wenige Geflüchtete verlassen das Wohnheim, wechseln den Wohnort, reisen freiwillig ins Herkunftsland zurück oder – und dies ist besonders belastend – werden abgeschoben. Manche Ehrenamtlichen halten weiterhin Kontakt, so eine Befragte zu einer von einem Dorf in eine Stadt gezogenen syrischen Familie. Andere versuchen, angesichts einer unsicheren Bleibeperspektive erst gar keine allzu engen Beziehungen entstehen zu lassen (Werner).

Da die Interaktion zwischen Ehrenamtlichen und Unterstützten eine im Alltag eher seltene Konstellation ist, kommt es zur Suche nach neuen Beziehungsdefinitionen und zu Überlagerungen mit gängigeren sozialen Beziehungen: „ja finde ich das fällt mir persönlich das einfach da irgendwie schwierig auch mhm Freundschaft aufzubauen oder auf einer guten Weise“ (Janina). Freundschaft und Familie werden zu wichtigen Bezugspunkten.

Beginnen wir mit dem Bezugspunkt Freundschaft. Die Beziehung zwischen Geflüchteten und Unterstützenden wird von einer Freundschaft abgegrenzt oder als solche bezeichnet. Freundschaft wiederum wird abgegrenzt von einer von den Befragten nicht angestrebten Paarbildung (z. B. Franziska).<sup>16</sup> Ein Wunsch nach einer Paarbeziehung seitens Geflüchteter ist, gerade wenn es sich um allein migrierte junge Männer han-

16 Dies kontrastiert mit Erfahrungen anderer. Zwei Hochschuldozentinnen berichten, dass die für Geflüchtete engagierten Studentinnen häufig in einer Paarbeziehung mit einem Geflüchteten leben.

delt, verständlich.<sup>17</sup> Manche orientieren recht schnell auf Sex (Karen) oder auf Heirat (David). Vereinzelt kommt es zu Übergriffen. So berichtet eine Ehrenamtliche von mit Morddrohungen verknüpften Nachstellungen. Eine andere hatte Schwierigkeiten, sich gegenüber einem psychisch beeinträchtigten Flüchtling abzugrenzen. Typischer aber scheint, dass Geflüchtete Frauen schützen wollen, die ihnen nahestehen. So sagte eine Ehrenamtliche: „ja einer meinte wenn irgendwas ist dann komm zu mir! ich helfe dir!“ ((lachen)) die haben da so einen Beschützerinstinkt und das finde ich auch ganz süß ((lachen))“ (Karen). Lachen und „ganz süß“ legen die Einschätzung nahe, dass es sich um ein positiv zu bewertendes, aber nicht ganz ernst zu nehmendes Anliegen handele.<sup>18</sup> Das in Beziehung setzen zu Paarbeziehungen ist typisch für junge weibliche ehrenamtlich Engagierte. Junge männliche Engagierte nehmen sich nicht als potenzielle Intimpartner wahr.

Bei älteren weiblichen ehrenamtlich Engagierten dagegen ist ein Inbezugsetzen zu Familie verbreitet, gerade wenn es sich um generationenübergreifende Kontakte zu Geflüchteten handelt. So geht Daniela auf männliche junge Geflüchtete zu „als Mama einfach“. Die 60-jährige Christine sagt über einen Geflüchteten, den sie während seiner Krebserkrankung begleitete: „er ist inzwischen .. ist mein arabischer Sohn für mich“. Die Zuschreibung einer familienartigen Beziehung vonseiten der Geflüchteten wird als Auszeichnung erlebt: „hab meinen Ehrentitel ‚Mama Christine‘“ (Christine). Eine analoge Einordnung als Vater ist bei älteren männlichen Ehrenamtlichen nicht zu beobachten. Es zeigt sich also, dass es bei der geschlechterübergreifenden Interaktion zu spezifischen Zuschreibungen kommt, wenn die Unterstützenden weiblich sind.

#### 4.4 Haltungen zur Geschlechtertrennung

Geschlechtertrennung wird unterschiedlich hergeleitet. Zumeist wird sie dem arabisch-muslimischen Kontext zugeordnet. Daneben wird sie – kulturunabhängig – favorisiert als eine Möglichkeit zur Schaffung geschützter Räume. Die Haltung zur kulturspezifischen Separierung der Geschlechter ist bei den Befragten unterschiedlich. Sie wird respektiert und toleriert, sie wird abgelehnt und zurückgewiesen oder sie wird als schrittweise zu überwinden eingeordnet.

Eine Befragte weist eine kulturspezifische Geschlechtertrennung zurück „von Anfang an“:

„ich sach hier in Deutschland nicht da Mann Frau sondern zusammen immer na immer zusammen helfen arbeiten und so des geht ja oft nur so in Brocken am Anfang na aber ich hab immer wieder von Anfang an gesagt gleich“ (Christine).

Die Aufhebung der Geschlechtertrennung erscheint hier als ein zentrales Element für eine Eingliederung in die deutsche Kultur.

17 Bei anderen Personenkonstellationen zeigen sich ähnliche Muster. Paarwünsche finden sich auch bei strafgefangenen männlichen Jugendlichen gegenüber weiblichen Ehrenamtlichen (Notz 1989: 16).

18 Gewaltbereite türkischstämmige Jugendliche der zweiten Generation gehen zum Teil davon aus, dass ein Eingreifen notwendig ist, wenn der eigenen Gruppe zugeordnete Frauen „beschimpft, beleidigt oder angeschaut“ werden (Toprak 2010: 78).

Geflüchtete Frauen halten zum Teil an der Geschlechtertrennung fest. Dazu die Schilderung eines Ehrenamtlichen:

„naja die Männer sind aufs Zimm es gab die Zimmerzuteilung so ihr kommt in das Zimmer Familienzimmer und dann wollten die Frauen ein Einzelzimmer haben weil im Familienzimmer natürlich nicht nur eine Familie sondern mehrere Familien also auch mehrere Männer waren und dann war das die Frau die ihren Mann angeschrien hat und gesagt hat geh zu den Sozialarbeitern beschwer dich wir wollen ein einzelnes Zimmer und oftmals die Männer gesagt haben nein mach ich nich aber die Frau so lange gemacht hat bis er hingegangen ist und das gesagt hat“ (Björn).

Interessenvertretung von Frauen gelingt hier innerhalb eines traditionellen Rahmens. Die Frauen drängen auf Geschlechtertrennung und wenden sich zur Durchsetzung ihrer Interessen an die als für Außenkontakte zuständig definierten Männer.<sup>19</sup>

## 5 Fazit

Untersucht wurde die Relevanz von Geschlecht bei Interaktionen zwischen zumeist männlichen Geflüchteten und meist weiblichen Ehrenamtlichen, die sich für diese engagieren. Diese Interaktionen unterscheiden sich fundamental von den Ausschreitungen in der Silvesternacht in Köln 2015. Es handelt sich nicht um Übergriffe auf Unbekannte im öffentlichen Raum, sondern um längerfristige Beziehungen zwischen einander persönlich Bekannten mit wechselseitigem positivem Bezug. Rekonstruiert wurden diese Beziehungen aus der Perspektive von 27 ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten, die Ende 2016 bis Anfang 2017 in Leitfadeninterviews befragt wurden. 17 der Interviews wurden mithilfe eines an die Grounded Theory angelehnten Kodierungsverfahrens analysiert. Aus der Arbeit mit den Daten ergab sich als empirisch gesättigte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“. Die Kernkategorie verweist auf Spezifika arabisch-muslimischer Herkunftskontexte und auf eine Schaffung geschützter Räume. Sie wirkt sich auch auf geschlechterübergreifende Interaktionen aus, und zwar insbesondere in den Bereichen erste Annäherungen und Beziehungsdefinition. Ob es sich bei „Separierung der Geschlechter“ eher um eine Fremdzuschreibung, um Stereotype und Vorurteile Befragter handelt oder ob tatsächliche kulturelle Differenz und damit Fremdsozialisation vorliegt, das lässt sich ohne eine Befragung der Geflüchteten selbst kaum entscheiden (vgl. Zwengel 2015).<sup>20</sup>

Die Einordnung von Geschlechtertrennung als kulturspezifisch verweist auf den Kulturbegriff, der zu Recht als homogenisierend, statisch und deterministisch kritisiert wird (vgl. z. B. Zwengel 2018: 11, 92ff.). In der Tat wird in dieser homogenisierenden Betrachtungsweise nicht berücksichtigt, dass nicht alle Geflüchteten aus dem

19 Kreile schreibt zu Frauen in Afghanistan, dass sie sich eher informell gegenüber dominanten Männern behaupten als über legale Verfahren und führt dies zurück auf das Bestehen „finanzieller Zwänge, begrenzter Mobilität, Unkenntnis legaler Abläufe und einschlägiger sozialer Imperative“ (Kreile 2010: 201).

20 In Richtung Fremdsozialisation weist folgender, von einer Studentin berichteter Fall: Ein Flüchtling habe eine junge Frau gefragt, ob sie mit ihm eine Partie Tischfußball spielen möchte. Es habe sich später herausgestellt, dass es sich um eine seit vielen Jahren in Deutschland lebende Syrischstämmige handelte. Der Geflüchtete habe sie für eine Deutschstämmige gehalten und sich deshalb entschuldigt: Hätte er gewusst, dass sie syrischer Herkunft ist, hätte er nicht gefragt.

islamisch-arabischen Raum kommen, dass sich die Situation zwischen Gesellschaften unterscheidet und dass sie innerhalb der Gesellschaften variiert, und zwar insbesondere nach Region und Ethnie, Schicht und Milieu, urbanem oder ruralem Kontext, Alter und Generation. Außerdem ist Geschlechtertrennung nicht statisch. Die Geschlechterordnung verändert sich durch innergesellschaftlichen sozialen Wandel, durch Einflüsse von außen und durch das Entstehen transnationaler Räume. Und drittens schließlich ist die angesetzte Geschlechterordnung nicht deterministisch zu fassen. Für die Akteur\*innen bestehen unterschiedliche Handlungsoptionen.

Kommen wir abschließend zurück auf die Unterscheidung von Doing Gender und Doing Ethnicity. Die Befragten wählen ein Doing Ethnicity, wenn sie unabhängig vom Geschlecht auf belastende Erfahrungen von Geflüchteten vor und während der Flucht verweisen. Sie praktizieren Doing Gender, wenn sie von emanzipationsorientierten Aktivitäten in geschlechtshomogenen Gruppen berichten und dabei einen gesellschaftsübergreifenden Ansatz wählen, für den Ethnicity irrelevant gesetzt werden kann. Zumeist aber beziehen sich die Befragten zugleich auf Ethnicity und auf Gender. Dabei liegt der Fokus auf einer Geschlechtertrennung, die als für den arabisch-muslimischen Kontext spezifisch und als diesen entscheidend prägend angesetzt wird. Durch diese Annahmen wird Doing Ethnicity zu einer Form von Doing Gender und Doing Gender zu einer Form von Doing Ethnicity.

## Literaturverzeichnis

- Backes, Gertrud M. (2011). Geschlechterdifferenz im Ehrenamt. In Thomas Olk & Birger Hartnuß (Hrsg.), *Handbuch Bürgerschaftliches Engagement* (S. 65–75). Wiesbaden, Basel: Beltz Juventa.
- Bahr, Sabrina (2011). *Frauenrechte in Afghanistan* (Unveröffentlichte Bachelor-Arbeit). Fulda: Hochschule Fulda.
- Becher, Inna & El-Menouar, Yasemin (2014). *Geschlechterrollen bei Deutschen und Zuwanderern christlicher und muslimischer Religionszugehörigkeit* (Forschungsbericht 21 des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge). Zugriff am 29. März 2017 unter [https://www.bamf.de/sharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Forschungsberichte/fb21-geschlechterrollenn.pdf?\\_blob\\_publicationFile](https://www.bamf.de/sharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Forschungsberichte/fb21-geschlechterrollenn.pdf?_blob_publicationFile).
- Brücker, Herbert; Kunert, Astrid; Mangold, Ulrike; Kalusche, Barbara; Siegert, Manuel & Schupp, Jürgen (2016). Geflüchtete Menschen in Deutschland – eine qualitative Befragung. *IAB-Forschungsbericht 9*. Zugriff am 20. Juli 2016 unter [doku.iab.de/forschungsbericht/2016/fb0916.pdf](http://doku.iab.de/forschungsbericht/2016/fb0916.pdf).
- Buckley-Zistel, Susanne; Krause, Ulrike & Loeper, Lisa (2014). Sexuelle und geschlechterbasierte Gewalt an Frauen in kriegsbedingten Flüchtlingslagern. Ein Literaturüberblick. *Peripherie*, 34(133), 71–89. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v34i133.22463>
- Busche, Gesa Anne (2013). *Über-Leben nach Folter und Flucht. Resilienz kurdischer Frauen in Deutschland*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422960>
- Corsten, Michael; Kauppert, Michael & Rosa, Hartmut (2008). *Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven*. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90787-1>

- Dünnwald, Stephan (2006). *Der pädagogische Griff nach dem Fremden*. Frankfurt/Main, London: IOK Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Hammad, Hannan (2017). Sexual Harassment in Egypt. An Old Plague in a New Revolutionary Order. *GENDER*, 9(1), 44–63. <https://doi.org/10.3224/gender.v9i1.04>
- Han-Broich, Misun (2012). *Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit*. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18689-4>
- Hecht-El Minshawi, Béatrice (1990). ‚Wir suchen, wovon wir träumen‘. *Studie über deutsch-ausländische Paare* (2. überarb. Aufl). Frankfurt/Main: Nexus.
- Heyken, Edda (2014). ‚Das ist ein Traum, der fast zwanzig Jahre dauert‘. Über die Suche nach individuellen Erinnerungsformen bosnisch-herzegowinischer Frauen und Männer in Berlin zum Umgang mit den Erfahrungen von Krieg, Flucht und Unsicherheit. *Südosteuropäische Hefte*, 3(1), 78–91.
- Hollstein, Bettina (2015). *Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Karakayali, Serhat & Kleist, J. Olaf (2015). *EFA-Studie. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit (EFA) in Deutschland. 1. Forschungsbericht. Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2014*. Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zugriff am 7. Oktober 2016 unter [www.bim.hu-berlin.de/media/2015-05-16\\_EFA-Forschungsbericht\\_Endfassung.pdf](http://www.bim.hu-berlin.de/media/2015-05-16_EFA-Forschungsbericht_Endfassung.pdf).
- Karakayali, Serhat & Kleist, J. Olaf (2016). *EFA-Studie 2. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland: Forschungsbericht. Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015*. Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zugriff am 21. März 2018 unter [https://www.bim.hu-berlin.de/media/Studie\\_EFA2\\_BIM\\_11082016\\_V%C3%96.pdf](https://www.bim.hu-berlin.de/media/Studie_EFA2_BIM_11082016_V%C3%96.pdf).
- Kleist, J. Olaf (2018). *Die vielen Gesichter der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit*. Vortrag in der Reihe „Flucht und Asyl aus soziologischer Perspektive“ im Rahmen des Bachelorstudiengangs Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen an der Hochschule Fulda am 25.01.2018.
- Krause, Ulrike (2017). Die Flüchtling – der Flüchtling als Frau. Genderreflexiver Zugang. In Cinur Ghaderi & Thomas Eppenstein (Hrsg.), *Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge* (S. 79–93). Wiesbaden: Springer Fachmedien. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-15741-8\\_5](https://doi.org/10.1007/978-3-658-15741-8_5)
- Kreile, Renate (2010). *Purdah, Bollywood und Politik. Geschlechterverhältnisse und Transformationsprozesse in Afghanistan*. *Peripherie*, 30(118/119), 188–210.
- Lewicki, Aleksandra (2016). Editorial. Bürgerschaft in Europa. Grenzziehungen und soziale Bewegungen in der Einwanderungsgesellschaft. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 29(2), 3–10.
- Menz, Margarete (2008). *Biographische Wechselwirkungen. Genderkonstruktion und ‚bikulturelle Differenz‘ in den Lebensentwürfen binationaler Paare*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839407677>
- Müller, Marion (2003). *Geschlecht und Ethnie. Historischer Bedeutungswandel, interaktive Konstruktion und Inferenzen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80503-4>
- Notz, Gisela (1989). *Frauen im sozialen Ehrenamt. Ausgewählte Handlungsfelder. Rahmenbedingungen und Optionen*. Freiburg: Lambertus-Verlag.

- Pusitz, Heinz & Reif, Elisabeth (Hrsg.). (1996). *Interkulturelle Partnerschaften. Begegnungen der Kulturen und Geschlechter*. Frankfurt/Main: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Rudloff, Marlene (2018). *Die Bedeutung von zivilgesellschaftlichen Projekten im Bereich der Geflüchtetenarbeit*. Vortrag in der Reihe „Flucht und Asyl aus soziologischer Perspektive“ im Rahmen des Bachelorstudiengangs Sozialwissenschaften mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen an der Hochschule Fulda am 08.02.2018.
- Scherschel, Karin (2016). Flucht, Gender, Menschenrechte. Neue Herausforderungen für die Soziale Arbeit. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 29(1), 1–9.
- Schiffauer, Werner (2008). *Parallelgesellschaften. Wieviel Wertekonsens braucht unsere Gesellschaft? Ethnographische Überlegungen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839406434>
- Schiffauer, Werner (2017). Einleitung. Eine neue Bürgerbewegung. In Werner Schiffauer, Anne Eilert & Marlene Rudloff (Hrsg.), *So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten* (S. 13–34). Bielefeld: transcript.
- Schiffauer, Werner; Eilert, Anne & Rudloff, Marlene (Hrsg.). (2017). *So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten*. Bielefeld: transcript.
- Schiffauer, Werner; Eilert, Anne & Rudloff, Marlene (Hrsg.). (2018). *So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. Bedingungen für die nachhaltige Projektarbeit mit Geflüchteten. Eine Bilanz*. Bielefeld: transcript.
- Schreyer, Franziska (2017). Weibliche Flüchtlinge. Motiviert – aber schlecht vorbereitet. Gastbeitrag. *Zeit Online*. 08.02.2017. Zugriff am 21. März 2018 unter <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2017-02/weibliche-fluechtlinge-frauen-integration-arbeitsmarkt-ausbildung-herkunftsland>.
- Strauss, Anselm (1987). *Qualitative Analysis for Social Scientists*. New York: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511557842>
- Stricker, Michael (2011). Ehrenamt. In Thomas Olk & Birger Hartnuß (Hrsg.), *Handbuch Bürgerschaftliches Engagement* (S. 163–171). Wiesbaden, Basel: Beltz Juventa.
- Sunjic, Melita H. (2012). Sensibilität für Flüchtlingsfrauen steigt allmählich. In Eva Hausbacher, Elisabeth Klaus, Ralph Poole, Ulrike Brandl & Ingrid Schmutzhart (Hrsg.), *Migration und Geschlechterverhältnisse. Kann die Migrantin sprechen?* (S. 161–178). Wiesbaden: VS. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-93189-0\\_9](https://doi.org/10.1007/978-3-531-93189-0_9)
- Tazi-Preve, Miriam Irene (2010). ‚Religion heißt, was für ein Mensch bist du‘. Das Verständnis muslimischer MigrantInnen von Familie, Religion und Geschlechterverhältnis. In Wolfgang Mazal (Hrsg.), *Familie und Religion. Aktuelle Beiträge aus der interdisziplinären Familienforschung* (S. 239–307). Opladen/Farington: Budrich UniPress Ltd.
- Terkessidis, Mark (2010). *Interkultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Toprak, Ahmet (2010). Männlichkeitskonzepte türkischer Jugendlicher und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit mit Straffälligen. In Hans Prömper, Mechthild M. Jansen, Andreas Ruffing & Helga Nagel (Hrsg.), *Was macht Migration mit Männlichkeit? Kontexte und Erfahrungen zur Bildung und Sozialen Arbeit mit MigrantInnen* (S. 73–89). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Tunç, Michael (2010). Männlichkeit in der Migrationsgesellschaft. Fragen, Probleme, Herausforderungen. In Hans Prömper, Mechthild M. Jansen, Andreas Ruffing & Helga Nagel (Hrsg.), *Was macht Migration mit Männlichkeit? Kontexte und Erfahrungen zur Bildung*

- und Sozialen Arbeit mit Migrantinnen* (S. 19–35). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Van Dyk, Silke & Misbach, Elène (2016). Zur politischen Ökonomie des Helfens. Flüchtlingspolitik und Engagement im flexiblen Kapitalismus. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 46(2), 205–227.
- Westphal, Manuela (2015). Subjektive Vorstellungen zur Gestaltung von Vaterschaft in Migrations- und Bildungsaufstiegsprozessen. In Berrin Özlem Otyakmaz & Yasemin Karakaşoğlu (Hrsg.), *Frühe Kindheit in der Migrationsgesellschaft. Erziehung, Bildung und Entwicklung in Familie und Kindertagesbetreuung* (S. 125–144). Wiesbaden: Springer Verlag. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-07382-4\\_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-07382-4_8)
- Zwengel, Almut (2015). Stereotypen, Vorurteile und Klischees als neue Tabus. *neue praxis*, 45(3), 243–254.
- Zwengel, Almut (2016). Über Stereotype und Vorurteile. Grundsätzliche Überlegungen und Analyse von Kommentaren zu den Übergriffen in der letzten Silvesternacht in Köln. *Demokratie gegen Menschenfeindlichkeit. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis*, 1(2), 115–127.
- Zwengel, Almut (2018). *Zusammenleben mit Zu- und Eingewanderten. Eine Einführung in die Migrationssoziologie*. Weinheim: Beltz Juventa.

## Zur Person

*Almut Zwengel*, Prof. Dr., \*1963, Professur für Soziologie mit Schwerpunkt interkulturelle Beziehungen am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda. Arbeitsschwerpunkte: Migrationssoziologie, Sprachsoziologie, qualitative Sozialforschung.  
Kontakt: Hochschule Fulda, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Leipziger Straße 123, 36037 Fulda  
E-Mail: [almut.zwengel@sk.hs-fulda.de](mailto:almut.zwengel@sk.hs-fulda.de)

# Rezensionen

Magda Boryśławska

Helma Lutz/Anna Amelina, 2017: *Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung*. Bielefeld: transcript. 216 Seiten. 16,99 Euro

---

Das Buch von Helma Lutz und Anna Amelina präsentiert einen eingehend kommentierten Katalog wichtiger theoretischer Konzepte der Migrationsforschung und benennt gleichzeitig differenziert eine Reihe der Probleme, die bisher in sozialwissenschaftlichen Forschungen zum Thema eher unterbelichtet blieben. Im Rahmen dieser interdisziplinär angelegten Abhandlung setzen sich die Autorinnen zum Ziel, die schon etablierten methodologischen Ansätze zu Migration kritisch zu reflektieren und mögliche Forschungsfelder und -schwerpunkte vorzustellen.

Im einführenden Kapitel skizziert Helma Lutz zentrale theoretische Konzepte und Untersuchungsansätze. In erster Linie geht sie auf das Konzept der Sozialen Konstruktion von Geschlecht ein. Den für die poststrukturalistischen Überlegungen typischen Paradigmenwechsel zu einer sozialkonstruktivistischen Betrachtungsweise von Geschlecht und Migration verknüpft die Autorin mit dem Konzept des *Doing Gender*, welches die fortlaufende Herstellung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ in der sozialen Praxis benennt und so die gesellschaftliche (Re)produktion zweigeschlechtlicher Ordnungen erklärt (S. 17). Das Kapitel versammelt die grundlegenden Voraussetzungen feministischer Theorie von Simone de Beauvoir bis Judith Butler und beleuchtet, wie Geschlechteridentitäten inszeniert werden. Darüber hinaus berücksichtigt es den wichtigen Beitrag von Pionierinteraktionstheoretikern wie Erving Goffman und Harold Garfinkel. Lutz rückt die aktuell dominierenden, teilweise konkurrierenden Forschungsansätze in den Vordergrund und betrachtet sie kritisch. Am Beispiel des bekannten Pull-Push-Modells, das hauptsächlich auf dem Prinzip von Nutzenmaximierung basiert, wird verdeutlicht, weshalb die Migrationsforschung sich nicht auf rein ökonomische Erklärungsvarianten verlegen sollte, da immer vielfältige außerökonomische Fragen gleichzeitig mitarbeiteten werden müssen. Konstruktiv werden die starren Vorstellungen zum Thema Migration überwunden, wie z. B. die bis heute im kollektiven Bewusstsein und im populärwissenschaftlichen Diskurs vorherrschende Behauptung, dass die Gastarbeiterrekrutierung (BRD, 1955–1973) ein rein ‚männliches‘ Phänomen gewesen sei, während die Beschäftigung von Migrantinnen in Sektoren wie Gesundheit, Pflege und Lebensmittelverarbeitung sowie Textilindustrie nach wie vor keine Erwähnung findet (S. 34). Wie es sich aus der hier aufgenommenen Methodenevaluation ergibt, sind die reduktionistischen Begriffsapparate der traditionellen Migrationsforschung für eine komplexe Problemauffassung unzureichend. Aus queerer Perspektive weisen die Autorinnen auf Forschungslücken hin, die sich aus den neu geprägten Alltagspraktiken und Geschlechteridentitäten in der Dimension transnationaler Migration ergeben (S. 42). Darüber hinaus wird die historische Entwicklung der Migration als zunehmend „feminisiertes Phänomen“ (S. 30) im Kontext moderner Industriegesellschaften thematisiert.

Das zweite Kapitel beginnt mit einem theoretisch orientierten Abschnitt zu den Herausforderungen der Migrationsforschung, wobei geschlechtsspezifische Asymmetrien und Ungleichheitsgeneratoren in den Vordergrund gerückt werden. Die Mehrheit der klassischen Ansätze, so wird betont, ist aus feministischer Sicht nicht mehr adäquat. Dies rührt vor allem daher, dass sie keine Sensibilität für Geschlechterfragen aufweisen und Migrationspraktiken tendenziell betrachtet werden, als seien sie geschlechtsunabhängig. Am Beispiel von Assimilationsansätzen wird verdeutlicht, inwiefern diese „die vergeschlechtlichte Verteilung der sozialen Chancen“ (S. 45) ignorieren. Ein weiterer Kapitelabschnitt behandelt die Weltsystemtheorie, die davon ausgeht, dass globale Ungleichheiten durch internationale Migration noch verstärkt werden. Sowohl Assimilationsansätzen als auch der Weltsystemtheorie ist aus Sicht der Autorinnen vorzuwerfen, dass sie sich vorwiegend auf die ökonomischen Faktoren und Klassenverhältnisse konzentrieren, während andere Differenzachsen unberücksichtigt bleiben. Eine weitere konzeptionelle Limitation sehen Lutz und Amelina im sedentaristischen Ansatz, der die Sesshaftigkeit als eine natürliche Organisationsform des sozialen Lebens versteht (S. 67).

Das dritte Kapitel übt konkrete Kritik an sedentaristischen Denkmustern, da sie die Anerkennung von Migrantenkulturen implizit negieren. Im Zentrum dieses Kapitels stehen Migrations- und Transnationalisierungsprozesse. Dabei werden die Konzepte der sozialen Produktion des Raumes (Doing Space) sowie der sozialen Herstellung von Migration (Doing Migration) und Transnationalität (Doing Transnationality) zentral behandelt. Analog zum Konzept des Doing Gender werden Migration und Transnationalität als durch „historisch-spezifische Wissens- und Machtkomplexe sowie institutionelle Konfigurationen“ (S. 69) geprägt beschrieben. Insbesondere das Zusammenspiel von unterschiedlichen und in der traditionellen Forschung isolierten Differenzachsen wie Gender, Ethnizität, Klasse, Nationalität, Sexualität, Alter oder Behinderung, wird von den Autorinnen hervorgehoben, um das methodische Instrumentarium der Intersektionalität in seiner Breite darzustellen. Gleichzeitig lenken sie die Aufmerksamkeit der Leser\_innen auf die Fluidität der genannten Kategorien.

Das nächste Kapitel bietet einen umfangreichen Überblick über globale Versorgungsketten und ethnisierte Ausbeutungsverhältnisse, die die Arbeitsbedingungen von Migrant\_innen nicht selten bestimmen. Wirtschaftliche Abhängigkeiten zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden werden dezidiert herausgearbeitet, sowohl hinsichtlich der Care-Zirkulation als auch hinsichtlich der Folgen neoliberaler Logik, die nach der Cash-For-Care-Politik die Versorgungsarbeit zwischen Staat, Familie und Markt umverteilt. Diese Zusammenhänge spiegeln sich vor allem in der Feminisierung jener Marktsektoren, die Erziehungs-, Betreuungs- und Versorgungsarbeit betreffen und sich durch eine geringe Entlohnung auszeichnen. Ausgehend von der Doppelrolle der Frauen, wird auch die Problematik grenzüberschreitender Elternschaft aufgegriffen. Außerdem schlägt Helma Lutz angehenden Forscher\_innen potenzielle Forschungsfelder vor, indem sie spezifische Probleme, wie die stigmatisierende Wirkung öffentlicher Debatten über transnationale Mutterschaft, Diversifikation von Haushaltsformen oder den Verlust von Bildungskapital in strukturschwachen Ländern, in den Blick nimmt.

Das fünfte Kapitel greift die im ersten Kapitel umrissene Problematik der Reproduktion zweigeschlechtlicher Ordnungen wieder auf und bringt damit in Verbindung stehende Fragen der Neudefinition von nationaler Zugehörigkeit, Grundrechte und Partizipationsmöglichkeiten sowie verschiedene Bürgerschaftsvarianten im Migrationskontext zur Sprache. Anna Amelina weist eine signifikante Korrelation zwischen der Gendernkategorie und der politischen Partizipation nach und stellt plausibel dar, wie politische Entscheidungen auf das Privatleben projizieren. Hierdurch wird die fließende Grenze zwischen öffentlicher und privater Sphäre auch empirisch sichtbar.

In dem Buch werden vielfältige theoretische Ansätze versammelt und miteinander konfrontiert, gleichzeitig werden konzeptionelle Alternativen und neue Forschungsperspektiven eröffnet. Aufgrund dieses Zuschnitts mutet der Text an einigen Stellen durch wiederkehrende Feststellungen und theoretische Anknüpfungen etwas redundant an, doch findet jede Wiederholung ihre Begründung. Die Abhandlung ist zudem klar strukturiert und kohärent, was sich bei dem behandelten mehrdimensionalen Gegenstand als anspruchsvolle Aufgabe erweist. Zu betonen sei auch der gelungene Versuch, nicht nur die migrationsbezogene Terminologie systematisiert zu haben, sondern gleichzeitig vorhandene Begriffsapparate einer Revision zu unterziehen.

Die Publikation richtet sich an Forscher\_innen, die sich mit der Migrationsproblematik beschäftigen und sie intersektionell bearbeiten möchten. Sie liefert einen wichtigen Beitrag zur integrativen Erfassung ökonomischer, sozialer, symbolischer und kultureller Migrationsaspekte und lädt dazu ein, die geschlechtersensible Betrachtungsweise in die eigene Forschung einzubeziehen.

## Zur Person

*Magda Boryslawska*, Mag., geb. 1993, Universität Warschau, Germanistisches Institut, Lehrstuhl für Kultur- und Literaturkomparatistik. Arbeitsschwerpunkte: kritische Diskursanalyse, Devianzsoziologie, Soziologie der Gewalt, Oral History, Geschlechterforschung, Soziolinguistik.

Kontakt: Kamińskiego 2/31, 03-130 Warszawa, Polska/Polen

E-Mail: magda.boryslawska@student.uw.edu.pl

Sarah K. Hackfort

Daniela Gottschlich, 2017: *Kommende Nachhaltigkeit. Nachhaltige Entwicklung aus kritisch-emanzipatorischer Perspektive*. Baden-Baden: Nomos. 576 Seiten. 62 Euro

Kritische theoretische Auseinandersetzungen mit dem Konzept der Nachhaltigkeit, seiner Genese und seinen Potenzialen sind so selten wie notwendig. In Zeiten, in denen nahezu alle mehr und mehr das Ziel der Nachhaltigkeit zu unterstützen scheinen und vieles in Wirtschaft und Gesellschaft als nachhaltig bezeichnet wird, ist immer weniger klar, was diese Nachhaltigkeit eigentlich genau ausmacht und auch erfordert. Mit ihrer Studie *Kommende Nachhaltigkeit. Nachhaltige Entwicklung aus kritisch-emanzipatorischer Perspektive* legt Daniela Gottschlich eine umfangreiche und tiefgehende Auseinandersetzung mit der Frage vor, ob wir die „Leerformel“ (S. 21) Nachhaltigkeit aufgeben oder uns im Gegenteil auf ihre Wiederaneignung konzentrieren sollten. Ihre zentrale These lautet, dass „in den verschiedenen Strängen des Nachhaltigkeitsdiskurses – aller berechtigten Kritik und aller neoliberalen Ausdeutung zum Trotz – ein emanzipatorisches Potenzial steckt“ (S. 22), das sich herauszuarbeiten lohnt. Gottschlich tut dies mithilfe eines feministisch geprägten, diskurstheoretischen Ansatzes. Ihr Ziel ist es, „Nachhaltigkeit in mehrfacher Hinsicht neu und weiter zu denken und dabei die Erkenntnisse der kritischen Debatten, die in den vergangenen knapp 30 Jahren über dieses Neu-, Anders- und Weiterdenken geführt worden sind, einzubeziehen“ (S. 23).

Gottschlichs Buch besteht aus drei Teilen, die sich in weitere Kapitel untergliedern. Teil A „Nachhaltigkeit neu denken“ erläutert die Motivation und die Grundgedanken des Buches und führt in das Nachhaltigkeitsverständnis von Gottschlich sowie in den methodologischen Zugang der Studie ein. Gottschlichs Anliegen ist es, Nachhaltigkeit als Diskurs und damit als Akt des Politischen zu begreifen und die den Debatten zugrunde liegenden normativen Prämissen transparent zu machen, um darüber sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede insbesondere im Ökonomie-, Politik und Gerechtigkeitsverständnis der jeweiligen Nachhaltigkeitsansätze herauszuarbeiten (S. 23). Die Arbeit folgt einem Dreischritt: Es geht der Autorin um „eine kritische Analyse bisheriger Konzeptionalisierungen“ (S. 47), „um ein bisher nicht systematisch erfolgreiches Inbeziehungsetzen und eine Verknüpfung der feministischen, integrativen und (ablehnend)kritischen Nachhaltigkeitsansätze“ (S. 47) sowie „um eine Spurensuche nach Bausteinen für ein kritisch-emanzipatorisches Konzept kommender Nachhaltigkeit im Diskurs selbst“ (S. 47).

Im analytischen Teil B „Diskursfeld nachhaltige Entwicklung“ widmet sich Gottschlich dazu der Untersuchung von insgesamt vier verschiedenen Diskurssträngen. Erstens analysiert sie Nachhaltigkeit als politisch-institutionellen Diskurs, angefangen beim Brundtland-Bericht von 1987 über die Rio-Konferenz 1992 sowie die deutschen und europäischen Nachhaltigkeitsstrategien bis hin zum Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung 2002 und zur UN-Konferenz für nachhaltige Entwicklung 2012. Zwei-

tens untersucht sie skeptische und alternative Stimmen im deutschen Diskurs, u. a. der Bundeskoordination Internationalismus und anderer hegemonietheoretischer Ansätze. Drittens analysiert sie den Diskurs feministischer Kritik und Alternativen, u. a. die Ansätze von Netzwerken wie dem Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften und von DAWN – Development Alternatives with Women for a New Era. Und viertens richtet sie den Blick auf die Diskurse integrativer Nachhaltigkeitsansätze, wie z. B. der Greifswalder Schule oder des Instituts für Sozial-Ökologische Forschung (ISOE). Die Analyse jedes Diskursstranges endet mit einem Zwischenfazit, in dem die Autorin jeweils „Bausteine“ für ein kritisch-emanzipatorisches Konzept im Sinne des Neudenkens herausarbeitet, auf die sie in Teil C zurückgreift.

Insgesamt nimmt Gottschlich in der Analyse eine explizit kritische, feministische Position ein und untersucht die gewählten Ansätze hinsichtlich ihrer impliziten und expliziten Verständnisse von Ökonomie, Politik und Gerechtigkeit. Mit ihrer Studie verfolgt die Autorin drei Ziele gleichzeitig, erstens die Skandalisierung bestehender krisenhafter gesellschaftlicher Naturverhältnisse, zweitens deren kritische Analyse und drittens die Formulierung einer emanzipatorischen Vision (S. 464).

Besonders lesenswert ist die Analyse zum Strang der feministischen sozial-ökologischen Zugänge, deren Verdienst als Kritikperspektive insbesondere darin läge, so die Autorin, hegemoniale Denk-, Verhaltens- und Rationalitätsmuster sichtbar zu machen sowie zu zeigen, welche Formen des Wissens anerkannt und welche Formen von Arbeit und Ökonomie im Nachhaltigkeitsdiskurs relevant werden (S. 44). In ihrer Spurensuche der feministischen Nachhaltigkeitsforschung erläutert die Autorin, wie sich beispielsweise die Diskussionen um Ökofeminismus, das Vorsorgende Wirtschaften, die Care-Arbeit und die (Re-)Produktivität in den letzten Jahren entwickelt haben. Sie zeigt differenziert auf, wie diese feministischen Zugänge als „Eye Opener“ (S. 63) für Ungleichheitsverhältnisse verschiedener Art auch die Nachhaltigkeitsdebatte bereichern (könnten). Da die feministischen Kritiken nicht nur in der Nachhaltigkeitsdebatte nach wie vor marginalisiert vertreten sind, dürfte vor allem dieses Kapitel für viele Leser\*innen sehr lehrreich sein und viel Neues beinhalten.

In Teil C „Nachhaltigkeit, quo vadis?“ führt Gottschlich die im Verlauf ihrer Arbeit aus der Analyse der verschiedenen Diskursstränge gewonnenen Bausteine für ein kritisch-emanzipatorisches Verständnis von Nachhaltigkeit zusammen. So entwickelt sie schließlich drei dafür wesentliche Elemente: Erstens sei das Ökonomische neu zu denken, und zwar im Sinne einer erhaltenden Gestaltung gesellschaftlicher Naturverhältnisse, die das Ganze der Ökonomie in den Blick nimmt. Konkret geht es darum, Arbeit und Wirtschaft neu zu denken und zu transformieren, sodass auch Für\_Sorge/Care-Arbeit die Anerkennung erlangt, die sie verdient und die für eine nachhaltige und demokratische Gesellschaft zentral ist (S. 466ff.).

Zweitens gelte es, das Politische neu zu denken, und zwar um eine Demokratisierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu erreichen und Externalisierungsdemokratien zu überwinden. Ausgehend von staatstheoretischen und kritischen Überlegungen, formuliert sie dafür die Konturen einer nachhaltigen demokratischen Staatsgestaltung.

Im Sinne einer *Caring Democracy* (2013) nach Joan Tronto<sup>1</sup> plädiert sie dafür, Für\_Sorge/Care zu einer zentralen Aufgabe des politischen Gemeinwesens zu machen und so die Externalisierungsarrangements zu transformieren, die derzeit dafür sorgen, dass ein Großteil der Menschen in Ländern des globalen Nordens permanent über die eigenen Verhältnisse lebt und über die anderer ebenso (S. 488ff.). Drittens müsse Gerechtigkeit neu gedacht werden, im Sinne einer für- und vorsorgenden Gestaltung aller lebendigen Beziehungen. Das Zusammendenken von Nachhaltigkeit, Menschenrechten, Gerechtigkeit und Sorgeethik schließt in weiterer Konsequenz auch die Frage nach dem Verhältnis der Subjekte Mensch und Natur sowie nach deren Rechten ein (S. 490ff.).

Da diese großen und ambitionierten Aufgaben des Neudenkens und der Transformation bisheriger Naturverhältnisse stets unabgeschlossen und prozesshaft, vor allem aber auch umkämpft und konflikthaft sind, ist Nachhaltigkeit für Gottschlich – in Analogie zu Derridas „kommender Demokratie“ (Derrida 2006 [2003]: 111f.)<sup>2</sup>, die ebenfalls immer unvollendet und im Kommen bleibt – nur als „kommende Nachhaltigkeit“ (deshalb auch der Buchtitel) zu verstehen. Daniela Gottschlich legt mit ihrem Buch nicht nur eine bisher fehlende systematische Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen des Nachhaltigkeitskonzepts vor. Gleichzeitig bezieht sie damit Stellung gegen eine Politik der Entpolitisierung (S. 464) und für eine Nachhaltigkeitsforschung, die transformativ in einem kritisch-emanzipatorischen Sinne wirken kann und sollte. Das Buch ist umfangreich und sein Aufbau, wie bei Dissertationen üblich, etwas formalistisch. Dennoch ist das Werk herausragend und uneingeschränkt zu empfehlen für alle, die sich intensiver mit theoretisch-konzeptionellen Grundlagen des Nachhaltigkeitsbegriffs beschäftigen möchten.

## Zur Person

*Sarah K. Hackfort*, Dr., Politikwissenschaftlerin und Forschungsleiterin „Nachhaltigkeit und Transformation“ im IZT – Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung. Arbeitsschwerpunkte: sozialwissenschaftliche Klima- und Energieforschung, Ressourcenpolitik, sozial-ökologische Transformationsprozesse, politische Ökologie, Lateinamerika, feministische Theorie.

Kontakt: IZT – Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung gemeinnützige GmbH, Schopenhauerstraße 26, 14129 Berlin

E-Mail [s.hackfort@izt.de](mailto:s.hackfort@izt.de)

- 
- 1 Tronto, Joan (2013). *Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice*. New York: New York University Press.
  - 2 Derrida, Jacques (2006 [2003]): *Schurken. Zwei Essays über die Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

## Hanna Heinrich

Bärbel Schomers, 2018: *Coming-out – Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 300 Seiten. 38 Euro

---

Die Frage danach, wer „wir“ sind und welche Gruppe „die Anderen“ bilden, scheint sich in den letzten Jahren zunehmend zu verschärfen und führt zu einer wachsenden Angst vor „dem Anderen“, die unmittelbar mit der Angst vor dem Verlust der eigenen, stabil geglaubten Identität zusammenhängt. Doch während neue Verwerfungslinien entstehen, scheinen bereits bestehende überwunden zu werden. So erobern sich beispielsweise queere Menschen zunehmend mehr öffentlichen Raum und ihre Lebensstile werden immer seltener zum Anlass von Diskriminierung; das zumindest könnte man meinen, wenn man die vermeintliche Pluralität der Geschlechterrollenbilder in der populären Kultur sowie die verschiedenen Formen des öffentlich sichtbaren Begehrens betrachtet. In ihrer Dissertation *Coming-out. Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation* weist die Soziologin Bärbel Schomers jedoch nach, dass subtile Ausschluss- und Verwerfungsmechanismen ebenso wie offen zu Tage tretender Heterosexismus noch lange nicht überwunden sind.

Schomers untersucht in ihrer Arbeit zur Diskriminierung und Emanzipation queerer Lebensstile, die sie exemplarisch an den soziopolitischen und individuellen Voraussetzungen und Auswirkungen des Coming-outs betrachtet, die Unterdrückungs- und Ausschlussmethoden, die zur Beherrschbarmachung allen von der Norm abweichenden Verhaltens herangezogen werden. Auf der Basis einer diskurstheoretischen Analyse der Diskriminierungsmethoden zeichnet die Autorin im ersten Teil der Untersuchung ein beklemmendes Bild der Pathologisierungs- und Kriminalisierungsstrategien der vergangenen Jahrhunderte nach. Von der griechischen Antike über das christliche Mittelalter bis hin zum Umgang mit Homo-, Bi- und Transsexuellen im Nationalsozialismus und in den Nachkriegsgesellschaften der USA und Europas spürt sie nicht nur den theoretischen Begründungen der LSBT-Feindlichkeit, sondern auch ihren praktischen Auswirkungen nach. Schomers versäumt es dabei jedoch nicht, auch die Fortschritte in der Erstreitung gesellschaftlicher und politischer Rechte queerer Identitäten und Lebensstile zu benennen und zu würdigen. So sieht sie beispielsweise die „Homoehé“ als wesentlichen Schritt zur Gleichstellung queerer Menschen in unserer Gesellschaft an, verweist jedoch gleichzeitig auf die Notwendigkeit, diesem rechtlichen Fortschritt einen gesellschaftlichen folgen zu lassen. Allein eine juristische Gleichstellung ist ihres Erachtens noch kein Garant für einen diskriminierungsfreien Umgang mit „dem Anderen“, allerdings ein erster Schritt in Richtung einer pluralistischen Gesellschaft.

Den zweiten Teil der Arbeit, der dem methodischen Aufbau der qualitativen Studie gewidmet ist, nutzt die Autorin einerseits, um ihre Interviewpartner\*innen vorzustellen und den Leser\*innen einen Einblick in deren Biografie zu gewähren, der ein tieferes

Verständnis der Aussagen der Interviewten ermöglicht. Zum anderen wird bereits hier deutlich, wie wichtig gerade das Coming-out für LSBT-Menschen ist. Denn obwohl der Interviewleitfaden kein übermäßiges Gewicht auf dieses „Ereignis“ – durchaus im Sinne Alain Badiou – legt, rekurren im Gespräch die Interviewpartner\*innen überdurchschnittlich häufig auf ihr Coming-out, da es als radikale Zäsur in der eigenen Biografie empfunden wird und signifikante Auswirkungen auf das eigene Selbstempfinden und den individuellen Lebensentwurf hat. Insbesondere bei ihrer transsexuellen Interviewpartnerin Ute bedeutete der Mut, sich zu outen, eine Entscheidung für das Leben und gegen den Tod, denn ein Leben im falschen Körper wurde von ihrem Umfeld zwar gefordert, war für sie jedoch eine untragbare Last. Das Coming-out erweist sich demnach als radikale und notwendige Rahmenverschiebung, die trotz ihrer Auswirkungen auf bestehende Beziehungsstrukturen unausweichlich erscheint.

Bei der Auswertung der für die Arbeit von der Autorin eigens geführten qualitativen Leitfadeninterviews im dritten Teil wird mithin deutlich, dass mit dem Coming-out und der bewussten Entscheidung für einen von der Norm des gegengeschlechtlichen Begehrens oder der Bestimmung der Geschlechtsidentität durch das Hebamengeschlecht abweichenden Lebensweg, sowohl Diskriminierungserfahrungen als auch Emanzipationsmöglichkeiten einhergehen. Diskriminierung wird dabei, wie sich zeigt, auch in der queeren Szene erfahrbar, wenn sich die Betroffenen der eindeutigen Zuordnung in die gängigen Idealtypen widersetzen und mithin verweigern, sich selbst zum Teil des „Wir“ zu machen. Schomers schlussfolgert deshalb, dass auch die eindeutige Selbstzuschreibung von schwul, lesbisch, bi- und transsexuell das hegemonial-patriarchale System zitiert und an der rigiden Grenzziehung zwischen Norm und Abweichung festhält, beziehungsweise sie unter verkehrten Vorzeichen reproduziert.

Die Autorin widmet sich in dieser Arbeit einem ebenso komplexen wie weitreichenden Thema und macht schlüssig nachvollziehbar, mit welchen Schwierigkeiten queere Menschen zu kämpfen hatten und haben. Es bleibt jedoch nicht bei der Darstellung der Probleme, die im Zuge einer von der Norm abweichenden sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität auf die Menschen einwirken, sondern Schomers kristallisiert auch die positiven Aspekte dieses notwendig reflektierten Umgangs mit gesellschaftlich erwünschten Verhaltensweisen und Rollenbildern heraus. Sie zeigt, wie die Auseinandersetzung mit der eigenen queeren Identität die Chance birgt, die unser Weltbild bestimmende Binarität und damit zusammenhängend die Hierarchisierung und Kategorisierung von Lebensmodellen sowie Herrschafts- und Zwangsinstrumente kritisch zu hinterfragen und zu unterlaufen. Gerade mit Blick auf das Coming-out als jenen Sprechakt, der einen Menschen unweigerlich zum „Anderen“ macht, zeigt die Autorin, dass weder die binäre Matrix heterosexuell-homosexuell, noch die Kategorisierung von Menschen aufgrund einer selbst- oder fremdzugeschriebenen Geschlechtsidentität und ihres sexuellen Begehrens tragfähig sind. Identitätsbezeichnungen, so ihre Argumentation, dienen maßgeblich zur Komplexitätsreduktion und als Mittel ihrer Beherrschbarmachung, finden jedoch in der Realität selten Entsprechung. Letztlich, so ihr Schluss, gilt es also theoretisch und praktisch Abstand von jeglichen weberianischen Idealtypen zu

nehmen und Identität als fluides Moment pluralen Selbst- und Weltverständnisses zu betrachten, das in seiner Vielschichtigkeit einerseits Emanzipationschancen eröffnet und so einen freieren Umgang mit sich selbst ermöglicht sowie andererseits die hegemoniale Basis von Diskriminierungs- und Pathologisierungsstrategien ins Wanken bringt.

Insbesondere in der Verschränkung von Theorie und Empirie, – also in der Verschränkung der diskursanalytischen Aufarbeitung der Genese der Unterdrückungsformen und Stigmatisierung queerer Lebensstile und der Auswertung individueller Erfahrungsberichte und Selbstzeugnisse – liegt das Alleinstellungsmerkmal dieses Werkes, durch das es der Autorin gelingt, eine profunde Analyse des Phänomens „queere Identitäten“ zu liefern. Auch wenn die Ausführungen über die verwendeten soziologischen Methoden vor allem Leser\*innen ansprechen dürften, die sich mit empirischer Sozialforschung auseinandersetzen, bietet die Arbeit disziplinübergreifende Anregungen und ist eine gewinnbringende Lektüre, die auch für die praktische Anwendung (beispielsweise in der Pädagogik) als nachdrückliche Empfehlung zum Umdenken gelesen werden kann.

Denn, so grundlegend die Arbeit beginnt – nämlich mit dem platonischen Kugelmenschen – so grundlegend endet sie auch. Der Transfer der Diskriminierungs- und Emanzipationsmethoden auf andere marginalisierte und prekäre Gruppen, also auf all jene, die ob ihrer Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer Schichtzugehörigkeit etc. von Ausschluss und Unterwerfung bedroht sind, wird mit einem Appell zum solidarischen Miteinander beschlossen. Am Beispiel queerer Identitäten und dem biografischen Schlüsselmoment des Coming-outs zeigt die Autorin, wie weit der Weg zu einer tiefgreifend pluralistischen Gesellschaft noch ist und dass es bei allen Emanzipationsbestrebungen um die Dekonstruktion der Kategorie „des Anderen“ gehen muss. Ihre Analyse bleibt also nicht bei der Betrachtung queerer Lebensstile stehen, sondern spannt im Ausblick einen Bogen zu all jenen Gruppen, die ebenfalls von Diskriminierung und Ausschluss betroffen sind und eröffnet so den Raum, sich mit den grundlegenden politischen Zielen der Verwerfung sowie der Emanzipation von ihnen auseinanderzusetzen. Die vorliegende Untersuchung kann folglich, indem sie den Blick auf die Betrachtung gegenwärtiger politischer Phänomene im Allgemeinen zu weiten vermag, weit mehr leisten, als eine differenzierte Auseinandersetzung mit queeren Lebensstilen vermuten lässt. Schomers positioniert sich mithin in einem Feld, das ob seiner zunehmenden soziopolitischen Dringlichkeit disziplinübergreifend relevant ist. An der Achse von Diskriminierung und Emanzipation versucht sie Antworten auf die Frage zu finden, wie ein lebbares Leben für alle möglich werden könnte.

## Zur Person

Hanna Heinrich M. A., Doktorandin im Fach Philosophie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Arbeitsschwerpunkte: Ästhetik, Geschlechterphilosophie, politische Philosophie der Gegenwart.

E-Mail: [hanna.heinrich@uni-bonn.de](mailto:hanna.heinrich@uni-bonn.de)

## Friederike Höher

Babette Mölders, 2018: *Mentoring zur Begleitung des Übergangs vom Studium in den Beruf*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. 380 Seiten. 43 Euro

Babette Mölders untersucht in ihrer beachtenswerten Arbeit *Mentoring zur Begleitung des Übergangs vom Studium in den Beruf*, wie Mentees diesen Übergang vor dem Hintergrund ihrer eigenen Biografien wahrnehmen und gestalten. Die Fragestellung ihrer Forschung stellt sie im ersten Kapitel zur Einleitung und zum Problemaufriss dar. Sie fragt, welche Funktion Mentoring in der Begleitung und Orientierung solcher Übergänge übernimmt, und macht deutlich, wie Mentoring Biografizität und Handlungsfähigkeit fördert. Unter Mentoring versteht Mölders eine Form der Erwachsenenbildung und informelles Lernen, das biografische Prozesse anstoßen kann. Im Fokus steht das Beziehungslernen (S. 16f.). Mölders skizziert im zweiten Kapitel „gesellschaftliche Modernisierungsprozesse als Rahmung von Übergängen im Lebenslauf“ (S. 23) und macht darin Biografizität als eine Notwendigkeit in der Reaktion auf gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und Entstandardisierung von Lebensläufen aus. Biografizität korrespondiert mit dem der Erwachsenenbildung zugeordneten Ansatz der Lebensbewältigung. Sie wird als deren Aufgabe und Funktion verstanden, um lebenslanges Lernen zu unterstützen. Mentoring gilt demnach als ein Instrument der Erwachsenenbildung.

Das dritte Kapitel skizziert den Forschungsstand zu Mentoring und nimmt Bezug auf die Veränderung des Mentoringverständnisses, der -beziehungen und der -rollen als Mentor\*in und Mentee. Die Autorin fasst im Anschluss daran Mentoring als eine Förder- und Entwicklungsbeziehung zwischen einer weniger erfahrenen und einer erfahrenen Person (S. 36) und als ein eigenständiges Format der Bildungsberatung auf (S. 39). Einige für das eigene Begriffsverständnis und die Untersuchung relevante Studien werden exemplarisch vorgestellt, darunter zentral auch solche, die sich auf Mentoring für Frauen im Hochschulkontext beziehen, da sich hierauf ein Großteil der Mentoringforschung bezieht.

Der Autorin kommt es auf eine biografische Verortung des Mentoringkonzeptes an: Im Rahmen von Mentoring lassen sich biografische Erfahrungen beider Tandempartnerinnen reflektieren sowie Deutungs- und Handlungsmuster modifizieren. Im vierten Kapitel, das sich mit der Forschung zu Übergängen im Lebenslauf befasst, bezieht sich Mölders passenderweise auf das Transitionskonzept von Harald Welzer: Transitionen sind sozial prozessierte, verdichtete und akzelerierte Phasen in einem im permanenten Wandel befindlichen Lebenslauf, woraus komplexe, vielgestaltige und interdependente Bewältigungsanforderungen sowie Anforderungen an Biografizität resultieren (S. 71f.). Transitionen können gelingen oder misslingen, sind positiv wie negativ induziert. Die Autorin referiert einige Ergebnisse quantitativer und qualitativer Lebenslaufforschung,

maßgeblich ist letztlich die Erkenntnis, dass sich individuelle Deutungsmuster auf die Qualität von Transitionen auswirken.

Das methodologische, fünfte Kapitel begründet den biografisch-analytischen Forschungsansatz. Die Untersuchung von Prozessstrukturen als biografisch erworbene Haltungen gegenüber den eigenen Erfahrungen soll Teil der Erforschung von Transitionsprozessen sein, sodass nur ein interpretatives, rekonstruktives methodisches Vorgehen aus der – speziell erziehungswissenschaftlichen – Biografieforschung für die Untersuchung infrage kommen kann. Die Forscherin wählt das narrative Interview (Schütze) als Methode und stellt diese ausführlich vor. Die forschungspraktische Umsetzung bezieht sich auf ein Sample von 13 interviewten weiblichen Mentees, weil bedauerlicherweise kein Mann als Interviewpartner zur Verfügung stand, obwohl die Forschung breiter angelegt war und die Fragestellung der Autorin dies auch zugelassen hätte (S. 124). Der sinnverstehende Vergleichs- und Analyseprozess der Interviews führt zur Ausdifferenzierung der drei im folgenden Forschungsteil (Kapitel 6) herausgearbeiteten Typen und erklärt die Funktion des Mentorings im jeweiligen Zusammenhang. Geschlechtsspezifische Aspekte stehen hierbei nicht im Mittelpunkt. Die Ergebnisse müssen, auch aufgrund der rein weiblichen Untersuchungsgruppe, die Frage offenlassen, inwieweit es hinsichtlich der Typologien geschlechtsspezifische Besonderheiten gibt. Das kann allerdings als Vorteil angesehen werden, solange es mangels vergleichbarer Ergebnisse für männliche Personen im Übergang möglich ist, die gefundenen Typen geschlechtsunabhängig als Hypothesen zur Orientierung heranzuziehen.

Typ 1 verhält sich in Übergangssituationen eher passiv und den Übergang verzögernd. Er verwendet die aus dem sozialen Umfeld (Lehrer\*innen, Familie, Peers) herangetragenen Erwartungen als eigene Orientierung. So kommt es zu einer wenig an eigenen Interessen orientierten Berufswahl, was starke Verunsicherung produziert. Hier geben die Mentorinnen Orientierung als Rollenvorbild, das Mentoring führt zur Aktivierung von Handlungsfähigkeit (S. 134). Typ 2 befindet sich in Auseinandersetzung mit der eigenen Identität. Aufgrund von Abwertungserfahrungen in Bildungsinstitutionen und eines geringeren familialen Rückhalts ist die Prozessstruktur in biografischen Verlaufskurvenprozessen durch einen krisenhaften Wechsel zwischen dem Verlust an Handlungsmacht und deren Wiedergewinnung gekennzeichnet. Der Identitätsbildungsprozess ist beim Übergang vom Studium in den Beruf starken Verunsicherungen ausgesetzt, Mentoring dient hier der Unterstützung des Identitätsbildungsprozesses. Typ 3 erlebt sich als handlungsmächtig, nutzt die eigenen Interessen, Wünsche und Ziele als Orientierung für berufsbiografische Entscheidungen, hat ein relativ gefestigtes Selbstbild und ein starkes Selbstbewusstsein. Die stabilen Bindungen in der eigenen Biografie führen zu einer kontinuierlichen Entwicklung. Typ 3 deutet den Übergang in den Beruf als autonom zu gestaltenden Prozess und geht proaktiv darauf zu. Das Mentoring dient der aktiven Vorbereitung und Gestaltung des Berufseinstiegs, es entfaltet Coachingfunktionen. Dieser Typus wurde im Sample am meisten vorgefunden.

Die präsentierten Fälle veranschaulichen die Typologie in gut strukturierter, einfühlsamer Weise und lassen an den biografischen Prozessen der Repräsentantinnen,

ihren Deutungsmustern und Suchbewegungen teilhaben. Sie werfen ein Licht auf die biografischen Voraussetzungen für die Gestaltung von Übergangsprozessen und verdeutlichen die wichtige Rolle von Mentoring in diesen Zusammenhängen. Letztlich unternimmt die Autorin den Versuch, die Typen einer (etwas willkürlichen) Trias aus Wollen, Können und Dürfen zuzuordnen: Bei Typ 1 geht es in der Stärkung der Handlungsfähigkeit um die Stärkung der Dimension Wollen, bei Typ 2 in der Reflexion eigener Kompetenzen um Können. Bei Typ 3 sind alle Bereiche der Trias ausgeprägt, sodass Mentoring hier dazu dient, diese unter krisenanfälligen Bedingungen des Übergangs weiter aufrechtzuerhalten.

In den letzten beiden Kapiteln (Diskussion der Ergebnisse und abschließende Gedanken) werden die Ergebnisse zusammengefasst und pointiert vorgestellt, für die Theorieentwicklung diskutiert und einige Hinweise für Mentoringprogramme gegeben. Die Unterschiede zwischen den Typen werden hinsichtlich folgender drei Kriterien weiter erklärt: Ausprägung der Selbstwirksamkeitserwartungen, Selbstbewusstsein und soziale Eingebundenheit in Beziehungen. Fazit: Mentoring fördert Biografizität, wobei der Grad der Selbstreflexionsfähigkeit dafür maßgeblich ist. Handlungsfähigkeit, Selbstreflexion und Biografizität haben sich als zentrale Kategorien zur Gestaltung von Übergängen herauskristallisiert. Die Autorin konstatiert, dass von den gefundenen Typen kaum Kritik an politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geäußert wird, und rät Programmkoordinator\*innen, sensibel zu hinterfragen, welche Geschlechts- oder Karrierestereotype durch die Programme transportiert werden (S. 348).

Babette Mölders Arbeit unterstreicht den Wert qualitativer, biografieorientierter Untersuchungen über Mentoring, wie sie seit den letzten zehn Jahren erst von sehr wenigen Forscher\*innen in Deutschland vertreten werden, und erweitert damit dieses vielversprechende Feld um einen interessanten, auf den Übergang vom Studium in den Beruf spezialisierten Beitrag. Die herausgearbeitete Typologie ist ein einzigartiger Ansatz und auch von praktischer Relevanz für Mentoringprogramme. Die Ergebnisse führen zu einer differenzierten Betrachtungsweise der Funktionen von Mentoring in der Begleitung von Übergangssituationen und liefern einen Beitrag zum Diskurs über lebenslanges Lernen. Die Arbeit liefert viele Denkanstöße für weitere Forschungen und sollte unbedingt auch von Praktiker\*innen, Programmverantwortlichen und allen, die Menschen in beruflichen Übergangssituationen professionell begleiten, zur Kenntnis genommen werden.

## Zur Person

*Friederike Höher*, Dr., Diplompädagogin, Coach (DBVC) und Beraterin in der Begleitung von Mentoringprogrammen. Arbeitsschwerpunkte: Resilienz in Organisationen, Dialog in organisationalen Transformationsprozessen.

E-Mail: [info@friederike-hoehler.de](mailto:info@friederike-hoehler.de)